Ch. Wink. del. Söckler sc. 1779.

B. L. 850.a

<36604207760013

<36604207760013

Bayer. Staatsbibliothek

L. Germ. ~~156~~
10

Adelung

Bibl. Gott. univ.
L.

Ling. Germ. Styl.
Pg. 1095.

B. L. 850 – a –

J. C. Adelung

über

# den Deutschen Styl,

im

Auszuge

von

Theodor Heinsius,
Doktor der Philosophie.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwohlgebohren,

dem

Herrn General-Major und Chef

des dritten Artillerie-Regiments,

wie auch

Direktor der Artillerie-Akademie,

# Herrn von Tempelhoff,

Ritter des rothen Adler- und Verdienst-Ordens,

in tiefster Ergebenheit

gewidmet

von

dem Verfasser.

# Vorrede.

Da ich mit gutem Grunde voraussetzen darf, daß Herrn Adelungs klassisches Werk über den Deutschen Styl allen denen, welche sich um Deutsche Literatur bekümmern, hinlänglich bekannt ist: so werde ich es mir wohl ersparen können, über Inhalt und Einrichtung dieses Auszuges weitläuftig zu sprechen. Ein Auszug soll, meiner Meinung nach, die Hauptideen der zum Grunde gelegten Schrift in gedrängter Kürze enthalten, so, daß man in ihm das größere Werk, nur in einer verkleinerten Gestalt, wiederfinde. Nach diesem Grundsatze habe ich denn auch bei der Ausarbeitung dieses Lehrbuchs gehandelt, und wissentlich nichts übersehen, was wesentlich zur Theorie des Deutschen Styles gehört, so wie ich auch bemüht gewesen bin, mir den Ideengang des Herrn Verfassers nach meinen Kräften zu eigen zu machen.

Indessen wird man bei einer nähern Verglei- chung dennoch mancherlei Abweichungen, theils in einigen Meinungen und Grundsätzen, theils in der Ordnung der abgehandelten Gegenstände, finden, welche ich mir um so mehr erlauben zu können glaubte, da meine Freiheit darin nicht beschränkt war, und ich dem Herrn Hofrath Adelung einen Theil dieses Lehrbuchs schon in der Handschrift zur Beurtheilung vorgelegt hatte, den er mir, ohne Erinnerung, mit Beifall wieder zurücksandte. Wo es anging, habe ich diese abweichenden Meinungen in die Paragraphen selbst eingeschaltet, und dann in den darunter befindlichen Anmerkungen darauf hingewiesen, oder sie ganz vom Texte abgesondert, so daß der aufmerksame Leser sie leicht finden wird. Außerdem mußte ich, dem Kästnerischen Ausspruche gemäß, nach dem verschiedenen Zwecke und nach dem Bedürfnisse der Leser, welche ich mir dachte, einzelnen Theilen dieses Lehrbuches mehr oder weniger Umfang geben, diesen oder jenen Zusatz machen, hier und da eine nähere Erläuterung anbringen, und so bald vollständiger, bald

kürzer als Herr Adelung seyn, da sein Werk, das mehr als ein Handbuch für Lehrer betrachtet werden muß, auch schon grössere Kenntniß, reifern Geschmack und mehr Ausbildung der Seelenkräfte voraussetzt, als sich bei diesem Lehrbuche voraussetzen durfte. Uebrigens habe ich auch andere kleinere Anweisungen zur Wohlredenheit, wozu ich besonders Herrn Reinhard's „erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des deutschen Styles" und Snell's „Lehrbuch der deutschen Schreibart" rechne, mit Dank gegen die Verfasser benutzt, die ebenfalls in der Hauptsache dem Adelungischen Werke gefolgt sind, das bis jetzt noch immer durch keinen erreicht, am wenigsten aber übertroffen worden ist.

Ob aber dieses Lehrbuch bei den schon vorhandenen Schriften dieser Art noch nöthig seyn möchte, das wird sich dann am besten beurtheilen lassen, wenn man es mit seinen Vorgängern vergleicht, und auf die Verschiedenheit der Leser, so wie auf die nächste Bestimmung dieser Arbeit, welche auf die höheren Klassen unserer Lehranstalten hingeht, billige Rücksicht

nimmt. Dies zu entscheiden überlasse ich sachverständigen Beurtheilern. Ich selbst kann bloß bedauern, daß Hr. Adelung, wegen wichtigerer Arbeiten für die Deutsche Literatur, nicht Zeit zur eigenen Uebernehmung dieses Auszuges gewinnen konnte, und wünsche daher um so mehr, daß ich dem ehrenvollen Auftrage ein Genüge geleistet, und wenigstens einigermaßen in dem Geiste unsers großen Sprachforschers gearbeitet haben möge.

Sollte dieses Lehrbuch seinem Zwecke entsprechen, und mit Beifall aufgenommen werden, so möchte ich vielleicht nach einiger Zeit eine Beispielsammlung aus den neuesten Schriften der Deutschen dazu liefern, bei der ich denselben Gang beobachten, sie aber zugleich mit Anmerkungen begleiten würde, welche sich mit kritischen Untersuchungen über die in den Beispielen befindlichen Schönheiten und Fehler beschäfftigen sollen. Berlin, den 25sten Sept. 1799.

---

Inhalts-

# Inhaltsanzeige.

Vorbereitung S. 1.

## Erster Theil.

Allgemeine Eigenschaften des Styles 11.
Einleitung —
1. Kap. Vom Gebrauche der Hochdeutschen Schriftsprache 15.
2. Kap. Von der Sprachreinigkeit 19.
1. Abschn. Von den Archaismen 20.
2. Abschn. Von den Provinzialismen 24.
3. Abschn. Von den ausländischen Wörtern und Wortformen 25.
4. Abschn. Von den Neologismen 30.
3. Kap. Von der Sprachrichtigkeit 34.
4. Kap. Von der Klarheit und Deutlichkeit 41.
1. Abschn. Anwesenheit eines gewissen Verstandes —

2. Abschn. Vollständigkeit des Verstandes S. 46.
3. Abschn. Einheit des Verstandes 48.
4. Abschn. Leichtigkeit des Verstandes 52.
5. Kap. Von der Angemessenheit 56.
1. Abschn. Von der Ueblichkeit 57.
2. Abschn. Von der Schicklichkeit und Natürlichkeit 59.
3. Abschn. Von der Bestimmtheit 62.
6. Kap. Von der Präcision 64.
7. Kap. Von der Würde 71.
8. Kap. Von dem Wohlklange 75.
1. Abschn. Von der Euphonie 76.
2. Abschn. Von dem Numerus 80.
9. Kap. Von der Lebhaftigkeit, oder von den Figuren 89.
Einleitung —
1. Abschn. Figuren für die Aufmerksamkeit 92.
2. Abschn. Figuren für die Einbildungskraft 99.
1. Klasse. Formen des Gespräch-Styles 101.
2. Klasse. Die Nachahmung des Hörbaren durch den Ausdruck 102.
3. Klasse. Die Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes 105.
4. Klasse. Auflösung eines Ganzen in seine Theile 109.
5. Klasse. Erläuterung durch ein sinnliches Bild 116.
6. Klasse. Darstellung unter einem sinnlichen Bilde, oder von den Tropen 121.
7. Klasse. Die Allegorie 134.
8. Klasse. Die Mythologie 136.
9. Klasse. Darstellung eines abwesenden Dinges als gegenwärtig 138.
10. Klasse. Die Prosopopöie, oder Personendichtung 141.

3. Abschn. Figuren für die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften S. 144.
4. Abschn. Figuren für den Witz und Scharfsinn 153.
10. Kap. Von der Mannigfaltigkeit 163.
11. Kap. Von der Neuheit 165.
12. Kap. Von der Einheit 170.

## Zweiter Theil.

Besondere Arten des Styles. S. 175.
Einleitung. —
1. Abschn. Von den verschiedenen Arten des Styles in Ansehung der Würde und der Absicht des Schreibenden 178.
Einleitung —
1. Abtheil. Vertrauliche Schreibart 179.
2. Abtheil. Mittlere Schreibart 183.
1. Kap. Von dem Geschäffts-Style 185.
2. Kap. Von dem Geschichts-Style 190.
3. Kap. Von dem Lehr-Style 199.
3. Abtheil. Bildlicher Styl 203.
4. Abtheil. Rührender Styl 206.
5. Abtheil. Höherer Styl. 212.
1. Kap. Von dem pathetischen Style 222.
2. Kap. Von dem erhabenen Style 226.
3. Kap. Von dem Rede-Style 236.
6. Abtheil. Komischer Styl 240.
7. Abtheil. Poetischer Styl 257.
2. Abschn. Verschiedene Arten des Styles, in Ansehung der äußeren Form 279.
1. Kap. Von dem Gespräche —
2. Kap. Von den Briefen 283.
3. Kap. Von der feierlichen Rede 290.

## Dritter Theil.

Erforderniße und Hülfsmittel der guten Schreibart S. 304.

Einleitung —

1. Kap. Von dem Genie —

2. Kap. Von der Sachkenntniß 310.

3. Kap. Von dem Geschmacke 311.

4. Kap. Kenntniß der Regeln und Kritik 318.

5. Kap. Von den klassischen Schriftstellern. 324.

Anhang, betreffend einige der wichtigsten Schriften über Sprache und Styl, und über einzelne in diesem Lehrbuche vorkommende Gegenstände 328.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

# Vorbereitung.

## Allgemeine Bemerkungen über Sprache und Grammatik überhaupt, und Uebergang zur Lehre vom Styl.

§. 1.

Sprache, im weitesten Sinne des Worts, ist eine äußerliche Bezeichnung unserer Gefühle und Vorstellungen. Diese geschieht entweder durch Töne, oder durch Blicke, Gebehrden und Bewegungen, oder endlich durch Worte. Die erste Art der Bezeichnung nennen wir Ton-, die zweite Gebehrden- und die dritte Wortsprache.

§. 2. Die Wortsprache, oder Sprache schlechtweg genannt, kann 1) in subjectiver und 2) in objectiver Rücksicht betrachtet werden. Im ersteren Falle, wo sie als Aeußerung einer uns beiwohnenden Fähigkeit angesehen wird, ist sie eine Bezeichnung unserer Gefühle und Vorstellungen durch vernehmliche (articulirte) Töne der Stimme; im zweiten Falle aber, wo wir sie als einen von uns unabhängigen Gegenstand betrachten, ist sie der ganze Inbegriff von Wörtern und deren möglichen Verbindungsarten, wodurch ein Volk sich gegenseitig seine Gefühle und Vorstellungen hörbar macht.

§. 3. Die Vorstellungen, die wir Andern durch Worte, als hörbare Zeichen, mittheilen, entspringen sämmtlich aus Empfindungen. Eine **Empfindung** im engsten Verstande ist das Bewußtseyn des Eindruckes eines Dinges auf einen unserer Sinne. Merkt die Seele auf diesen Eindruck, sucht sie an demselben etwas zu unterscheiden, oder das dunkele Bewußtseyn zu einiger Klarheit zu bringen: so entsteht eine **Vorstellung**.

§. 4. Die Vorstellungen haben verschiedene Grade der Klarheit, je nachdem die Seele mehr oder weniger an einem Dinge unterscheidet. Ist diese Klarheit so, daß man die Art und Weise der Empfindung und ihrer Ursache einsieht, und also mehrere zusammen gehörige, in einander gegründete Vorstellungen mit einander zu einem Ganzen verbindet: so entsteht ein **Begriff**.

§. 5. Der Ausdruck einer bloßen Empfindung, als Empfindung, ist die **Interjection** oder das **Empfindungswort**; der Ausdruck einer klaren Vorstellung aber giebt das **Wort** im engern Verstande.

Anmerk. Empfindungswörter kann es eigentlich nicht geben, sondern nur Empfindungslaute, denn für die bloße Empfindung können keine Zeichen klarer Vorstellungen da seyn; indessen ist es dem Sprachgebrauch nicht entgegen, die Interjektion ein Wort im weitesten Verstande zu nennen.

§. 6. Da die Vorstellungen verschiedene Grade der Klarheit haben können, (§. 4.) so sind auch die Ausdrücke nach eben dem Maße verschieden. Daher haben wir in der Sprache **Wurzellaute** (wa, we, wi, ra, re, ab, eb, u. s. w.) und **Wurzelwörter**. Letztere sind entweder nackte (wag, weg, wig, wach, wech, wich, u. s. w.) oder angekleidete (ausgebildete) als: trab, grab, trief, schreib, ritz, blitz, u. s. w., und die ange-

kleideten sind wieder abgeleitete (platz=en) oder zusammengesetzte Wörter (Platz = Regen.)

§. 7. Wenn man eine Reihe klarer Vorstellungen und Begriffe, die in einander gegründet sind, zusammen faßt, so braucht man auch mehrere Zeichen. Dadurch entsteht ein Gedanke, dessen Ausdruck die Rede im weiteren Verstande ist. Besteht der Gedanke bloß aus dem Prädikate und Verbindungsworte, so nennen wir ihn Redensart (Phrasis). Ausdruck aber bezeichnet die äußerliche Einkleidung des Gedanken in Worte, und begreift sowohl die Interjectionen und Wörter als ganze Redensarten unter sich.

§. 8. So wie alle vernünftige Erkenntniß aus Empfindungen entstanden ist, so ist auch jede Sprache aus Interjectionen entsprungen. Die Zahl dieser Empfindungswörter oder Grundtöne ist immer sehr klein, (im Deutschen etwa 600), und längst erschöpft, daher wir jetzt nur durch Ableitung und Zusammensetzung neue Wörter bilden können.

§. 9. Eine wichtige Frage ist es: welche Verbindung wohl zwischen unsern Vorstellungen und den Wörtern, als ihren Zeichen, statt finden möge? Zur Beantwortung derselben muß man den ursprünglichen Zustand der Sprache von ihrer nachher erfolgten Ausbildung unterscheiden.

§. 10. Sehen wir auf den ursprünglichen Zustand, so scheinen nur zwei Fälle möglich zu seyn. Entweder die Verbindung zwischen den Vorstellungen und ihren Zeichen ist nothwendig (wesentlich) oder sie ist willkürlich (zufällig). Nothwendig kann sie nicht immer seyn, theils, weil zwischen den Zeichen und den bezeichneten Dingen oft nicht die geringste Aehnlichkeit gefunden wird, theils weil sonst ein und dieselbe Sache auch

nur ein Zeichen haben, oder es nur eine einzige Sprache geben könnte. Ganz willkührlich kann die Verbindung auch nicht seyn, weil dies schon Sprache und deutliche Begriffe voraussetzt.

§. 11. Wir finden indessen noch einen Mittelweg. Sprache und Erkenntniß können nur im gesellschaftlichen Leben gebildet werden, und hängen von dem Empfindungsvermögen ab, welches unter jeder beisammen lebenden Anzahl von Menschen nach den Umständen des Orts, der Zeit und Gelegenheit, des Gewerbes und der Nahrung verschieden gestimmt ist. Nach diesen verschiedenen Empfindungen nun, so wie nach der verschiedenen Art, wie sinnliche Gegenstände (z. B. der Donner) sich äußern, richtet sich auch die Beschaffenheit der Sprache, die noch mehr durch die ungleiche Fähigkeit der Sprachwerkzeuge modificirt werden kann.

§. 12. In so fern nun das Zeichen von dem Eindrucke des bezeichneten Gegenstandes auf uns hergenommen ist, liegt auch in den Worten etwas Nothwendiges; sofern aber unter mehrern Eindrücken eines Gegenstandes auf die Sinne, ein Volk diesen, ein anderes jenen Eindruck wählte, ist die Verbindung zwischen Vorstellung und Zeichen mehr willkürlich oder zufällig. Wir nennen diese Art der Verbindung conventionell oder gesellschaftlich-zutreffend.

§. 13. Dies Gesellschaftlich-zutreffende, welches wir in dem Zustande der ausgebildeten Sprache den Sprachgebrauch nennen, ist auch jetzt noch das Band zwischen Vorstellungen und deren Zeichen, wenn wir uns auch der Aehnlichkeit und ihres Grundes nicht immer so bewußt sind, als die ersten Spracherfinder. Diese kannten die Sache eher als das Zeichen, wir aber lernen erst jene durch das letztere.

§. 14. Schon aus dem bisher Gesagten folgt, daß die Sprache, als vernehmlicher Ausdruck der Empfindungen und Vorstellungen, der jedesmaligen Kultur eines Volks angemessen seyn muß. Diese Uebereinstimmung zeigt sich besonders in der Menge und dem Reichthum der Ausdrücke, in dem Grade ihrer Klarheit, und in der Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge und der dadurch hervorgebrachten Töne. Ein rohes Volk ist z. B. arm an Ausdrücken für unsinnliche und abstracte Gegenstände. Es hat starke Leidenschaften, die ihr Gepräge durch kühne Tropen, gewagte Versetzungen und Ableitungen der Sprache aufdrucken, wodurch die Rede an Deutlichkeit verliert. Es verbindet mit seiner Geistesroheit auch Leibesstärke, welche die Feinheit der Empfindnngs- und Sprachorgane verhindert, und den Tönen eine gewisse Stärke und Härte beigesellt.

§. 15. Wenn also die Sprache eines Volks bald roher und sinnlicher, bald ausgebildeter und geistiger ist, so fragt sich nur, wie die Verfeinerung und Ausbildung bewirkt werden könne? Auch diese Veredelung ist und bleibt eben so gesellschaftlich-zutreffend, als die erste Einrichtung der Sprache, und geschieht also vermittelst des gleichgestimmten Empfindungsvermögens einer ganzen Nation oder doch eines großen Theils derselben; denn die abweichende Empfindung einzelner Personen hebt die Einheit des Ganzen nicht auf. Von gewaltsamer erzwungener Ausbildung der Sprache kann also die Rede nicht seyn. Sie ist ein Werk allmähliger Verfeinerung und Kultur, und steigt nur in eben dem Grade, in welchem ein Volk an Wildheit und Stärke ab- und an klaren Vorstellungen, Kenntnissen und Geschmack zunimmt. Wie weit diese Ausbildung gehen wird, läßt sich natürlich nicht bestimmen.

§. 16. Hat aber ein Volk einmal einen beträchtlichen Grad der Kultur erreicht, und weiß es das Schöne, Passende und Schickliche in der Natur und in den Künsten zu empfinden, d. h. hat es Geschmack: so genügt es ihm nicht mehr, bloß verstanden zu werden, sondern es will auch mit Wohlgefallen verstanden werden, und so entsteht zuerst die Beredsamkeit und dann die Wohlredenheit.

§. 17. Beredsamkeit ist die Fertigkeit, mit Wohlgefallen zu überreden und zu rühren; Wohlredenheit aber die Fertigkeit, sich in allen Fällen so auszudrucken, daß man mit Wohlgefallen verstanden werde. Jene ist immer älter als diese, weil das Bedürfniß sie eher erfordert, und ihre Schönheiten hervorstechender sind. Wohlredenheit ist weitumfassender, und setzt einen höhern Grad von Kultur voraus.

§. 18. Eben darum hat auch die Wohlredenheit nur bei wenigen Völkern geblüht. Unter den älteren Nationen stehen die Griechen oben an. Diese, ausgezeichnet durch Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks, erreichten mit dem Anfange des Peloponnesischen Krieges die höchste Stufe ihrer Kunst, und erhielten sich darauf bis zur Regierung Alexanders, also etwas über hundert Jahre. † Nach dem Verfall des Griechischen Geschmacks kam die Wohlredenheit zu den Römern, wo sie aber nicht einmal so lange blühte, sondern nur auf die Zeiten des Cäsar und August eingeschränkt war. ††

Anmerk. † In diesem Zeitraume sind besonders merkwürdig Perikles (der kurz vor dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges starb), Kleon, Alcibiades, Kritias, Theramenes, Isokrates, und endlich Demosthenes.

†† Crassus, Antonius, Hortensius, Cicero.

§. 19. Nach dem Verfall des Römischen Geschmacks verstrichen vierzehn Jahrhunderte, ehe die Wohlredenheit wieder zu einer gewissen Stärke gelangen konnte. Zuerst erhob sie sich in Italien, wo besonders unter den Päpsten Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten mehrere große Köpfe hervorgingen; dann in Frankreich, wo sie unter Ludwig dem Vierzehnten ihren höchsten Gipfel erreichte, und endlich in England.

Anmerk. In dieser ganzen Zeit gab es indessen keinen Demosthenes, keinen Cicero. Die gerichtliche Beredsamkeit fand entweder gar nicht statt, oder war gegen die Griechische und Römische sehr unbedeutend. Die ganze Kunst war größtentheils auf die Kanzel verwiesen.

§. 20. Unter den Deutschen hat die Wohlredenheit erst spät geblüht. Durch fremde Nationen auf deutschen Boden verpflanzt, und wenig gepflegt, blieb sie lange unbemerkt, und stand immer den besseren Gewächsen des Auslandes nach. Erst unter den Schwäbischen Kaisern bildeten sich Geschmack und Dichtkunst, aber erhoben sich kaum über das Mittelmäßige. Die nachher erfolgte Reformation gab zwar dem Gefühl und der Sprache einen etwas feinern Anstrich, allein dies war kaum mehr als eine Vorbereitung, da die wahre Veredelung des Empfindungs-Vermögens eine lange Zeit erforderte. Dieser ärmliche Geschmack wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Manier der neuern Italiäner, welche gesuchte und abentheuerliche Figuren liebten, noch mehr verderbt. Endlich nahm unter der Regierung der Sächsischen Auguste ein besserer Sinn für das Schöne seinen Anfang. Besonders zeichnete sich das zweite Viertel des jetzigen Jahrhunderts aus, in welchem mehrere gute Schriftsteller in Sachsen aufstanden, welche Muster für

Deutschland wurden, und auf die meisten Arten des Ausdrucks vortheilhaft wirkten. Erst seit der Zeit verdient die Wohlredenheit bei uns bemerkt zu werden, und die Deutschen würden darin vielleicht ihre Vorgänger übertreffen, wenn bei ihnen mehr Einheit in Ansehung der Sprache herrschte, und sie mit der Gabe der Darstellung zugleich mehr grammatische Richtigkeit des Ausdrucks zu verbinden wüßten.

§. 21. Soll der Geschmack, den wir als die Quelle der Wohlredenheit betrachtet haben (§. 16), gebildet, befestigt, und vor Verwirrung bewahrt werden, so bedürfen wir gewisser Vorschriften, die ihn auf die unveränderlichen Gesetze der Schönheit aufmerksam machen, und daraus entstehen dann die Wissenschaften, welche sich mit den Gedanken und ihrem Ausdrucke beschäftigen.

§. 22. Gedanke und Ausdruck sind die beiden gleich wichtigen Theile der Rede oder des Schriftwerkes. Unter jenem versteht man die Hauptvorstellungen, den Inhalt oder die Materie, unter diesem aber die äußerliche Einkleidung in Worte, oder die Form.

§. 23. Die Gedanken oder Vorstellungen sind der Gegenstand zweier Wissenschaften, der Logik, welche uns richtig, zusammenhängend und gründlich denken lehrt, und der Rhetorik, welche uns sagt, wie wir die Gedanken auf eine zweckmäßige und wirksame Art erfinden und anordnen sollen.

§. 24. Der Ausdruck, oder die Form der Rede, ist sowohl ein Gegenstand der Sprachlehre, als der Lehre vom Styl. Jene hat es bloß mit der Richtigkeit des Ausdrucks durch Worte, diese aber mit dem zweckmäßigen, schönen Ausdrucke zu thun.

§. 25. Das Wort Styl oder Schreibart bezeich-

net überhaupt die Art und Weise, wie man schreibt, oder Andern seine Gedanken durch geschriebene Worte ausdruckt; im engeren Sinne aber versteht man darunter die Art, Andern seine Gedanken zweckmäßig und schön durch Worte vorzutragen, so daß auch der mündliche Ausdruck dazu gehört.

Anmerk. In weiterer Bedeutung braucht man das Wort Styl von allen schönen Künsten, und es bezeichnet alsdann die dem Künstler zur Fertigkeit gewordene Verfahrungsart. Zeigt sich diese Verfahrungsart besonders im Geistigen, im bildenden Theile der Kunst, oder in dem, was aus dem Genie des Künstlers hervorgeht, so heißt sie vorzugsweise Styl; ist sie aber bloß im Mechanischen sichtbar, so verliert sie diesen Namen, und wird Manier genannt.

§. 26. Die Lehre vom Styl oder vom Gedanken-Ausdruck setzt also zwar die Gedanken schon voraus, aber dennoch sind beide so genau mit einander verbunden, daß sich keine bestimmte Gränzlinie ziehen läßt. Der Ausdruck ist immer von dem Gedanken abhängig, und selbst Sprachfehler sind eigentlich Fehler des Gedankens. Dieser kann seinen Hauptvorstellungen nach sehr richtig und schön seyn, aber die Wahl und Anordnung der einzelnen Theile ist vielleicht fehlerhaft. Daher sind schön denken und schön schreiben, schlecht denken und schlecht schreiben, aufs engste mit einander verbunden, und lassen sich nicht von einander trennen.

§. 27. Ist dies, so folgt ganz natürlich, daß, da die Art zu denken und zu empfinden sehr verschieden ist, auch die Art des Ausdrucks bei jedem einzelnen Menschen verschieden seyn, oder, daß jeder Mensch seinen besondern, ihm eigenthümlichen Styl haben müsse. Der Schriftsteller, der einen Gegenstand behan-

delt, stellt sich in diesem gleichsam selbst dar, d. h.: er stellt die ihm eigenthümliche Art dar, die Gegenstände anzusehen, sie zu begreifen, zu erkennen, zu empfinden, zu begehren oder zu verabscheuen.

§. 28. Außerdem entsteht auch eine eben so große Verschiedenheit des Styls aus den Absichten des Schreibenden. Diese können sehr verschieden seyn, je nachdem er belehren und unterrichten, überreden und überzeugen, rühren und Leidenschaften erregen, die Einbildungskraft unterhalten oder belustigen will.

§. 29. Ungeachtet dieser Verschiedenheit des Styles, welche durch die individuelle Denk- und Empfindensart (§. 27.) und durch die jedesmaligen Absichten (§. 28.) des Schreibenden bestimmt wird, müssen doch gewisse allgemeine höhere Eigenschaften da seyn, in welchen alle noch so verschiedenen Schreibarten übereinkommen, wenn sie Einheit haben sollen, oder mit andern Worten: es muß gewisse allgemeine Regeln der Schreibart überhaupt geben, unter welche alle einzelnen Gattungen gebracht werden können.

§. 30. Es zerfällt daher die Lehre vom Styl in zwei Theile, von denen der erste die allgemeinen Eigenschaften jeder guten Schreibart in sich faßt, und der zweite die besondern Eigenschaften derselben, worin gezeigt wird, wie viel der Ausdruck in jedem einzelnen Falle von jeder dieser allgemeinen Eigenschaften besitzen kann und muß. Hiezu läßt sich noch ein dritter Theil fügen, der von den Erfordernissen und Hülfsmitteln der guten Schreibart handelt, und also zeigt, welche natürliche und erworbene Fähigkeiten zur guten Schreibart nöthig sind, und wie man sich die Anwendung der Regeln erleichtern könne.

# Erster Theil.

## Allgemeine Eigenschaften des Styles.

### Einleitung.

§. 31. Wenn sich die Lehre vom Styl mit dem schönen Ausdruck beschäfftigt (§. 25.), so sollten wir vor allen Dingen wohl erst den Begriff festsetzen, welchen wir mit dem Worte schön überhaupt zu verbinden haben. Allein, nicht zu gedenken, daß diese Untersuchung, welche für die Aesthetik gehört, uns zu weit führen würde, ist sie auch für unsern Zweck nicht nothwendig, und wir brauchen hier davon nur so viel, als zur Bestimmung der allgemeinen Eigenschaften des schönen Ausdrucks erforderlich ist.

Anmerk. Es giebt beinahe kein Wort, welches in einem schwankendern Sinne gebraucht würde, als der Ausdruck schön. Im gemeinen Leben nimmt man es für alles, was auch den undeutlichern Sinnen angenehm ist. Dieser Sprachgebrauch ist aber fehlerhaft, und man muß sich seiner, wenigstens in der Wissenschaft, enthalten. Eine weniger weite Bedeutung schränkt es auf die Gegenstände der deutlichern Sinne, des Gesichts und Gehörs, ein. Am engsten aber und

am richtigsten wird das Wort genommen, wenn es bloß den Gegenständen des Gesichts, und besonders der Wellenlinie, welche Hogarth die Schönheitslinie nennt, beigelegt wird.

§. 32. Die erste und vornehmste Absicht der Rede kann keine andere seyn, als — verstanden zu werden, d. h. diejenigen Vorstellungen, die man in seiner Seele hat, durch die dazu schicklichen Zeichen auch in Anderen zu erwecken. Dies ist rohes Bedürfniß, und in den niederen Graden der Kultur der einzige, höchste Endzweck.

§. 33. Allein, wenn der Geschmack eine gewisse Feinheit und Allgemeinheit bekommt, so ist man mit dem bloßen, rohen Bedürfnisse nicht mehr zufrieden; man verbindet mit dem Zweck, verstanden zu werden, noch einen höheren, wählt unter mehrern ähnlichen Vorstellungen nur die angenehmsten und schicklichsten, und bemüht sich, dadurch angenehme Empfindungen bei Andern zu erwecken, oder mit andern Worten: man spricht so, daß die Rede auch mit Wohlgefallen verstanden, daß sie für schön gehalten werde.

§. 34. Hier aber fragt es sich nun: wird dieser Zweck bei allen Menschen und zu allen Zeiten erreicht werden können? Wenn das Empfindungs-Vermögen in jedem Grade der Kultur gleich gestimmt seyn könnte, und der Geschmack nicht von Herkommen, Gewohnheit und andern zufälligen Umständen abhängig wäre, so würde diese Frage allerdings bejaht werden müssen. Allein, da das, was schön seyn soll, gefallen muß, und das Gefallen eine Sache der Empfindung ist, so kann hier an keine Allgemeinheit des Wohlgefallens, und also auch nicht der Schönheit, zu denken seyn.

§. 35. Schränkt man indessen die Frage auf einen gewissen Grad der Kultur ein, und fragt: giebt es nicht für Völker von einerlei oder verwandten Graden des Geschmacks gewisse Merkmale des Wohlgefallens, also gewisse Begriffe des Schönen, worin sie alle übereinkommen? so ist die Antwort bejahend, da hier eine Uebereinstimmung des Empfindungs-Vermögens, wenigstens in den meisten Fällen, gewiß ist; denn freilich werden auch hier zufällige und lokale Umstände in der Anwendung jener allgemeinen Begriffe von Schönheit mancherlei Abänderungen hervorbringen, wodurch sie eingeschränkt und näher bestimmt werden, daher wir sie hier gleichfalls conventionelle (§. 12.) nennen wollen.

§. 36. Eine solche Uebereinstimmung des Empfindungs-Vermögens findet statt zwischen den neuern Europäern mit den alten Griechen und Römern, da die erstern dem Geschmack der letztern, als dem einzig wahren, nacheifern. Sie müssen also auch gewisse allgemeine Begriffe der Schönheit haben, worin sie mit einander übereinstimmen, und es kommt nur darauf an, sie aufzusuchen, und ein Grundgesetz für alle Arten des Schönen, also auch für die Schönheiten des Styles, ausfindig zu machen.

§. 37. Scharfsinnige Schriftsteller haben auch häufige Untersuchungen darüber angestellt, aber bis auf diesen Tag noch kein befriedigendes Princip gefunden. Auch Einheit in der Mannigfaltigkeit, worin die Meisten das Wesen der Schönheit setzen, paßt, wenn auch für viele, doch nicht für alle Arten des Schönen, und ist z. B. auf Schönheit der Farben nicht anwendbar, so wie denn auch jener Grundsatz nicht alles erschöpft, da der schöne Ausdruck außer der Einheit auch

Lebhaftigkeit, Kürze und Vollständigkeit erfordert, Eigenschaften, die sich nicht ohne Zwang aus ihm herleiten lassen.

Anmerk. Eben darum hätten unsere Theoristen die Regeln für den Styl nicht aus dem Gesetze der Schönheit herleiten sollen. Weit besser würde es seyn, solche aus dem Begriff der Vollkommenheit zu entwickeln, welche in der Uebereinstimmung der Mittel zum Zwecke besteht, und also sehr leicht zu den allgemeinen Eigenschaften der guten Schreibart hinführt, sobald die Absicht der Rede nur bestimmt ist. In der That soll auch der Ausdruck schön, wie ihn Hr. Adelung braucht, nichts anders sagen, da er alles auf die Absicht, zweckmäßig und mit Wohlgefallen verstanden zn werden, zurückführt.

§. 38. Wir gehen daher einen sicherern Weg, wenn wir die allgemeinen Eigenschaften des schönen Ausdrucks aus den Absichten des Sprechenden oder Schreibenden zu entwickeln suchen. Diese, mögen sie in besondern Fällen auch noch so verschieden seyn, vereinigen sich nämlich alle darin: man will zweckmäßig und mit Wohlgefallen verstanden seyn. Erreicht der Ausdruck diese Absicht, so nennen wir ihn schön.

§. 39. Wenn wir so den Zweck der Rede aus der Absicht des Schreibenden entwickeln, so ergeben sich folgende zwölf allgemeine Eigenschaften, welche zusammen genommen die Schönheit des Ausdrucks hervorbringen: 1) der Gebrauch des Hochdeutschen oder der Schriftsprache. 2) Sprachreinigkeit. 3) Sprachrichtigkeit. 4) Klarheit und Deutlichkeit. 5) Angemessenheit. 6) Präcision und Kürze. 7) Würde. 8) Wohlklang. 9) Lebhaftigkeit. 10) Mannigfaltigkeit. 11) Neuheit. 12) Einheit.

Anmerk. Quintilian fordert mit den meisten ältern Rhetorikern nur drei allgemeine Eigenschaften der guten Schreibart, denn er will bloß: ut oratio sit emendata, dilucida et ornata. Bei genauerer Untersuchung wird man indessen finden, daß die hier angegebenen zwölf Eigenschaften in den dreien des Quintilian enthalten sind, und sie nur näher bestimmen.

§. 40. Die Abänderungen, welche das Conventionelle (§. 35.) in der Anwendung der allgemeinen Eigenschaften des schönen Styles hervorbringt, machen für jede Sprache eine eigene Anweisung zum schönen Styl nothwendig, wenn gleich alle Sprachen in den allgemeinen Grundsätzen mit einander übereinkommen.

---

# Erstes Kapitel.

## Vom Gebrauch der Hochdeutschen Schriftsprache.

§. 41. Jede Sprache eines grösseren Volks theilt sich in mehrere von einander abweichende Mundarten (Dialekte). Die Gründe davon sind dieselben, welche wir bei der Verschiedenheit ganzer Sprachen (§. 11.) angegeben haben. Locale Umstände, Volksmenge, Beschäfftigungen, Kriege und Schicksale, so wie die verschiedenen Grade der Cultur, welches zusammen das oben genannte Conventionelle ausmacht, erzeugen sehr bald diese mannigfachen Abänderungen der Sprache, wenn sie gleich im Ganzen sich immer ähnlich bleibt.

§. 42. Diese Mundarten sind aber nicht alle von gleichem Werthe; denn es ist selten der Fall, daß die verschiedenen Provinzen einerlei Grad der Cultur haben, † und hätten sie ihn auch, so wäre er doch nicht

von langer Dauer. Der gewöhnlichste Fall ist daher immer der, daß eine Provinz die andere an Volksmenge, Wohlstand, Vervielfältigung der Nahrungszweige, und also auch an Erweiterung des Ideen- und Empfindungskreises und an geläutertem Geschmacke übertrifft. Da nun die Sprache gerade von diesen Umständen abhängt, so muß sie auch reicher, biegsamer und wohlklingender werden, und diese verfeinerte, höhere Mundart einer Provinz wird die allgemeine Schrift- und Gesellschaftssprache der höheren Klassen, d. h.: sie wird National-Sprache.

Anmerk. † So war es in Griechenland, als noch Athen an Cultur die übrigen Provinzen übertraf, in Frankreich, als die Provencalische und eigentliche Französische Sprache in gleichem Werthe standen, und einige Jahrhunderte später auch in Deutschland, als die ältere und neuere Schriftsprache gleiches Ansehen hatten.

§. 43. Der Grund, warum sie zur National-Sprache geschickter ist, liegt in der Art und Weise ihrer Bildung. Der Theil des Landes, wo diese ausgeht, lockt eine Menge Menschen aus der Provinz herbei, welche die bessere Mundart auch für sich annehmen, und die ihrige von dem Provinziellen und Unedlen reinigen, so daß sämmtliche verschiedene Mundarten in eine einige geläuterte zusammenfließen, die dadurch größere Allgemeinheit und Verständlichkeit erhält. Daher findet sie überall Eingang, und ist also auch zur Schrift- und National-Sprache am brauchbarsten.

Anmerk. Daß die National-Sprache sich so bilde, beweist die Geschichte aller Schriftsprachen. Jede Provinz in Griechenland und Italien hatte ihre eigene Mundart. Allein, sobald Athen und Rom über die übrigen Städte durch Wohlstand und Geschmack

sich erhoben, ward auch in Griechenland der Attische und in Italien der Römische Dialekt herrschende Sprache des Geschmacks, und jeder beeiferte sich, in derselben zu schreiben und zu reden. Eben so bei den neuern Nationen. Das neuere Italien z. B. hatte eben so viele Mundarten, als das alte. Sobald sich aber der Toskanische Staat durch Volksmenge, Handlung und Geschmack vor allen übrigen auszeichnete, ward auch dessen Mundart, und besonders die Mundart der vor andern blühenden Stadt Florenz, die Schriftsprache für ganz Italien. — Gemeiniglich geht die veredelte Mundart von der Hauptstadt oder der Hauptprovinz aus, da hier Wohlstand und Geschmack zu beginnen, und in einem höheren Grade zu blühen pflegen.

§. 44. Die Deutsche Sprache hat schon von Alters her zwei Hauptmundarten, worin die Menge der übrigen sich verliert: die südliche oder Oberdeutsche, und die nördliche oder Niederdeutsche (Niedersächsische, Plattdeutsche).

Anmerk. Das Oberdeutsche liebt volle, hauchende, blasende, zischende Consonanten, tiefe und breite Vocale und Diphtonge, harte Verdoppelungen der Buchstaben, Zusammenziehungen, unnöthige Verlängerungen der Wörter, schwerfällige Construktionen, weitschweifige Ausdrücke und Ueberfüllungen. — Die Niederdeutsche Mundart ist gerade das Gegentheil. Sie haßt alle Hauch-, Zisch- und Blase-Laute, so wie alles leere Wortgepränge, und liebt dagegen sanfte Töne, höhere Vocale, kernhafte Kürze, treffende, natürliche Ausdrücke.

§. 45. Die Oberdeutsche Mundart bildete sich, besonders in den mittlern Provinzen Deutschlands, und vorzüglich in den Obersächsischen Provinzen, zunächst aus

der ältern Schwäbischen, und, entfernter, aus der noch ältern Fränkischen Schriftsprache, so vortheilhaft, daß sie zur Zeit der Reformation unter dem Namen des Hochdeutschen Schrift- und Nationalsprache wurde, und sich bis auf den gegenwärtigen Augenblick nicht nur als solche erhalten, sondern auch noch mehr verfeinert und fortgebildet hat. Sie ist also auch für ganz Niedersachsen die Bücher- und höhere Gesellschafts-Sprache, und wird steigen, so lange noch die Nation in gründlichen Kenntnissen und im guten Geschmacke wächst, aber auch fallen, sobald sie darin abnimmt.

§. 46. Daß eine solche Schriftsprache ihren Ursprung und ihre Ausbildung nicht Schriftstellern zu verdanken habe, (obwohl diese zur Verbreitung und Verfeinerung derselben allerdings beitragen, und die sichersten Muster und Richter der Sprache sind) erhellet sehr deutlich daraus, daß die Sprache ganz das Werk des engeren gesellschaftlichen Lebens ist, (§. 11.) und alle Aenderungen also auch Verbesserungen derselben bloß nothwendige Folgen der eigenthümlichen Umstände jeder beisammen lebenden Gesellschaft sind. (§. 15.)

§. 47. Wichtiger scheint die Frage: wie eine solche Provinz, die sich selbst noch nicht von allen Fehlern losgemacht hat, Quelle der Schriftsprache seyn könne? Allerdings spricht das Volk, von dem die bessere Mundart ausgeht, ebenfalls noch sehr unrein und unedel, und selbst der gebildetere Theil läßt im gesellschaftlichen Umgange noch vieles Fremde, Fehlerhafte und Unrichtige hören; allein es giebt dagegen auch sehr viele Stände, welche ihre Mundart so verfeinert haben, daß diese zum Muster für die übrigen Provinzen dienen kann. Wir theilen daher alle Einwohner in die obern und niedern Klassen. Beide sind vorhanden, wenn sich auch die

Gränzlinie nicht genau ziehen läßt. Nicht die niedere, sondern die höhere, gebildetere Klasse ist der Sitz unsrer heutigen Schriftsprache, da sich in dieser der Geschmack schon seit Jahrhunderten mehr als in irgend einer andern Provinz gereinigt und verfeinert hat.

Anmerk. Auch in Rom unterschied man die Sprache der obern und niedern Klassen durch die Ausdrücke Urbanus und Rusticus.

§. 48. Zudem aber ist hier nicht von einer absoluten, sondern nur verhältnißmäßigen Vollkommenheit der Obersächsischen Gesellschaftssprache die Rede. Mögen doch einzelne Personen im mündlichen Ausdrucke Sprachfehler begehen, so herrscht doch die gute Hochdeutsche Mundart in keiner andern Provinz so rein und so tief hinab bis auf die untern Klassen verbreitet, als in Obersachsen, so daß man es wohl merkt, sie müsse hier einheimisch seyn.

## Zweites Kapitel.

### Von der Sprachreinigkeit.

§. 49. Die Hochdeutsche Sprache, welche als Schrift- und Nationalsprache angenommen ist (§. 47.) muß, so viel als möglich, in ihrer ganzen Reinigkeit gesprochen und geschrieben werden, d. h. sie muß, ohne Beimischung des Fremdartigen, nur aus sich selbst bestehen.

§. 50. Das Fremdartige der Sprache besteht 1) in veralteten; 2) provinziellen; 3) ausländischen und 4) sprachwidrig gebildeten neuen Wörtern, Bedeutungen und Formen. Man benennt sie nach der Reihe mit den theoretischen Kunstwörtern: Archaismen, Provinzialis-

men, Latinismen, Gallicismen ꝛc. und Neologismen. Der gemeinschaftliche Name für alle ist: Barbarismen.

Anmerk. Die Benennung Barbarismen ist von den Griechen entlehnt, welche alle fremde, zu ihnen nicht gehörende Nationen Barbaren nannten. Da nun diese nicht solche Wortrichtigkeit beobachteten, als die Eingebohrnen, so nannte man Fehler dieser Art Barbarismen.

## Erster Abschnitt.

### Von den Archaismen.

§. 51. Jede lebende Sprache ist beständigen Veränderungen unterworfen. Sind Volksmenge, Geschmack und Kultur im Aufsteigen, so ist auch jede Veränderung vortheilhaft und ein Annähern zur Vollkommenheit. In diesem Zustande der Fortbildung verliert sie allmählig alle diejenigen Wörter, Wortformen und Bedeutungen, welche zu dem jedesmaligen Grade ihrer Ausbildung nicht mehr passen; man nennt sie alsdann veraltete Wörter ꝛc. oder Archaismen.

§. 52. Die Gründe dieser Ausmusterung liegen in dem veredelten Zustand der Kultur und des Geschmacks, also nicht im Zufall, oder in Nachlässigkeit und Neuerungssucht, die nur selten oder gar keinen Antheil daran haben können.

§. 53. Betrachten wir diese Ausstoßung seit der letztern Ausbildung der Hochdeutschen Mundart, oder seit dem 16ten Jahrhunderte, näher, so finden wir, daß sie auf doppelte Art geschieht: entweder schlechterdings und unbedingt, oder nach und nach und unter gewissen Bedingungen.

§. 54. I. Schlechterdings und ohne alle Bedingung entladet sich die Sprache

1) aller derjenigen Wörter, welche für den zeitigen Geschmack etwas Niedriges, Beleidigendes und Ekelhaftes sowohl in der Bedeutung, als in der Form oder dem Klange haben;

2) aller verstümmelten † und auf solche Art verkürzten Wörter, daß ihr Bau, wenn er noch bekannt ist, zerstört, und also die nächste Abstammung unkenntlich gemacht wird † †.

† Anmerk. So gelten z. B. Amt und Beicht als Wurzelwörter, da sie doch bloß verstümmelt und aus Ambacht und Begicht zusammengezogen sind.

†† Unkenntlich gemacht sind z. B. sintemahlen (seit dem Mahle); waser (was für) und viele Namen: Heinz (Heinrich), Ilse (Elisabeth.)

§. 55. II. Nach und nach und unter gewissen Bedingungen veralten manche Wörter, wenn man an ihrer Stelle bessere hat, die ihnen sinnverwandt oder sinnähnlich sind. Dahin gehören

1) solche, welche an eine widrige Onomatopöie gränzen, wie schmeissen (werfen);

2) zweideutige oder vieldeutige. In diesem Falle verwirft man diejenige Bedeutung, für welche man einen eigenen und bessern Ausdruck hat; z. B. Abendmahl, dafür Abendmahlzeit; einfältig (einfach); heil (ganz); Maus (Muskel); eitel (lauter) u. s. w.

3) solche, welche häufig von unedeln Gegenständen gebraucht werden und dadurch einen niedrigen Nebenbegriff bekommen, alsdann sie in den edlern Fällen veralten; z. B. Knecht, Frauenvolk.

4) solche, deren Bau dunkel, folglich die Bedeutung schwankend und ungewiß ist. Dahin gehören

a) Stamm- und Wurzelwörter, als Schemen (Schatten); Schoß (Abgabe); hehr (hoch, heilig); Schnur (Sohnesfrau, Schwiegertochter).

b) abgeleitete, als: Fehde (Streit); Leumund, äbicht (link).

c) zusammengesetzte, als: Gottesdieb (Kirchenräuber); schönfahren (behutsam verfahren.)

5) solche, deren Bau mangelhaft ist, also die Bedeutung nicht so bestimmt ausdruckt, als das abgeleitete oder mehr ausgebildete Wort, z. B. fertigen (verfertigen); söhnen (versöhnen); baß (besser); Mahl (Mahlzeit).

6) solche, deren Bau unregelmäßig und abweichend ist, als: gelahrt (gelehrt); gülden (golden); stund (stand) fund, kömmt u. s. w.

7) solche, in denen sich ein unnützer Ueberfluß befindet, als: geleben (leben); geruhig (ruhig); alldieweil (weil); annoch (noch); nicht nur allein (nicht allein). Endlich

8) solche Wörter, von denen die Gegenstände selbst, welche sie bezeichnen, oder die Begriffe, welche man damit andeutete, sich geändert haben; z. B. Schorstein bedeutet eigentlich den Herd oder flachen Stein, welcher statt des Herdes dient, daher es, wenn der Begriff der Feuermauer ausgedruckt werden soll, falsch ist, und deshalb auch schon zu veralten anfängt.

Anmerk. Die Ausstoßung solcher Wörter geschieht nach und nach, d. h.: zuerst werden sie aus der höheren Schreibart und dem gesellschaftlichen Umgang der oberen Klassen verdrängt; eine Zeitlang erhalten sie sich dann noch in den mittleren und unteren Klassen, aber auch hier veralten sie, obwohl oft erst spät, wenn der Geschmack sich verfeinert, und auch in den niedern Ständen sich mehr ausgebreitet hat.

§. 56. Da sich die Sprache aus Gründen, die zu jeder Zeit gelten, solcher Wörter entledigt (§. 52.) so dürfen sie auch nicht wieder aufgenommen werden. Nur in einzelnen Fällen kann ihr Gebrauch erlaubt und wohl gar nothwendig seyn, wenn nämlich ein Schriftsteller nicht in seiner eigenen Person, in seinem eigentlichen Charakter, auftritt, oder wenn er sich der komischen, burlesken Schreibart bedienen will, wo die alte Sprache sehr zweckmäßig seyn wird, weil sie eben so viel Lächerliches hat, als die alten Trachten und Sitten.

§. 57. Sollte man aber ja auf ein veraltetes Wort stoßen, dessen Aufnahme man für nützlich, vielleicht nothwendig halten möchte, so müßte man doch zuvor sorgfältig untersuchen, ob es nicht irgend eines Mangels wegen mit Vorbedacht ausgestoßen sey, und ob man nicht schon ein anderes Wort habe, welches den Begriff hinlänglich ausdruckt. Die Erneuerung eines solchen Wortes ist immer eine mißliche Sache, da ein wirklich gutes und nothwendiges Wort nicht leicht verloren gehen kann, und das Bedürfniß es zu allen Zeiten gewiß in seinen Schutz nehmen wird.

Anmerk. Die Hochdeutsche Mundart hat z. B. beginnen und anheben veralten lassen, weil sie nichts mehr als anfangen sagen. Zudem ist das erstere nach einer längst veralteten Form gebildet, und in dem letzteren sticht die physische Bedeutung zu sehr hervor. Eben so ist es mit dem veralteten Worte Minne, welches ein verkleinerndes Intensivum von einem unbekannten Stamme ist, und wegen des kleinen und kindischen Begriffes dem edlern Worte Liebe, wenigstens in der ernsten und höheren Schreibart, weit nachsteht.

## Zweiter Abschnitt.

### Von den Provinzialismen.

§. 58. Diejenigen Wörter, Biegungs- und Verbindungsarten, welche der Hochdeutschen Sprache nicht eigen, sondern in den eigenthümlichen, conventionellen und localen Umständen anderer nicht Hochdeutscher Provinzen gegründet sind, nennt man **Provinzialismen**.

§. 59. Das Provinzielle erstreckt sich

1) auf die Aussprache, als: **guet, guot, kutt, good**, für **gut**;
2) auf Biegungsarten, als: **Mädchens, Fräuleins, jug, Generäle**;
3) auf Verbindungsarten, als: **während** und **wegen** mit dem Dativ;
4) auf ganze Wörter und Wortformen, als **heisch** (heiser); **einer** (jemand); **dicht** (nahe); **blank, Knochenhauer, flink**, 2c. 2c.

§. 60. Die Gründe, warum solche Wörter und Formen aus der Schriftsprache verbannt werden, sind folgende:

1) Schon der Begriff einer Mundart schließt sie von der Nationalsprache aus. Sie beruhen auf provinziellen Umständen, und haben also nicht die allgemeine Verständlichkeit, welche die Hochdeutsche Sprache, als eine solche, die sich auf die Eigenthümlichkeiten der ganzen Nation gründet, erfordert.

2) Die Hochdeutsche Schriftsprache ist, als ein Werk der oberen Klassen (§. 47.), unter allen Deutschen Mundarten die edelste, wohlklingendste und ausgebildetste. Die Provinzialismen aber haben theils unedle Nebenbegriffe, theils grammatische und logische Mängel.

3) Sie stören die Einheit der Schriftsprache, da jede Mundart ihre Eigenheiten hat. Der gute Geschmack aber fordert, wie in allen seinen Produkten, auch in der Schriftsprache, ein analogisches und übereinstimmiges Ganze.

§. 61. Indessen kann die Hochdeutsche Schriftsprache unter gewissen Umständen und mit Vorsicht auch provinzielle Ausdrücke aufnehmen, besonders dann, wenn fremde, nur in einer Provinz bekannte Gegenstände, die im Hochdeutschen keinen Namen haben, bezeichnet werden sollen. Da aber die Schriftsprache alle provinzielle Mundarten an Reichthum übertrifft, so wird sie nur selten in den Fall kommen, von ihnen etwas entlehnen zu müssen, welches alsdann auch nur mit und nach den Eigenthümlichkeiten der obern Klassen der ausgebildetsten Provinz geschehen kann.

## Dritter Abschnitt.

### Von den ausländischen Wörtern und Formen.

§. 62. Wenn die Reinigkeit der Sprache nicht einmal provinzielle Ausdrücke verstattet, so erlaubt sie noch weit weniger ausländische, weil diese die allgemeine Verständlichkeit noch mehr als jene verhindern, und die Einheit des Ganzen durch ihre Eigenthümlichkeiten durchaus stören.

§. 63. Indessen finden hierbei mehrere Ausnahmen statt; denn 1) hat die Hochdeutsche Schriftsprache schon von langer Zeit her eine Menge von fremden, besonders Lateinischen und Französischen Ausdrücken aufgenommen, weil die Deutsche Cultur erst von den Römern und spä-

terhin von den Franzosen eine Menge von Vorstellungen, Begriffen und Kenntnissen erhalten hat, zu deren Bezeichnung keine eignen Deutschen Wörter da waren; 2) werden die Deutschen durch ihre Verbindungen mit andern Ländern und Welttheilen fast täglich mit neuen Gegenständen bekannt, welche bei ihnen, eben weil sie neu sind, noch keinen Namen haben; so wie es denn auch öfters nothwendig ist, solcher Einrichtungen und Gegenstände zu erwähnen, die nur fremden Ländern eigen sind, und wofür die Deutsche Sprache keine Zeichen aufzuweisen hat.

Anmerk. Keine einzige Sprache ist ganz rein; die meisten Europäischen Sprachen sind sogar schon in ihren ersten Stammwörtern zusammengemischt. In der That müßte auch ein Volk außer aller Verbindung mit den übrigen gesetzt werden, wenn es vollkommene Reinigkeit seiner Sprache behaupten wollte.

§. 64. Der Gebrauch fremder oder ausländischer Ausdrücke wird also in denjenigen Fällen erlaubt seyn, wo wir kein eigenes einheimisches Wort haben, sich auch keines bilden läßt, welches den verlangten Begriff auf eine edle, bestimmte und allgemein verständliche Art ausdruckt. Besonders behalte man sie, wenn sie seit langen Zeiten eingeführt, also gleichsam nationalisirt, und deshalb allgemein verständlich sind.

Anmerk. Dahin gehören z. B. Literatur, Publikum, Patriot, Tyrann, naiv, Chicane, Contrast, Secretair, und die schon längst eingebürgerten Pflaster, Hospital, Pulver, predigen, Linie, Bibel, Pallast, u. s. w.

§. 65. Oft wird sogar ein ausländisches Wort, auch wenn dafür ein Deutsches vorhanden ist, nothwendig seyn. Dieser Fall tritt ein

1) wenn das Deutsche Wort den Begriff schielend, falsch und mangelhaft ausdruckt: z. B. Zwischenreich, (Interregnum), Rechtschreibung (Orthographie) Stachelschrift (Satyre), Tonkunst (Musik);

2) wenn es eine widrige Zweideutigkeit macht: Maus (Muskel), Streitschrift (Disputation);

3) wenn es wider die herrschende Analogie gebildet, also barbarisch ist: Einzelherr (Monarch) Ehejetzigkeit (Imperfectum);

4) wenn es niedrig ist: Gesell (College) Kirchendiener (Diaconus)

Anmerk. Es lassen sich noch mehrere Gründe für die Beibehaltung eines ausländischen Wortes anführen; z. B. wenn das Deutsche Wort zu schwerfällig und mißtönend ist (Erfahrungsseelenkunde) oder wenn es lächerliche Nebenbegriffe hat, (Haarkräusler für Friseur). Die Sucht mancher jungen Deutschen Schriftsteller, alle fremde Wörter, auch die seit langer Zeit eingebürgerten, ausrotten zu wollen, ist eben so lächerlich als unausführbar, und verleitet zu den auffallendsten Albernheiten. Wie klingt es z. B. wenn ein Schriftsteller statt die theologische Fakultät auf der Universität zu sagen, sich so ausdruckt: die Zunft oder Bank der Gottesgelehrten auf der Hochschule. Bei vielen Wörtern ist es ja überdies noch sehr zweifelhaft, ob sie der Deutsche vom Ausländer, oder dieser vom Deutschen entlehnt hat. Auch ist es möglich, und aus mehrern Gründen sogar wahrscheinlich, daß mehrere Sprachen aus einer sehr alten gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben, in welchem Falle alle dahin gehörigen Wörter kaum noch als ausländisch anzusehen seyn würden.

§. 66. Nur in der höheren Schreibart werden viele von diesen ausländischen Wörtern nicht edel genug, also

nicht brauchbar seyn. In diesem Falle muß man entweder die ganze Vorstellung vermeiden, oder sie umschreiben, oder auch durch einen verwandten Begriff ausdrucken.

§. 67. Dagegen ist jedes fremde Wort zu verwerfen, wenn man einen richtig bezeichnenden Deutschen Ausdruck dafür hat, und ihn nur aus Bequemlichkeit, um nicht lange nach einem guten, schicklichen Ausdruck suchen zu dürfen, vermeidet; oder wenn man aus Unwissenheit und Unkunde des Reichthums seiner Sprache ihn nicht gebraucht, oder endlich gar aus der Eitelkeit, gelehrt zu scheinen, ihn mit einem ausländischen vertauscht.† Auch ist es kein hinreichender Grund, ein fremdes Wort darum zu wählen, weil der Deutsche Ausdruck nicht in allen Bedeutungen für dasselbe gebraucht werden kann. In diesem Falle suche man den vielfachen und verschiedenen Sinn des ausländischen Worts durch mehrere einheimische zu ersetzen. (Interesse, — Wichtigkeit, Nutzen, Reitz u. s. w.)

Anmerk. † Dahin gehören: Demonstriren, frappant, curieus, passabel, excellent, Attaque, Consistenz, Mariage, Visite, Noblesse, Habit, defendiren, Discours, Copie, Gratulation, imitiren, Instruction, capable, Confusion, Courage, Progressen und viele andere.

§. 68. Durchaus und in jedem Falle sind die ausländischen Verbindungsarten und Wortfügungen zu verwerfen, weil hier das Bedürfniß wegfällt, welches den Gebrauch einzelner fremder Wörter erlaubt oder nothwendig macht. Die Ideen-Verbindung gehört zu den wesentlichsten Eigenheiten einer Sprache, also auch des Sprachgebrauches; sie charakterisirt die Nation mit ihren Eigenthümlichkeiten, und darf daher,

ohne dies Charakteristische aufzuheben, nicht mit fremden Wendungen vermischt oder gar von ihnen verdrängt werden.

§. 69. Man kann solcher fremden Verbindungsarten so viele haben, als es Sprachen giebt, aus denen man sie entlehnt. In die Deutsche Sprache haben sich besonders Lateinische und Französische, und in neuern Zeiten auch Griechische Wortfügungen eingeschlichen, von denen die erstern Latinismen, die zweiten Gallicismen, und die dritten Gräcismen genannt werden.

Anmerk. Beispiele findet man in den meisten Uebersetzungen, oft sogar in Originalwerken der Deutschen. Latinismen sind folgende Wendungen: „es fehlte so viel, daß er das thun sollte, daß er vielmehr ꝛc. ꝛc. (tantum abfuit)." — Die Städte in Griechenland, welche, ob sie wohl von ihrer alten Stärke viel abgenommen, waren sie dennoch Macedonien im Anfange noch weit überlegen. — Die Gallicismen haben sich in neueren Zeiten, wo man aufgehört hat, ein Sclave der Franzosen zu seyn, sehr vermindert. Nur einige Proben: „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größeren Fische zwar habhaft, die kleinsten aber schlüpften durch das Netz durch. — Die sie aus dem nehmlichen Jahrhunderte zu seyn urtheilten. Leſſ. — Er macht mich weinen ꝛc. ꝛc." — Gräcismen sind jetzt, besonders bei einigen Schriftstellern, die sowohl in Uebersetzungen, als in freien Arbeiten, unsre Sprache gern nach der Griechischen modeln möchten, sehr häufig. Vorzüglich gehört dahin der Gebrauch des Eigenschaftswortes, welches sie mit und ohne Artikel, ganz nach Homerischer Art, hinter das Substantiv stellen, wodurch die Rede unverständlich, steif und geschroben wird.

## Vierter Abschnitt.

### Von den Neologismen.

§. 70. Zur möglichsten Vermeidung des Fremdartigen schafft die Deutsche Sprache von Zeit zu Zeit neue Wörter aus sich selbst, da sie Hülfsmittel genug dazu besitzt, und mehr als alle andere neuere Sprachen zu solcher Wortbildung geschickt ist. Sind diese Wortbildungen sprachwidrig, so nennt man sie Neologismen.

§. 71. Die Mittel, neue Wörter zu bilden, gehen aus der Sprache selbst hervor. Wir haben nämlich dreierlei Arten von Wörtern: Wurzel-Wörter, abgeleitete, zusammengesetzte. Die ersten können nicht vermehrt werden (§. 8.) und fallen also bei der neuen Wortbildung ganz weg. Abgeleitete aber entstehen, wenn ein Umstand oder Nebenbegriff durch eine Vor- oder Nachsylbe an ein anderes Wort angeknüpft wird, so daß beide in eine einige Vorstellung übergehen (Mensch-lich). Zusammengesetzte werden gebildet, wenn zwei oder auch mehrere Wörter klarer Vorstellungen in Eines zusammen geschmolzen und also auch ihre Begriffe zu einem Einigen verbunden werden (Mitmensch, All-tags-mensch). Die neuen Wörter können also nur abgeleitete oder zusammengesetzte seyn.

§. 72. Da aber neue Wörter zur Bezeichnung neuer Haupt- oder Nebenbegriffe erfunden werden, und also nur eine Sache des Bedürfnisses sind: so folgen daraus folgende Behutsamkeits-Regeln:

1) Man sey überhaupt mit neuen Wörtern sparsam, denn sie versprechen neue Begriffe, und neue Begriffe sind selten.

2) Man mache sich den Begriff, den man für neu hält, so klar als möglich, denn oft ist es ein alter, nur verworren gedachter; hat er aber wirklich Neuheit, so durchsuche man den ganzen Sprachschatz nach einem Ausdrucke dafür, und präge kein neues Wort, wenn man ein schickliches altes dafür gefunden hat, denn wahre und eigentliche Synonimen sind Fehler in allen Sprachen.

Anmerk. Unnöthig und überflüssig gebildete Wörter sind: Nachkinder (Nachkommen), Ebengewicht (Gleichgewicht), gegenrechtlich (widerrechtlich), folgbar (folgsam), Wohlwünscher (Gönner), unsorglich (sorglos.) In einer vor mir liegenden Recension über das Glück der Ehe, von Franz v. Kleist (Lit. Zeit. Num. 125), heißt es: die starken Auflagen, die von diesen Meisterstücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen sind, beweisen, daß es genügsame Köpfe unter uns giebt, die wohlschmeckerische Ohren an sich tragen.

§. 73. Indessen giebt es allerdings Fälle, wo es erlaubt, nützlich und sogar nothwendig wird, neue Wörter zu bilden; wenn nämlich

1) ein wirklich neuer Begriff, oder

2) ein alter von einer neuen Seite, mit neuen, fruchtbaren Nebenbegriffen zu bezeichnen ist;

3) wenn man eine unedle oder zu harte Vorstellung vermeiden will; schamlos für unverschämt, Sammelorden (Bettelorden), entarten (ausarten), endlos (unendlich), Vorgefühl (Vorschmack).

4) um für die höhere Schreibart eine aus mehrern Wörtern bestehende Vorstellung in einen einigen Begriff zusammen zu ziehen, und ihn dadurch lebhafter und anschaulicher zu machen; z. B. beblümen, entblättern.

§. 74. Wenn einer von diesen Fällen eintritt, so verfahre man bei der Bildung eines neuen Wortes nach folgenden allgemeinen Regeln:

1) Man übersetze nicht etwa buchstäblich ein ausländisches Wort, weil dadurch, außer andern Fehlern, besonders auch der Deutlichkeit geschadet wird: **Fünftelsaft** (Quintessenz), **anwünschen** (adoptiren.)

2) Man drucke den klar und bestimmt gedachten Begriff eben so klar und nach gangbaren Analogien aus; also nicht **Hirnweber**, (einer, der Hirngespinnste webt), nicht **Lehrmeinung** (System);

3) Man vermeide bei Befolgung gangbarer Analogien das Veraltete, Provinzielle und Ausländische; (**Inhaß, Inliebe, Ingrimm** sind nach **Inbrunst**, also nach einer veralteten Analogie gebildet). Endlich

4) hüte man sich, daß das neue Wort einen für die Absicht zu unedlen Nebenbegriff bekomme; **Leserei, Afterkönig.**

§. 75. Die abgeleiteten Wörter erfordern noch einige besondere Regeln:

1) Man mache sich genau mit den Ableitungssylben in der Sprache bekannt, und untersuche, welche von ihnen noch jetzt zur Ableitung geschickt sind. Viele sind veraltete Wurzelwörter, und eben darum auch dunkel, also zur Ableitung nicht mehr tauglich. Andere bestehen nur aus einem einzelnen Buchstaben, und geben weder etwas zu denken noch zu empfinden, als der Ableitungslaut e (Schöne für Schönheit), daher auch sie zur Bildung der Abstracta nicht mehr gebraucht werden können.

2) Man verletze den Wohlklang nicht. (**Vervollkommnung**, welches ohnedies **Vervollkommnerung**

heißen

heißen müßte, nach der Analogie von Verschlimmerung, Verbesserung ꝛc. ꝛc.)

§. 76. Durch die zusammengesetzten Wörter sollen zwei Vorstellungen zu einem einigen Begriffe verbunden, also auch zwei Zeichen zusammen geschmolzen werden. Daraus folgt:

1) Daß man nicht Wörter vereinigen müsse, welche sich nicht als Ein Begriff denken lassen. In todtgeweiht, dornumgeben, waldbeschattet ꝛc., die bloße Abreviaturen sind, ist die Ellipsis so groß, daß man sich immer noch etwas hinzudenken muß, wenn man einen Begriff damit verbinden will.

Anmerk. Mehrere solcher fehlerhaften Zusammensetzungen sind nun schon durch den Sprachgebrauch eingeführt, aber man muß sich hüten, sie vermehren zu wollen.

2) Daß man bei den Zusammensetzungen gangbaren Analogien folge, weil man sonst der Deutlichkeit schaden würde.

3) Daß man dabei die Regeln der Grammatik beobachte. So verlieren z. B. die Eigenschaftswörter in den Zusammensetzungen ihre Geschlechts- und Biegungszeichen, und werden zu bloßen Beschaffenheitswörtern. Daher sind Hohepriester, Langeweile, Geheimerrath falsch gebildet, und müssen getheilt geschrieben werden oder ihre Biegungszeichen verlieren.

4) Daß man nicht den Wohlklang beleidige, welches durch drei- und mehrfache Zusammensetzungen gewöhnlich geschieht. (Erfahrungsseelenkunde, Vorsichtigkeitsmaßregeln.)

Anmerk. Zu keiner Zeit hat man in der Deutschen Sprache so viele neue Wörter gebildet, als in den sechs

letztern verflossenen Jahren. Ob sie der Sprache wirklich Gewinn gebracht haben, wird man dann sehr leicht entscheiden können, wenn man sie nach den oben gegebenen Regeln prüft. Ich habe im zweiten Th. meiner Deutschen Sprachlehre mehrere ohne Auswahl abdrucken lassen, die allenfalls den Beweis führen können, daß der Gewinn nur sehr unbedeutend ist. Hoffentlich hat auch die Sucht, neue Wörter zu bilden, jetzt ihre Endschaft erreicht; wenigstens ist es nicht schwer, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß man den Parismus in der Sprache auch zu weit treiben könne. (Anm. §. 65.)

---

# Drittes Kapitel.

## Von der Sprachrichtigkeit.

§. 77. Eben so nothwendig als die Reinheit der Hochdeutschen Sprache, ist auch die Richtigkeit derselben. Sprachrichtig ist Alles, was, sowohl in der Form als in der Biegung und Verbindung einzelner Wörter, den Regeln oder verbindlichen Vorschriften in der Sprache gemäß ist.

§. 78. Diese Regeln aber sind nicht das Werk einzelner Personen. Die Sprache gründet sich ja auf das Denk- und Empfindungsvermögen eines ganzen Volks, oder doch eines ansehnlichen Theils desselben (§. 11.); da nun über diese gemeinschaftliche Empfindung kein Einzelner gebieten kann, so kann auch kein Einzelner Sprachregeln geben.

§. 79. Der nächste Bestimmungsgrund des Veränderlichen in der Sprache ist die Analogie oder Sprachähnlichkeit, d. h. das übereinstimmige Verfahren in ähnlichen Fällen. Ist nun eine solche Analogie die herr-

schende, so macht sie die Regel; die ihr entgegenstehende Analogie aber, welche nur wenige Fälle unter sich begreift, giebt die Ausnahme von der Regel.

Anmerk. Die Analogie lehrt z. B., daß eine gewisse Klasse von Substantiven auf diese, eine andere auf jene Art declinirt werden muß; daß eine gewisse Klasse von Verbis regulär, eine andere aber irregulär conjugirt wird u. s. w.

§. 80. Fragen wir aber, wer bestimmt diese Analogie, und befiehlt also dem Deutschen, seine Verba z. B. so und nicht anders zu conjugiren; und wer bestimmt die einzelnen Fälle, welche zu jeder Analogie gehören? so kommen wir zu einem höheren Bestimmungsgrunde — dem Sprachgebrauch, der den höchsten Gesetzgeber in der Sprache ausmacht, von welchem keine weitere Appellation statt findet. So fern nun dieser Sprachgebrauch sich von dem Sprachgebrauch anderer Völker unterscheidet, nennen wir ihn den Genius oder das Eigenthümliche der Sprache; so fern er aber nur in einzelnen Fällen abweicht, macht er die Idiotismen oder Eigenheiten aus.

Anmerk. So tyrannisch der Sprachgebrauch auch ist, so bleibt er doch immer wünschenswerth, da wir sonst gar keinen Gesetzgeber haben, und ohne ihn lauter Verwirrung in die Sprache bringen würden. Daher schärft auch Quintilian an mehrern Orten den Satz ein: consuetudo certissima loquendi magistra, und alle Männer von Einsicht unter den ältern und neuern Schriftstellern haben die Nothwendigkeit des Sprachgebrauchs anerkannt.

§. 81. Allein, da es mehrere Mundarten giebt, also der Sprachgebrauch so verschieden ist, so fragt es sich wieder: welcher ist der Beste? welchem sollen wir

im Falle eines Widerspruchs folgen? Ein allgemeiner Deutscher Sprachgebrauch, nach welchem jeder einzelne Fall entschieden werden könnte, ist nicht vorhanden; wäre er da, so könnte ja auch nichts streitig seyn. Wir kommen also wieder auf das Conventionelle jeder in engerer Verbindung lebenden Menschenmenge zurück, weil dieses allein die eigenthümliche Denk- und Empfindungsart in einzelnen Fällen, also auch die Art des Ausdruckes, bestimmt. Dies Conventionelle schreibt jeder Provinz ihren Sprachgebrauch vor, und da dieser ganz auf den individuellen Umständen ihrer Einwohner beruht, so läßt sich auch kein Sprachgebrauch der einen Provinz nach dem Sprachgebrauche der andern modeln; man müßte sonst alles Conventionelle, also das ganze Denk- und Empfindungsvermögen, nebst den localen und gesellschaftlichen Umständen, durchaus umschaffen.

§. 82. Da es also keinen allgemeinen Sprachgebrauch giebt, und jeder streitige Fall einer Mundart nur aus dem Conventionellen dieser Mundart selbst, nicht aus einer andern, beurtheilt werden kann: so hat auch die Hochdeutsche Schriftsprache, als eine wahre, eigene Mundart (§. 45.) ihren eigenen Sprachgebrauch, und alles, worin sie sich von den Mundarten anderer Provinzen entfernt, muß nur aus ihr selbst und nach ihrem eigenen Sprachgebrauche entschieden werden.

Anmerk. Wenn also der Hochdeutsche das sprechen, stehen ꝛc. ꝛc. wie schprechen und schtehen ausspricht, welches der Niedersachse nicht thut; wenn er zwanzig, dreißig ꝛc. ꝛc. und nicht zweynzig, dreyzig sagt, wie in einigen Oberdeutschen Provinzen, so verdient er deshalb keinen Tadel, wenn auch die andern Provinzen das Recht auf ihrer Seite haben sollten.

§. 83. Die Hochdeutsche Schriftsprache ist, wie jede andere lebende Sprache, Veränderungen unterworfen, denn sie hängt von dem Zustande des Geschmackes ab, der nicht zu allen Zeiten derselbe ist. Der Sitz des Geschmackes sind die oberen Klassen, daher ist die Veränderung hier schneller und merklicher, als unter dem Volke, wo die Kultur nur langsam fortrückt, also auch die Sprache sich weit länger gleich bleibt. Daraus folgt nun

1) daß der Hochdeutsche Sprachgebrauch selbst veränderlich ist, obwohl die Veränderungen nicht willkührlich sind, sondern von dem gleichförmigen Fortschritte des Vorstellungs- und Empfindungs-Vermögens der oberen Klassen abhangen;

2) daß nur der Sprachgebrauch jedes Zeitraums verbindliche Vorschrift für die zu der Zeit lebenden Schriftsteller seyn kann, weil nur der und nicht der ältere, dem jedesmaligen Zustande der Empfindung und des Geschmackes angemessen ist.

§. 84. Der jedesmalige gute, Hochdeutsche Sprachgebrauch wird nun am zuverlässigsten aus Schriften † erkannt, wo er natürlich, so weit es menschliche Unvollkommenheit zuläßt, reiner, als im vorüberrauschenden Gespräche, seyn muß. Nur muß man nicht glauben, daß Schriftsteller den Sprachgebrauch machen, und ihn folglich nach Belieben verändern können (§. 46.).

Anmerk. † Natürlich nicht aus jeder Schrift unsers schreibsüchtigen Zeitalters, sondern aus klassischen Werken bekannter Deutschen, obwohl auch hier die eigene Prüfung und Beurtheilung nicht ganz fehlen darf. Am sichersten erkennt man den Sprachgebrauch aus theoretischen Sprachanweisungen und Wörterbüchern.

§. 85. Jeder einzelne Schriftsteller selbst und jede Erscheinung in seinem Ausdrucke muß nach dem übereinstimmigen Hochdeutschen Sprachgebrauche der oberen Klassen und sämmtlicher guter Schriftwerke beurtheilt werden. Nicht leicht ist ein Schriftsteller, wäre er auch noch so sprachrichtig, von Fehlern wider den Sprachgebrauch ganz frei; er muß sich daher als einzelnes Glied der besseren Menge unterwerfen, weil nur deren übereinstimmiges Verfahren, nicht aber seine Eigenheit, verbindliche Vorschrift seyn kann.

Anmerk. Wenn also auch ein einzelner Schriftsteller Filosofie, Filanthropin ꝛc. ꝛc. schreibt, oder ein anderer (s. Herrmann und Dorothea, S. 173) aus mein einen Comparativ bildet, und sagt: „du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals,“ so ist dies immer gegen den Gebrauch, und also für Niemand verbindliche Vorschrift.

§. 86. So viel Recht wir auch dem Sprachgebrauche einräumen, so folgt daraus doch nicht, daß Alles, was er unterstützt, wirklich gut und unverbesserlich sey. Es giebt Fälle, wenn gleich nur wenige, in denen man das Fehlerhafte aus überwiegenden Gründen des Sprachgebrauches selbst beweisen kann †. Solche Unrichtigkeiten sind von der Nation übersehen worden, und es ist allerdings Pflicht — sie anzumerken und zu vermeiden, wozu aber große Behutsamkeit und viele Sprachkenntniß gehört, wenn man nicht dem Sprachgebrauch selber zu nahe treten will.

Anmerk. Dahin gehören: ohnedem (ohnedies), demohnerachtet (dessenungeachtet.)

§. 87. Auch ist der Sprachgebrauch in manchen Fällen schwankend und unbestimmt. Dies kann drei Ursachen haben:

1) Jede Sprache schreitet nur sehr unvermerkt von einer Analogie zur andern; es müssen also nothwendig einzelne Fälle vorkommen, welche sowohl zu der einen als zu der andern Analogie gerechnet werden können, wo folglich der Sprachgebrauch unbestimmt ist †.

2) Eben so unvermerkt schreitet die Sprache in ihrer Ausbildung fort; sie stößt keine Formen plötzlich um, und nimmt keine plötzlich auf, daher die alte und neue Form eine Zeitlang gleich üblich seyn müssen, bis endlich die eine nach und nach ein Uebergewicht bekommt ††.

3) In einer und eben derselben auch gültigen Analogie kann es zuweilen zweifelhaft seyn, ob dieser oder jener Fall dahin gehöret, oder nicht †††.

In allen diesen Fällen muß nach Gründen aus dem Sprachgebrauche selbst entschieden werden.

Anmerk. † Man sagt und schreibt: es kostet mir zehn Thaler, und: es kostet mich zehn Thaler; allein untersucht man diesen zweifelhaften Fall aus Gründen des Sprachgebrauches, so wird man die erstere Form vorziehen müssen.

†† Dahin gehören die regulären und irregulären Formen, welche letzteren der Deutsche immer mehr auf die ersteren zurückzuführen sucht, als: er kommt statt er kömmt.

††† So ist es z. B. eine sehr bestimmte Regel, daß, wenn der Begriff eines Verbi ungewiß prädicirt wird, dasselbe in den Conjunctiv, im entgegengesetzten Falle aber in den Indicativ gesetzt wird. Allein in vielen Fällen läßt es sich schwer entscheiden, ob die Gewißheit mehr herrschend ist, oder die Ungewißheit.

§. 88. Alle Abweichungen vom herrschenden Sprachgebrauche sind Sprachfehler. Diese theilen sich in

zwei Klassen, 1) in Barbarismen, oder in solche, welche gegen den Bau und die Biegung der Wörter, so wie gegen die Reinheit (§. 50.) der Sprache begangen werden; und 2) in Solöcismen oder in Fehler wider die Syntax.

Anmerk. Die Solöcismen haben vielleicht ihren Namen von den Einwohnern der Stadt Solis in Cilicien. Diese waren zwar Attischen Ursprunges, aber mit der Zeit hatte ihre Sprache die Attische Eigenthümlichkeit, den Attischen Genius verloren. Sie sündigten also wider die Attische Sprechart nicht sowohl in einzelnen Wörtern, als vielmehr in deren Verbindung zu Redensarten und Sätzen, kurz in Ansehung der Figuren und Wendungen. Daher wurden dergleichen Fehler in der Folge Solöcismen genannt.

§. 89. Die Reinheit und Richtigkeit der Sprache sind eigentlich nur negative Eigenschaften des schönen Styles, da sie mehr in der Abwesenheit einer Unvollkommenheit, als in dem Daseyn einer wirklichen Vollkommenheit bestehen. Daher müßten sie auch, als zum Gebiete der Grammatik gehörig, bei der Lehre vom Styl schon vorausgesetzt werden; allein ihre Wichtigkeit erlaubt nicht, sie hier ganz zu übergehen; denn 1) kann nichts schön, 2) nichts verständlich seyn, was nicht rein und richtig ist, und 3) kann der Schreibende und Sprechende bei Sprachfehlern nicht seine Absicht erreichen, weil sie das Zutrauen zu ihm schwächen, und ihm die nöthige Achtung beim Leser und Zuhören versagen.

# Viertes Kapitel.

## Von der Klarheit und Deutlichkeit.

§. 90. Klar nennen wir einen Gegenstand, der viele Lichtstrahlen durchläßt, und einen hohen Grad der Durchsichtigkeit hat. Deutlich oder verständlich ist das, was leicht gedeutet oder verstanden werden kann, oder dessen Sinn sich ohne Mühe entdecken läßt. Beide Namen sind also synonim, nur daß der erstere mehr figürlich ist als der letztere. Auf die Rede oder den Styl angewandt, würden also Klarheit und Deutlichkeit (Perspicuitas) diejenige Eigenschaft bezeichnen, nach welcher die ganze Vorstellung des Sprechenden rein und unvermischt durch den Sprachausdruck hindurch leuchtet, so daß sie ohne Mühe aufgefaßt und verstanden werden kann.

§. 91. Diese Eigenschaft ist die Grundlage aller Schönheit einer guten Schreibart, denn es genügt ihr nicht bloß, daß eine Rede von auffallenden Dunkelheiten frei sey, sondern sie fordert auch das möglichste Licht in den Vorstellungen und deren Ausdrücken. Diese Forderungen lassen sich auf folgende vier Hauptpunkte zurückführen:

1) Anwesenheit eines gewissen Verstandes;
2) Vollständigkeit des Verstandes;
3) Einheit, und
4) Leichtigkeit desselben.

## Erster Abschnitt.

### Anwesenheit eines gewissen Verstandes.

§. 92. Die Verbindung der Vorstellungen mit den Wörtern oder Zeichen macht ihre Bedeutung; eine

Reihe solcher mit Vorstellungen verbundener zusammen gehöriger Wörter aber den Verstand der Rede aus. Einzelne Wörter können wohl eine Bedeutung, aber keinen Verstand haben; letzterer liegt nur in mehrern mit einander verbundenen Wörtern oder in Sätzen und Urtheilen. Bedeutung und Verstand begreift man oft mit dem Worte Sinn, als dem Geschlechte für beide, zusammen. Ist nun die Rede so beschaffen, daß dadurch vernünftige Vorstellungen bei Andern erweckt werden können, so hat sie einen Verstand; ist dieser nicht da, so nennen wir sie sinnlos, Unsinn, oder mit einem Engl. Kunstworte Nonsense.

§. 93. Der Unsinn hat seine verschiedenen Arten und Grade:

1) Der erste und höchste Grad ist der, wenn eine Rede gar keines begreiflichen Verstandes fähig ist.

Z. B. „Die Liebe des Vaterlandes bezieht sich natürlicher Weise auf die Parties honteuses desselben, ich meine die Muttersprache und Mutterkirche. Der hohe Geschmack an des M. Tullius Cicero sämmtlichen Werken kann der Autorität unserer Vulgata und der Popularität unsers christlich katholischen Glaubens keinen Eingriff thun. Daher verdient das Nein! einer Janitscharen-Muse eine gnädige Nachsicht und Acquiescenz, wenn die Liebeserklärung von einem allerheiligsten Pater Abbas sich herschreibt." — Dies ist der Anfang einer Abhandlung über die Deutsche Sprache.

2) Wenn der Satz in so unbestimmten Ausdrücken vorgetragen ist, daß man in Ansehung des Verstandes ungewiß bleibt.

Z. B. „Ich habe bemerkt," sagt Richard Steele, „daß die Superiorität unter ihnen (den Koffehaus-Politikern) auf der Meinung von Galanterie und

Mode beruhet." (Wessen Meinung? War sie günstig oder ungünstig, wahr oder falsch?) „Sein Freund hat seinem Vater gemeldet, daß sein Bruder am Rande des Grabes steht." (Welchem Vater, welcher Bruder? — Doch davon bei dem Abschn. von der Zweideutigkeit.)

3) Wenn die einzelnen Vorstellungen und Ausdrücke nicht gehörig verbunden sind, folglich kein Ganzes ausmachen.

4) Wenn die einzelnen Theile eines Gedanken einander widersprechen. (Diese Art des Unsinns wird besonders in der tropischen Schreibart gefunden.)

5) Wenn der Gedanke keine Wahrheit hat, und mit vielem Aufwande gar nichts sagt.

(Beispiele zu den drei letztern Arten, denen noch mehrere hinzugefügt werden könnten, wird man sich leicht selbst denken können, so daß ich nicht nöthig habe, das Papier damit zu verunreinigen.)

§. 94. Die Unverständlichkeit des Ausdruckes kann drei Ursachen haben, die wir also als die Quellen des Unsinnes betrachten:

1) Verworrenheit der Gedanken und Begriffe, so wie wirklicher Mangel an denselben. Wer seine Vorstellungen nicht bei sich selbst zur Klarheit und Deutlichkeit bringt, wird auch nicht deutlich sprechen und schreiben, und also auch in dem Hörer oder Leser keine klaren Vorstellungen erwecken können; noch weit weniger wird er es können, wenn es ihm selbst an Gedanken und Begriffen fehlt. Besonders häufig ist diese Verworrenheit bei einer ausschweifenden Einbildungskraft und bei dem regellosen Hang zur bildlichen Schreibart.

2) Ausschweifende Liebe zum Neuen und Wunder-

baren, Begierde etwas Außerordentliches und Unerwartetes zu sagen.

Anmerk. Der dadurch entstehende Unsinn heißt in der Kunstsprache Galimathias, Bombast, Phöbus, Babel, und vorzugsweise Nonsense. Man könnte ihn im Deutschen erhabenen Unsinn nennen. — So ruft ein heroischer Liebhaber in einem Schauspiele Drydens aus: My wound is great, because it is so small! (Meine Wunde ist so groß, weil sie so klein ist!) Der Herzog von Buckingham, der sich im Schauspiele befand, setzte, weil ihm dieser Bombast so sehr auffiel, aus dem Stegereife hinzu: It would be greater, were it not at all! (Sie würde größer seyn, wenn sie nicht überall wäre!)

3) Affectirter Tiefsinn und unbehutsamer Gebrauch abstracter Vorstellungen. Abstraction führt überhaupt, je weiter man darin geht, zur Dunkelheit, daher Unsinn dieser Art bei philosophischen Schriftstellern aller Zeiten gar nicht selten ist.

Z. B. „Das Endliche zum Nichts, das diese Welt umschränkt." Zernitz. (Ein Nichts, das die Welt umschränkt!)

Anmerk. Auch giebt es eine Art Unsinn, die aus Vorsatz und Absicht entsteht, wenn nämlich der Schriftsteller durch die Unverständlichkeit seiner Schreibart sich als ein außerordentliches Genie zu zeigen glaubt, und die lichtvolle Darstellung für etwas Gemeines und Alltägliches hält. Da diese Manier sich seit einiger Zeit bei vielen schönen Geistern gewissermaßen einen Anhang verschafft hat, so daß wir jetzt den sel. Jacob Böhme unter vielen Gestalten in der Deutschen Litteratur wieder hervorkommen sehen, so haben wir uns noch recht viele Beispiele zur Lehre vom Unsinn zu versprechen.

§. 95. Aus der zweiten, besonders aber der dritten Ursache, wird man es sich nun auch leicht erklären können, wie es zugeht, daß selbst talentvolle Schriftsteller Unsinn schreiben, ohne daß sie es merken, und ohne daß Leser von gewöhnlichen Fähigkeiten es entdecken. In unsern Zeiten, wo der Hang zum Neuen, und die Sucht, immer nur Original zu seyn, keine Gränzen kennt, ist daher der Unsinn bei sehr vielen, besonders philosophischen Schriftstellern, etwas ganz Gewöhnliches.

§. 96. Eben so geht aus den angegebenen Quellen des Unsinnes hervor, daß man sich, um ihn zu vermeiden, jeden Gedanken so klar und deutlich denken müsse, als erfordert wird, ihn in eben der Klarheit bei Andern zu erwecken. Dies aber kann man nur dann, wenn man bloß über solche Gegenstände schreibt und spricht, wovon man Kenntniß hat; wenn man jeden Gedanken auch im Zusammenhange mit andern klar denkt; wenn man nicht in so allgemeinen oder gar vieldeutigen Ausdrükken spricht; und wenn man nur solche Worte gebraucht, mit welchen der Leser, für den man schreibt, einen klaren Begriff verbinden kann.

Anmerk. Sehr wahr spricht darüber Horaz in seinem Briefe an die Pisonen:

> Ihr, die ihr schreiben wollt, vor allen Dingen
> wählt einen Stoff, dem ihr gewachsen seyd,
> und wäget wohl vorher, was eure Schultern
> vermögen, oder nicht, eh ihr die Last
> zu tragen übernehmt. Wer seinen Stoff
> so wählte, dem wirds an Gedanken
> und Klarheit nie, auch nie an Ordnung fehlen ꝛc.

## Zweiter Abschnitt.

### Vollständigkeit des Verstandes.

§. 97. Der in einer Rede liegende Verstand muß vollständig seyn. Vollständig ist, was mit allen zu seiner Bestimmung nothwendigen Theilen versehen ist. Die Vollständigkeit des Verstandes besteht also in der Anwesenheit aller zur Verständlichkeit einer schönen Rede nothwendigen Vorstellungen. Hieraus ergeben sich drei Arten dieser Vollständigkeit: 1) die grammatische, 2) die logische, 3) die ästhetische. Alle drei sind nothwendig, theils der leichten Verständlichkeit theils des Begriffes der Schönheit wegen.

§. 98. I. Grammatische Vollständigkeit. Sie beschäfftiget sich mit dem Baue, der Biegung und Verbindung der Wörter, und verbietet, irgend einen Buchstaben, eine Sylbe oder ein Wort auszulassen, welches in Ansehung dieser Stücke nothwendig ist.

Z. B. Was (etwas), Beding (Bedingung), so wie das e im Dativ bei den Substantiven, welche im Genetiv es haben: dem Sohne, Tische, nicht dem Sohn, Tisch ꝛc. ꝛc. — Durch und mit mir (Durch mich und ꝛc. ꝛc.) Kleist sagt: Ein Heer von bunten Stieglitzen hüpft hin und wieder auf Strauch; hier fehlt der Artikel.

§. 99. II. Logische Vollständigkeit. Sie hat es mit den zur Verständlichkeit nothwendigen Begriffen zu thun, und verbietet sowohl die Auslassung des Verbi, als des Haupt- und Personwortes.

Anmerk. Am häufigsten übergeht man die Hülfswörter, die doch nicht bloße grammatische Füllsteine, sondern wahre Verba sind; z. B.: was ist die Weisheit

denn, die wenigen gemein. Haller. Ein Glück, welches mir widerfahren, als ich es am wenigsten vermuthet. — (Ich) habe deinen Brief richtig erhalten.

§. 100. Die Weglassung einer oder mehrerer Vorstellungen aus der gewöhnlichen Gedankenreihe benennet man mit einem Griechischen Kunstworte Ellipse. Solche Ellipsen sind nur dann erlaubt, wenn sie durch den Sprachgebrauch schon so gewöhnlich geworden sind, daß sie der Verständlichkeit nichts schaden. (§. 76. 1. Anmerk.) Im entgegengesetzten Falle, wo der Leser die ausgelassenen Vorstellungen erst mühsam hinzudenken muß, oder dadurch in dem Zusammenhange seiner Vorstellungen unterbrochen und gestört wird, sind sie hart und unerlaubt.

§. 101. III. Aesthetische Vollständigkeit. Die Rede, als ein schönes Kunstwerk, ist nicht mit der Vollständigkeit, welche das Bedürfniß erfordert, zufrieden; sie verlangt auch eine gewisse Fülle, um desto besser bemerkt zu werden. In jeder Reihe der Vorstellungen übertrifft immer eine die andere an Wichtigkeit, und es ist dem Schriftsteller darum zu thun, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einzelne Vorstellungen besonders zu richten. Daher muß er diese in der Rede hervorheben, und sie an denjenigen Ort stellen, wo sie die meiste Wirkung erwarten lassen. Dies geschieht besonders durch eine feierliche Ankündigung †, durch Umschreibung und Erweiterung ††.

Z. B. † Dieser Sinn ist es, welcher uns den größten Reichthum von Ideen verschafft, st. dieser Sinn verschafft uns ꝛc. ꝛc.

†† Man muß mit einer gewissen Größe des Geistes gebohren seyn, wenn man ꝛc. ꝛc., st. man muß groß gebohren seyn.

## Dritter Abschnitt.

### Einheit des Verstandes.

§. 102. Jeder, der etwas schreibt oder spricht, hat die Absicht, verstanden zu werden. Er muß daher auch Alles vermeiden, was den Hörer oder Leser in Ansehung des wahren Verstandes seiner Rede ungewiß lassen kann, und muß folglich seine Vorstellungen so ordnen und ausdrucken, daß gerade nur diese in dem Leser erweckt werden, andere aber moralisch unmöglich bleiben. Die Beobachtung dieser Regel giebt die Einheit des Verstandes; die Vernachlässigung derselben macht die Rede schwankend, zwei- und vieldeutig.

§. 103. Die Verletzung dieser Einheit kann zwei Ursachen haben.

1) Entweder haben die einzelnen Wörter mehrere Bedeutungen, sind also zwei- und vieldeutig (Aequivocatio), oder 2) sie sind, als Theile eines Redesatzes, so gestellt und verbunden, daß sie durch diese Stellung zwei- oder mehrerlei Sinn geben (Ambiguitas). Beide Fehler fassen wir mit dem Namen der Zweideutigkeit zusammen.

§. 104. I. Die Zweideutigkeit in einzelnen Wörtern wird besonders veranlaßt

1) durch den Gebrauch solcher Wörter, die mehrere Bedeutungen haben. Dergleichen giebt es in der Deutschen Sprache sehr viele, obgleich in dem Forschritte der Kultur schon mehrere veraltet sind. Ihr Gebrauch ist keinesweges verboten; er wird nur dann unerlaubt, wenn ihre Verbindung mit andern Wörtern den wahren Sinn zweifelhaft läßt.

Z. B.

z. B. Die Gesellschaft war so zerstreut, daß mein Vortrag kein Gehör finden konnte. (War die Gesellschaft nicht beisammen, oder war sie mit fremden Gedanken beschäfftigt?) Luther verfolgte die Wahrheit (Verfolgen giebt einen guten und bösen Sinn.) Er beruft sich auf seine gute Absicht, aber ein Projektmacher muß mehr als eine gute Absicht haben. (Ist eine hier der Artikel oder das Zahlwort?) Gewisse Mittel ergreifen. (Was heißt hier gewisse?) Die Liebe Gottes, die Beleidigung meines Bruders ꝛc. ꝛc.

§. 105. 2) Durch den Gebrauch der persönlichen, possessiven und relativen Pronomina. Diese beziehen sich immer auf ein vorher gegangenes Substantiv; sind nun aber mehrere Substantiva da, so kann es leicht zweifelhaft werden, auf welches von diesen das Relativum gehen soll. Fehler dieser Art sind überaus häufig, und finden sich selbst in den korrektesten Schriften.

a) Persönliche Pronomina. Kaum hatte man dem Grafen diesen Platz anvertrauet, so erfuhr der Marschall, daß der Feind ihn angreifen wolle. (Auf wen geht das ihn?) Er schrieb seinem Bevollmächtigten, er müsse das Aeußerste versuchen. (Wer?) Sein Freund schrieb ihm, er habe das große Loos gewonnen. (Wer hat es gewonnen?)

b) Possessive Pronomina. (Das Vertrauen, womit der Fürst diesen Günstling beehrte, gereichte zu seinem größten Unglücke. (Zu wessen Unglück?)

c) Relative Pronomina. (Der Sohn meines Freundes, von dem ich Ihnen neuerlich schrieb. (Von wem?) Der Verfasser des Agathons,

welcher den hohen Rang, den ihm das gegenwärtige Zeitalter zugesteht, gewiß so lange behaupten wird rc. (Wer behauptet den Rang?)

§. 106. 3) Auch die gleich lautenden Casus der Nennwörter verursachen Zweideutigkeiten. Wenn nämlich der Nominativ und Accusativ, der Genitiv und Dativ ein und dieselbe Biegung haben, so kann es öfters zweifelhaft seyn, welcher von beiden Casibus in jedem Falle gemeint sey. Dies findet sowohl bei Pronominibus als bei Substantiven statt.

Bei Pronominibus. Dieses Reich, welches Europa fürchtete. (Ist welches hier der Nom. oder Accus.?) Die Schönheit, die die Tugend ehrt.

Bei Substantiven. Eben eine solche Sammlung hat Grotius über das Fatum gemacht, und seine Frau herausgegeben. (Nach dieser Stelle hat Grotius seine Frau, nicht die Frau die Sammlung herausgegeben.) Ganz ungewiß bleibt der Sinn in folgendem Satz: er hat das Gemählde gezeichnet, und seine Frau in Kupfer gestochen.

§. 107. 4) Endlich kann die Zweideutigkeit auch durch Bestimmungswörter und Umstände veranlaßt werden. Diese beziehen sich nämlich sowohl auf ein Verbum als auf ein Nennwort; daher erfordert die Klarheit, ein solches Wort dem bestimmten so nahe als möglich zu bringen, damit der Sinn nicht schielend werde.

Z. B. Ich werde im Vertrauen auf Gott allein (!) diese Gewissenspflicht erfüllen. So auch mit den Wörtern vornehmlich, besonders, wenigstens, selbst, nicht, u. s. w. Er beschrieb die Gegend sehr reizend. (Ist die Gegend oder die Be-

schreibung reitzend?) Menalkas trieb die Kühe brüllend durch den bethauten Hain. (Wer brüllte?) Er verließ sie in Thränen schwimmend. (Wer schwimmt?)

Anmerk. In allen den Fällen, wo man nicht durch die bloße Stellung der Redetheile die Zweideutigkeit verhindern kann, muß man dem Satze eine andere Wendung geben, oder ihn umschreiben. Wenn es z. B. heißt: er beschrieb die Gegend sehr reizend, so kann ich diesen Satz, je nachdem die Gegend oder die Beschreibung reitzend seyn soll, durch eine kleine Wendung sehr bestimmt ausdrucken. Im erstern Falle sage ich: er beschrieb die Gegend als vorzüglich reizend; im andern Falle: er beschrieb auf eine reizende Art die Gegend. — Eben so mache ich es mit dem Satze: er verließ sie in Thränen schwimmend.

§. 108. II.) Oft entspringt auch die Zweideutigkeit aus der Anordnung und Einkleidung des ganzen Gedanken, daher man sich solcher Wendungen lieber ganz enthalten sollte.

Z. B. Sie können mich nicht beleidigen. (Hier kommt alles auf den Ton an, mit dem diese Worte gesprochen werden, daher der wahre Sinn fast nur durch die Deklamation angedeutet werden kann.) Er ist nie des Diebstahls wegen gestraft worden. (Hat er nie gestohlen, oder ist er nie deshalb bestraft worden?) Dusch sagt in einem Briefe an seine Doris: aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen. (Wünscht der Schriftsteller, daß Keiner einäugig werde, oder daß Keiner von Beiden zuerst sterben möge? Wenn das Wort andern einen großen Anfangsbuchstaben hätte, würde die Zweideutigkeit wegfallen.)

## Vierter Abschnitt.

### Leichtigkeit des Verstandes.

§. 109. Klarheit und Deutlichkeit sollen aber die Rede nicht bloß vor dem Mißverstande bewahren, sondern auch dem in ihr liegenden Verstand den möglichsten Grad der Leichtigkeit geben. Der Schriftsteller darf nicht zu viel von den Fähigkeiten oder dem guten Willen der Leser erwarten; er muß vielmehr seinen Ausdruck so wählen, daß der Verstand dem Leser auch wider Willen einleuchte und sich ihm gleichsam aufdringe.

§. 110. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft des schönen Styls läßt sich aus mehrern Gründen darthun; denn

1) geht ja die Absicht des Schriftstellers dahin, verstanden zu werden. Dies wird aber nur dann recht geschehen, wenn der Leser gar keine Schwierigkeiten in dem Ausdruck des Schriftstellers findet, und den Inhalt der Rede so auffaßt, daß er sich kaum des Mittels, wodurch es geschah, bewußt ist. Muß der Leser erst mit lästigem Bestreben seine Aufmerksamkeit auf den Ausdruck richten, so geht aller Eindruck verloren, und die Absicht des Schriftstellers wird verfehlt.

2) Je feiner die Unterschiede oder Aehnlichkeiten sind; je abstracter die Eigenschaften, Beschaffenheiten und Verhältnisse, welche wir in neuern Zeiten zu bezeichnen haben, desto dringender wird auch das Bedürfniß, leicht und ohne Mühe verstanden zu werden. Man gewinnt den Leser für den beabsichtigten Zweck nicht sicherer, als wenn man ihm den Vortrag so lichtvoll [u]nd klar als möglich macht. So wie man dadurch

3) das Vertrauen des Lesers nicht bloß erhöht,

sondern auch seiner Eigenliebe schmeichelt, da er bei einem lichtvollen Vortrage alles selbst zu entwickeln glaubt.

§ 111. Der Einwand, daß die Armuth der Sprache und die Dunkelheit des Gegenstandes öfters die geforderte Klarheit nicht möglich machten, ist kein hinreichender Entschuldigungsgrund. Denn, was die Sprache betrifft, so erhalten wir ja alle klaren Begriffe nur durch sie, und es ist ja nicht möglich, ohne Sprache zu denken (§. 26.). Sobald wir uns daher den Begriff völlig aufgeklärt haben, so wird und muß auch der deutliche Ausdruck dafür da seyn. Der Gegenstand selbst, über welchen man spricht, kann zwar freilich seine Dunkelheit und Schwierigkeit haben; allein man muß auch nicht eher darüber sprechen und schreiben, als bis man seiner vollkommen mächtig ist. Hat man das möglichste Licht in seine Begriffe gebracht, so folgt die Klarheit des Ausdrucks von selbst.

Anmerk. Was einem Einzelnen dunkel und schwierig vorkommt, ist darum noch nicht dunkel, und kann vielleicht von einem Andern sehr deutlich gedacht und deutlich ausgedruckt werden. Dies gilt sowohl von Gegenständen der Empfindung als der Abstraction. Daher ist auch die gewöhnliche Enschuldigung schlechter Köpfe, daß sie es wohl durchdacht hätten, aber nur nicht von sich geben könnten, ganz zu verwerfen; hätten sie wirklich lichtvoll gedacht, so könnten sie auch lichtvoll sprechen.

§. 112. Indessen hat die Deutlichkeit des Styles allerdings ihre Grade, die nach der Absicht des Schreibenden, nach den Fähigkeiten der Leser, und nach der besondern Gattung des Vortrags bestimmt und beurtheilt

werden müssen. Es ist leicht begreiflich, daß in Schriften für den Kunstverständigen und in andern für den Lehrling, in Schriften, welche auf die untern Seelenkräfte wirken, und in solchen, welche unterrichten und überzeugen sollen, verschiedene Grade der Klarheit statt finden müssen, wenn gleich keine dieser Schriften gegen die Deutlichkeit sündigen darf.

Anm. Oft kann etwas für den Laien in einer Wissenschaft kaum Klarheit genug haben, was dem Eingeweihten höchst trivial und langweilig ist, und was für diesen hinreichend klar ist, kann jener vielleicht überaus dunkel finden. Dies ist es, was Kästner mit den Worten sagen will:

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht;
Wenn Newton Lehrer lehrt, liest ihn der Schüler nicht.

§. 113. Wenn man auf diese Bedingungen Rücksicht nimmt, so wird man wohl nicht behaupten wollen, daß die Klarheit und Leichtigkeit des Verstandes übertrieben werden könne. Denn, wenn es der Rede an Geist und Kraft fehlt, oder wenn sie wässerig ist, so liegt dies in der Weitschweifigkeit und in dem Mangel fruchtbarer Gedanken, nicht aber in der Verständlichkeit. Diese erfordert vielmehr, wie im Folgenden gezeigt werden wird, Bestimmtheit, Präcision und Kürze, Eigenschaften, welche die vorzüglichsten Mittel der Klarheit sind, und der Weitschweifigkeit geradezu entgegenstehen.

§. 114. Wer gegen die Leichtigkeit des Verstandes fehlt, verfällt in Dunkelheit. Diese rührt I. von einzelnen Wörtern her; II. von deren Verbindung und der Interpunction; III. von der Anordnung und Einrichtung des ganzen Gedanken.

§. 115. I. Dunkelheit in einzelnen Wörtern. Dahin gehören

1) Die veralteten, provinziellen, unnöthigen ausländischen und sprachwidrig gebildeten neuen Wörter (s. Kap. 2.)

2) Der unnöthige Gebrauch der Kunstwörter, welche oft nur Kunstverständigen deutlich sind. In Schriften für diese wird ihr Gebrauch allerdings erlaubt seyn; allein in Schriften für andere Leser müssen sie erklärt oder mit verständlichen Ausdrücken vertauscht werden. Für den edeln Styl sind die meisten Kunstwörter ohnedies zu niedrig.

3) Der Gebrauch gewöhnlicher Wörter in ungewöhnlichen oder auch in ganz verschiedenen Bedeutungen, besonders wenn das letztere in einer und derselben Periode geschieht.

4) Der ungeschickte Gebrauch der Participien und der Participial-Constructionen.

§. 116. II. Dunkelheit in der Stellung und Verbindung der Wörter. Dahin gehören:

1) Die ungeschickte Veränderung der gewöhnlichen Wortfolge, wodurch die Begriffe aus ihrer gewöhnlichen Ordnung herausgerissen und unter einander geworfen werden. (Davon bei der Lehre von der Inversion.)

2) Die Trennung zusammengehöriger Wörter und Vorstellungen durch zu lange Zwischensätze. (s. meine Sprachlehre 1ster Th. S. 173. §. 304.)

3) Harte, in einander geschobene Genitive.

4) Mangel des Zusammenhanges, Gedankensprünge, ohne die gehörige Verbindung der einzelnen Vorstellungen.

Z. B. Allein zu einem richtigen Urtheile müßte man wissen, ob er (Philip. 2.) es nicht für grösser gehal-

ten, aus seinem Zimmer durch seinen Kopf so viele Arme zu lenken, er selbst in der grösseten anscheinenden Ruhe; als bloß der Beförderer und Bewerkstelliger seiner eigenen Anschläge zu seyn. Abt.

5) Nachlässige oder willkürliche Interpunktion, oder auch gar keine.

Z. B. Nachlässige. Ihr roher Stoff ist Zuckerrohr, Zucker, Syrup und Rum sind ihre Waaren; wo hinter Zuckerrohr ein (;) stehen muß.

Willkürliche. Was an Cäsars Planen jede Schlacht; jedes Scharmützel, jeder Vorfall ändern konnte, wenn er unglücklich ausfiel: und wenn er gelang: so war es erst eine weit aussehende Vorbereitung zum großen Zwecke. (Hieher gehört auch der Mißbrauch der Gedankenstriche.)

Gar keine. Er versprach mir aus dem redlichsten Patriotismus alles aufzuopfern. (Versprach er mir bloß etwas, oder wollte er mir alles aufopfern?) Ich habe den Brief nicht aber das Geld erhalten (Habe ich nicht den Brief oder nicht das Geld erhalten?)

§. 117. III. Dunkelheit in der Anordnung des ganzen Gedanken. Davon in der Folge bei den Kapiteln über Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks.

---

# Fünftes Kapitel.

## Von der Angemessenheit.

§. 118. Das Wort Angemessenheit braucht man da, wo das Zufällige einer Sache mit dem Wesen derselben übereinstimmt. Die Angemessenheit des Styles

besteht folglich in der genauesten Uebereinstimmung der Ausdrücke mit der allgemeinen Absicht der Sprache und mit den jedesmaligen besondern Absichten des Sprechenden, woraus zugleich erhellet, daß diese Eigenschaft um der Klarheit willen nothwendig, und eigentlich eine Fortsetzung derselben ist. Wir begreifen hierunter drei verwandte Eigenschaften: 1) die Ueblichkeit; 2) die Schicklichkeit; 3) die Bestimmtheit.

## Erster Abschnitt.

### Von der Ueblichkeit.

§. 119. Die Ueblichkeit fordert, daß man für jeden Gedanken und dessen einzelne Theile diejenigen Ausdrücke wähle, welche nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers der allgemeinste und beste Gebrauch eingeführt hat. Denn da jeder Gedanke einer vielfachen Darstellung fähig ist, eine aber immer vor der andern den Vorzug hat, und den Gegenstand bestimmter und deutlicher macht; so muß auch der Schreibende für jede Vorstellung gerade den Ausdruck wählen, der sie am leichtesten und richtigsten erweckt, und das sind immer die üblichsten Wörter. Die Beobachtung des Ueblichen schließt daher alle Uebertretungen des Sprachgebrauchs, alte Wörter, unnöthige Neuerungen ꝛc. aus, weil dies bei dem Leser nur Anstoß erwekken und ihn aufhalten würde.

§. 120. Das Uebliche erstreckt sich I. sowohl auf einzelne Wörter, deren Gestalt und Bedeutung, als II. auch auf deren Verbindung und die ganze Anordnung des Gedanken.

§. 121. I. Was die einzelnen Wörter betrifft, so gehören dahin:

1) Die Form und Gestalt der Wörter, selbst in Rücksicht auf die Orthographie. Wenn unsre Orthographie auch ihre Fehler hat, so darf doch ein Einzelner hier eben so wenig als in den übrigen Theilen der Sprache eine Neuerung machen, da die Vortheile gegen das Ungewöhnliche und Dunkele, welches die Verletzung des Ueblichen hervorbringt, nicht in Betrachtung kommen. Eben so will die Ueblichkeit, daß die fremden Wörter in derjenigen Gestalt beibehalten werden, in der sie dem Eigenthümlichen unsrer Sprache angepaßt worden, und allgemein verständlich sind, wenn sie auch wirklich ihrem Originale näher gebracht werden könnten. †

† Also Ottomann, nicht Oschman; Janitscharen, nicht Jenkitschäri; Muselmann, nicht Müsulmann oder Moslem.

2) Der Gebrauch der Wörter in der einmal eingeführten und allgemein verständlichen Bedeutung.

Z. B. Einfältig, einfach, Einförmigkeit, Einheit werden oft verwechselt, so verschieden sie auch sind. Wenn und wann, denn und dann sind ebenfals sehr verschiedener Bedeutung, so wie her und hin.

3) Die verba solemnia, d. i., solche Ausdrücke, welche der Gebrauch für gewisse Begriffe gleichsam gestempelt hat, daher sie solche sehr bestimmt bezeichnen, und nicht ohne Noth mit andern vertauscht werden müssen.

Z. B. Verweise bekommen, nicht: Verweise erhalten: in den Stand setzen, nicht: stellen; einen Fremden anmelden, nicht: ankündigen.

§. 122. II. In Ansehung der Verbindung einzel-

ner Wörter und der Anordnung des ganzen Gedanken hängt alles von der strengsten Befolgung des besten Sprachgebrauchs ab, wovon noch im Folgenden das Nöthige bemerkt werden wird.

§. 123. Wollte Jemand den Einwurf machen, daß es den gewöhnlichen Ausdrücken an Neuheit und Mannigfaltigkeit fehle, und daß, um nicht unedel und matt zu werden, man sich besonders in der dichterischen Schreibart von dem Gewöhnlichen entfernen müsse, so bedenke er, daß dieser Einwurf durch die nähere Bestimmung §. 119. nach dem besten Gebrauch und nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers schon beantwortet ist. Die Ueblichkeit verlangt ja nicht, daß man nichts anders als das Gewöhnliche sage, sondern nur, daß man sich von dem Gewöhnlichen nicht ohne Noth entferne. Auch schließt der beste Gebrauch alles Unedele schon für sich aus, so gewöhnlich es auch seyn mag.

## Zweiter Abschnitt.

### Von der Schicklichkeit und Natürlichkeit.

§. 124. Schicklich nennen wir, was dem Gegenstande und den jedesmaligen Umständen angemessen ist. Die Schicklichkeit des Styles (Congruenz) ist also diejenige Eigenschaft, nach welcher die einzelnen Vorstellungen und ihre Ausdrücke sowohl zu dem Gegenstande, als auch zu den jedesmaligen Umständen des Schreibenden passen. Sie erstreckt sich I. auf den Gegenstand, über welchen man schreibt und spricht; II. auf die jedesmalige besondere Absicht des Schreibenden; III. auf dessen Gemüthsstellung und allgemeine Absicht zu gefallen.

§. 125. I. Die Schicklichkeit in Ansehung des Gegenstandes besteht darin, daß der Hauptgedanke und dessen einzelne Theile der Natur der Sache genau angemessen sind, daß sie also nicht mehr und nicht weniger sagen, als in der Sache, und wie es darin befindlich ist. Zu dieser Schicklichkeit des Ausdrucks, die man auch die **Wahrheit** und **Richtigkeit** desselben zu nennen pflegt, wird erfordert:

1) Daß man nicht fremdartige Begriffe mit einander verbinde, die kein Ganzes ausmachen können.

Z. B. Dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen. Gesner. (Milch streuen!) Wenn Klopstock den Eloah zum Jehovah sagen läßt: wie ist jetzo dein Antlitz, Ewiger, so furchtbar! wie glänzet dein Auge lauter Gericht! so paßt glänzen nicht zum Begriffe eines erzürnten Richters, wohl aber flammen.

2) Daß man die Würde des Gegenstandes behaupte, und nicht komische Züge in eine feierliche ernsthafte Gedankenreihe aufnehme.

Z. B. Wenn Lessing in seiner Miß Sara Sampson den Mellefont, gerade in dem Augenblick, wo dieser ernste Betrachtungen über sich selbst anstellt (Wofür soll ich mich halten? Für einen Thoren oder für einen Bösewicht? oder für beides?) sagen läßt: Herz, was für ein Schalk bist du! so fühlt Jeder, daß die Würde des Ausdrucks durch das Wort Schalk verletzt wird.

3) Daß man das gehörige Verhältniß zwischen der Natur der Sache und den Verzierungen der letztern beobachte, also nicht da schmücke, wo die Sache keinen Schmuck verträgt.

Anm. Gegen diese Regel fehlen besonders Anfänger und ungeübte Stylisten. Sie verzieren entweder die ein-

fachen Hauptsätze mit zu vielen nicht dahin passenden schönen Neben-Ideen, oder sie führen überhaupt eine Sprache, die für den Gegenstand, welchen sie bearbeiten, viel zu geschmückt ist.

4) Daß man nicht übertreibe, und daß der Ausdruck nicht mehr sage, als der Sache gemäß ist. Die Uebertreibung kann sowohl in einzelnen Ausdrücken als in ganzen Gedanken statt finden. Letzteres führt den Namen Schwulst (Franz. Phöbus, Engl. Bombast; s. §. 94. Anmerk.) Mehr davon weiter unten von der Hyperbel.

Beisp. Zu den einzelnen Ausdrücken gehören z. B. Wonne, Wollust für die gewöhnlichen Grade der Freude und des Vergnügens; göttlich, selig, himmlisch für glücklich; unendlich, unzählig, unermeßlich, schrecklich u. s. w. in solchen Verbindungen, wo oft an der Hälfte genug wäre.

§. 126. II. Schicklichkeit in Ansehung der besondern Absichten des Schriftstellers. — Jeder Sprechende oder Schreibende hat, außer der allgemeinen Absicht, mit Wohlgefallen verstanden zu werden, auch noch besondere Absichten; entweder will er belehren oder überreden, oder die Einbildungskraft unterhalten, oder rühren, oder belustigen. Da nun der Ausdruck das Mittel zur Erreichung dieser Absicht ist, so müssen auch beide, Ausdruck und Absicht, im genauesten Verhältnisse stehen, oder mit andern Worten, jener muß dieser nicht entgegen wirken, sondern sie vielmehr unterstützen. Will also der Schriftsteller z. B. erzählen und unterrichten, so darf er nicht zur Unzeit die Einbildungskraft unterhalten oder Leidenschaften erregen, weil dies seiner Absicht entgegen seyn würde. (Mehr davon im zweiten Theil.)

§. 127. III. Schicklichkeit in Ansehung der Gemüthsstellung des Schriftstellers, und seiner allgemeinen Absicht zu gefallen. — Ist der Ausdruck der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers genau angemessen, so, daß die höhere Absicht, zu gefallen, dadurch erreicht wird, so nennt man den Styl natürlich. Dahin gehört besonders, daß die Bemühung, zu gefallen, nicht sichtbar werde, weil der Ausdruck sonst gesucht, gezwungen und affectirt ausfallen würde. In diese Fehler verfällt der Schriftsteller alsdann sehr leicht, wenn er sich nicht selbst in derjenigen Gemüthsstellung befindet, welche er bei dem Leser erwecken will, oder auch, wenn er ängstlich nach Schönheiten hascht, die sich ihm nicht von selbst darbieten. Diese Natürlichkeit schließt die Kunst nicht aus, wohl aber das Gekünstelte.

Anm. Ein Fehler wider die Natürlichkeit des Styles ist besonders das Pretiöse, wenn man das Uebliche bloß darum verläßt, weil es üblich ist. Z. B. wenn man im unterrichtenden Style von dem Aristoteles, statt ihn zu nennen, die prächtigen Umschreibungen, der mächtige Genius der Kunst, der Fürst der Kunstrichter, der große Lehrer der Natur ꝛc. ꝛc. braucht. Eben so in der Stelle: Sie hatte vierzehnmal das Ende des Kreises erlebt, den unser Planet in wunderbarer Bewegung um die Sonne schlägt, statt: sie war vierzehn Jahr alt.

## Dritter Abschnitt.

### Von der Bestimmtheit.

§. 128. Bestimmt nennen wir einen Gegenstand, dessen Merkmale genau angegeben sind. Die Be-

stimmtheit des Styles ist also diejenige Vollkommenheit desselben, da der Schriftsteller für jeden Begriff diejenige Art der Darstellung desselben wählt, welche für die jedesmalige Absicht die meisten und klärsten Merkmahle enthält. Dadurch wird jeder einzelne Begriff nach dem Maße seiner Wichtigkeit auf das genaueste bestimmt, und sowohl von allen ähnlichen, als auch von allen Nebenbegriffen abgesondert. Die Gegensätze der Bestimmtheit sind das Unbestimmte und Schwankende.

§. 129. Die Bestimmtheit des Styles besteht

I) in einzelnen Wörtern und Ausdrücken. Alle Wörter, welche den verlangten Begriff nur dunkel und unbestimmt bezeichnen, müssen, sobald man bestimmtere dafür hat, so viel als möglich vermieden werden. Dahin gehören

1) viele Infinitive, wenn sie als Substantive gebraucht werden.

Z. B. Wie? oder schuf ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geist und Fühlen,
Dies schöne Werk. Hagedorn.

2) Die unbestimmte Bejahung oder Verneinung, wo ohne Verletzung der Bescheidenheit die Natur der Sache eine bestimmtere Erklärung erfordert.

Z. B. Mein Vater scheint sich erholt zu haben, da er nun weit mehr als sonst bei Kräften ist. (Hat er mehr Kräfte als sonst, so hat er sich ja auch wirklich erholt.)

3) Wörter von weiter Bedeutung für solche Begriffe, welche die schärfste Bestimmung erfordern.

Dahin gehört z. B. das Wort Ding statt Sache oder Gegenstand; schön statt angenehm, reitzend, anziehend u. s. w.

§. 130. II. in der Darstellung des ganzen Gedanken. Hier beruht die Unbestimmtheit vornehmlich auf folgenden zwei Stücken.

1) Wenn unter mehrern Arten der Darstellung, deren ein Gedanke fähig ist, diejenige verfehlt wird, welche für die jedesmalige Absicht und Stelle die meisten und klärsten Merkmale hat. Dadurch wird der Ausdruck schief und schielend.

z. B. Der Tod ist den Alten natürlich. — Das ist er den Jungen auch. Der Verfasser wollte sagen: es kommt nicht unerwartet, wenn alte Personen sterben.

2) Wenn der Hauptbegriff durch Nebenbegriffe geschwächt wird, so daß der erstere vor den letztern nicht mehr hervorgehoben wird, und mit ihnen zusammenfließt.

Beisp. Dahin gehört der unschickliche Gebrauch der Partikeln: gleichsam, einiger Maßen, fast, beinahe rc. z. B. ich kann kein Vergnügen genießen, wenn Ihre werthe Gesellschaft es mir nicht gleichsam erst angenehm macht.

---

# Sechstes Kapitel.

## Von der Präcision.

§. 131. Eine große Vollkommenheit des schönen Styles ist die Präcision, (von praecidere) die wir im Deutschen kernhafte oder kraftvolle Kürze nennen könnten. Sie erfordert, daß jeder Begriff in der bündigsten Kürze dargestellt, folglich alles Ueberflusses, oder alles dessen entladen werde, was nach der jedesmaligen Absicht nicht unmittelbar zur möglichsten Ver-

ständlichkeit

ständlichkeit oder zum nothwendigen Schmucke gehört. Da aber alle Eigenschaften des Styles in der genauesten Verbindung stehen müssen, so darf auch ihr weder eine der schon genannten noch eine der nachfolgenden aufgeopfert werden.

§. 132. Die Präcision ist entweder absolut oder relativ. Die absolute ist unter allen Umständen und für alle Gattungen des Vortrags nothwendig; sie schneidet also einen Ueberfluß weg, der unter allen Umständen ein Ueberfluß ist. Die relative aber bezieht sich nur auf die besondern Arten des Styles und die besondern Absichten des Schreibenden, verwirft also nur das, was nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers entbehrt werden kann.

§. 133. Da von der relativen Präcision erst im zweiten Theile gehandelt werden kann, so bleiben wir hier bloß bei der absoluten stehen. Diese erstreckt sich I. auf Sylben, II. auf Wörter, III. auf die ganze Anlage und Darstellung des Gedanken, oder auf Sätze und Perioden.

§. 134. I. Ueberfluß in Sylben. Dieser entsteht durch solche Verlängerung der Wörter, die weder zur Bestimmung des Hauptbegriffs noch zum Wohlklang etwas beitragen kann. Die neuere Hochdeutsche Schriftsprache hat sich zwar des unnützen Sylbengepränges schon sehr entledigt, allein es sind doch noch immer Wörter übrig, die sowohl unnütze Vor- als Zwischen- und Nachsylben haben.

z. B. Dahingegen (hingegen), Abgesandter (Gesandter) Unkosten (Kosten); jedweder (jeder), neuerlich (neulich); darinnen, hierinnen, worinnen, (darin rc.), gnädiglich, gehorsamlich (gnädig rc.)

§. 135. II. Ueberfluß an einzelnen Wörtern. Dieser Ueberfluß hat zwei Namen: Tautologie und Pleonasmus. Der Fehler der Tautologie besteht in der unnöthigen Wiederholung eines und desselben Begriffs, und offenbart sich sowohl in einzelnen Wörtern als in ganzen Sätzen und Gedanken. Der Pleonasmus entstehet, wenn der Bezeichnung eines Gedanken noch ein überflüssiges Wort hinzugefügt wird, dessen Begriff schon durch den ganzen Ausdruck hinlänglich angezeigt ist. Der Pleonasmus unterscheidet sich also von der Tautologie dadurch, daß diese ein und dasselbe zwei- und mehrmal nur mit verschiedenen Ausdrücken sagt, jene aber unnützer Weise Worte für schon angedeutete Begriffe verschwendet.

Tautologie) das hat keiner nicht gesehen. Homers seine Gedichte; meiner Mutter ihr Haus; Weidenbaum, Glasfenster, Baumholz, Pestseuche, Schiffsflotte, wo es an Weide, Fenster, Holz, Seuche und Flotte genug wäre.

Pleonasmus) der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab; der alte Greis ist eben so pleonastisch als wenn man sagen wollte der junge Jüngling. — Man muß aber nicht jedes Füllwort in der Rede als einen Pleonasmus ansehen. Mehrere Partikeln geben der Periode oft eine gewisse Rundung und befördern den Wohllaut, wenn gleich ihre Weglassung der Deutlichkeit nicht schadet. Auch ist es kein Pleonasmus, wenn des Nachdrucks wegen ein sonst überflüssiges Wort gebraucht wird, z. B. ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Davon aber an seinem Orte.

§. 136. Zu den Tautologien gehören besonders die Synonymen (sinnverwandte Wörter) daher sie hier eine besondere Erwähnung verdienen. Vollkommene

Synonymen sind zwar, wie schon der Deutsche Ausdruck sinnverwandt sagt, in keiner Sprache leicht möglich, da entweder in Ansehung des Begriffs oder doch des Klanges ein Unterschied statt findet; allein dieser Unterschied ist in sehr vielen Synonymen so schwach und unkenntlich, daß sie in den meisten Fällen für gleichbedeutend gelten. Wollte man nun zwei solcher Wörter ohne dringende Ursache † neben einander stellen, so würden sie ein und dieselbe Sache zweimal bezeichnen, folglich eine fehlerhafte Tautologie machen.

Anmerk. †. Diese kann dann eintreten, wenn ein unbekannterer Ausdruck, dessen Gebrauch sich nicht vermeiden ließ, einer Erläuterung durch einen gleichbedeutenden, bekännteren Ausdruck bedarf; oder auch, wenn die Sprache heftiger Leidenschaften nachgeahmt werden soll.

Beispiele von fehlerhaften Synonimen: sich über etwas beklagen und beschweren; etwas melden und kund thun.

§. 137. III. Ueberfluß in Ansehung des ganzen Gedanken. — Wenn die Tautologien und Pleonasmen in ganzen Sätzen und Perioden so gehäuft werden, daß nicht nur die einzelnen Vorstellungen, sondern auch alle Gedanken mehr Ausdehnung erhalten, als die Natur der Sache und die jedesmalige vernünftige Absicht des Schriftstellers es erfordern, so erhält der Fehler den Namen der Weitschweifigkeit, deren Unterarten das Gedehnte, Wässerige und Kraftlose, so wie das Schleppende sind.

§. 138. Nach dem, was bisher (§. 134, 135 und 136) gesagt worden, wird man leicht die Quellen der Weitschweifigkeit ausfindig machen können. Sie entsteht besonders

1) Wenn man einen und denselben Gedanken ohne Noth auf mehr als eine Art ausdruckt. Dies geschieht, wenn der Schriftsteller selbst den Gedanken nur verworren denkt, sich aber nicht die Zeit nimmt, den Begriff aufzuklären, sondern nur durch Worte nachhilft, und dem Leser, statt eines klaren Begriffs, zwei oder mehr dunkle giebt. Indessen wird damit die erlaubte und oft nothwendige Variation nicht getadelt, da der Schriftsteller seine Ursachen haben kann, einen Gedanken seinen Lesern in mehr als einem Lichte zu zeigen.

2) Wenn man einen Gedanken übermäßig ausdehnt, welches man mit dem Französischen Kunstworte Tirade bezeichnet. — Dies kann geschehen durch unzeitige Umschreibungen, und durch Einmischung zweckloser Nebenideen, die zur Klarheit des Hauptgedanken nichts beitragen, wohl aber die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuen.

Anmerk. Dahin gehören auch alle unnütze Einschiebsel und Parenthesen, so wie die unzeitigen Digressionen und Ausschweifungen.

3) Wenn man sich länger bei den Nebenideen verweilt, als ihr Verhältniß zur Hauptidee erfordert. Dies verursacht Verwirrung und leitet von der Hauptsache ab.

4) Wenn man aus ängstlicher Liebe zur Deutlichkeit Begriffe ausdruckt, welche sich sehr leicht hinzudenken lassen.

Beisp. Mehrere der oben angeführten Beispiele werden auch hieher passen. Ich begnüge mich daher, nur noch ein sehr auffallendes anzuführen. Pauli erzählt in seinem Leben großer Helden von dem damaligen Obersten Keith, der König von Spanien habe gewünscht, der Oberst möchte katholisch werden, damit

er ihm seine Achtung desto thätiger beweisen könnte, und nun fährt er fort: „der Hof gestand, er habe Achtung für ihn. Ein Lobspruch, der seine bisherigen Verdienste und Aufführung in Spanien vollkommen zu verstehen giebt. Der Hof gesteht, er erkenne, wie würdig er sey, daß man durch fernere Beförderung seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lasse, daß man diese Achtung werkthätig beweise. Der Hof bezeigte, wie er auch den Willen habe, solches zu thun, er wünsche es ungemein, es thun zu können. Aber es sey dem Hofe nicht möglich. Warum nicht? Er verdiente es zwar; bei diesem allen war es dem Regenten nicht möglich. Er wollte gern, aber es war ihm nicht möglich." u. s. w.

§. 139. Um diesen Fehler zu vermeiden, mache man sich mit folgenden Regeln bekannt:

1) Man denke nicht eher an Präcision, als bis es mit den übrigen Eigenschaften des guten Styles seine Richtigkeit hat.

2) Besonders suche man sich jeden Gedanken recht klar zu denken, und erwäge zugleich sein Verhältniß gegen das Ganze, damit man ihm weder zu viel noch zu wenig Licht gebe.

3) Man erwäge, für wen und in welcher Absicht man schreibt, und wähle also allemal diejenige Einkleidung des Gedanken, welche für die jedesmalige Absicht die schicklichste ist, und auf die Leser, für welche man schreibt, den vortheilhaftesten Eindruck macht.

Anmerk. Uebrigens versteht es sich wohl von selbst, daß eine vollkommene Präcision, wie jede andere Eigenschaft des schönen Styles, nicht immer beim ersten Niederschreiben eines Schriftwerks erreicht werden kann. Wem es darum zu thun ist, der wird nicht

die Mühe der wiederholten Durchsicht und der sorgfältigen Ausfeilung seiner Arbeit scheuen.

§. 140. Die Präcision ist eine so wichtige Eigenschaft des schönen Styles, daß jeder Gedanke nur erst durch sie sein gehöriges Licht erhält, und zugleich den tiefsten Eindruck auf den Leser macht. Ist die vorgetragene Idee reichhaltig, so entsteht daraus ein starker Gedanke; † geht aber die Präcision so weit, daß selbst nothwendige Bestimmungen und Umstände abgeschnitten, und nur die Hauptbegriffe dargestellt werden, so wird sie lakonische Kürze. †† Diese kann aber nur selten, im stärksten Affekt, oder im Fall der höchsten Würde, angewandt werden.

Z. B. † Selbst seine Amme faßt in der Geburt ihn um,
Weissagt und segnet ihn mit diesem Wunsch: sey dumm! (Wernike)

Mach deinen Raupenstand und eine Hand voll Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit!
(Haller)

†† Wenn der Marquis von Spinola dem Könige von Spanien die Schwierigkeiten der Belagerung von Breda vorstellt, so ist es lakonische Kürze, wenn dieser antwortet: „Marquis, erobert Breda. Ich der König."

§. 141. Indessen hüte man sich, daß die Präcision der Schreibart nicht in Dunkelheit ausarte. Das brevis esse laboro, obscurus fio des Horaz zeigt, wie leicht man in diesen Fehler verfallen könne, aber die §. 139. angegebenen Regeln beweisen auch zugleich, wie wenig sich die Präcision mit Dunkelheit vertrage, und wie vielmehr eine wohl angebrachte Kürze dem ganzen Gedanken erst recht seine gehörige Klarheit gebe.

# Siebentes Kapitel.

---

## Von der Würde des Styles.

§. 142. Da die ganze Einrichtung einer Sprache von den eigenthümlichen Umständen jedes Volkes abhängt, dieses aber nach den verschiedenen größern und kleinern Verbindungen unter sich selbst, und nach den Ständen und Klassen seiner Glieder auch verschiedene Grade der Kultur und des Geschmacks hat: so muß diese Verschiedenheit nothwendig auch auf die Vorstellungen und deren Ausdruck einwirken. Daher unterscheidet sich der Ausdruck des Landmannes gar sehr von dem des Bürgers, und dieser wieder von dem der höheren Klassen. Letztere übertreffen die erstern an Kenntniß, Kultur und Geschmack, haben daher auch eine reichere, wohlklingendere und edlere Sprache, und in dieser Uebereinstimmung zwischen dem Sprachausdruck und der Denkungs- und Empfindungsart der obern Klassen besteht die Würde des Styles.

§. 143. Eine solche Uebereinstimmung macht den Ausdruck edel, die Abweichung davon macht ihn unedel, und wenn sie sehr groß ist, niedrig, pöbelhaft.

Anmerk. Die Römer nannten diesen edlen Ausdruck sermonem classicum, weil er der gesellschaftliche Ausdruck der Bürger von der ersten Klasse war, und setzten ihn dem sermoni proletario entgegen.

§. 144. Allein nicht jeder Ausdruck, dessen sich die untern Klassen bedienen, ist unedel. Wäre dies, so müßte der größte Theil der Sprache unedel seyn, da der allerroheste Mensch tausend und abermal tausend Ausdrücke mit dem kultivirtesten gemein hat. Nur das

ist unedel, was in der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsart des Pöbels gegründet, und eben dadurch der Denk- und Empfindungsart der höheren Klassen anstößig ist.

§. 145. Auch das, was in den höheren Klassen edel genannt wird, ist es nicht zu allen Zeiten. So wie Kenntniß, Einsicht und Geschmack sich ändern, so ändern sich auch die Begriffe von der Würde des Ausdrucks, daher es denn wohl kommen kann, daß viele jetzt für sehr edel gehaltene Ausdrücke nach einem halben Jahrhundert sehr unedel seyn können, so wie wir jetzt schon manche Wörter als unedel verwerfen †, welche im vorigen Jahrhunderte dem Begriffe der Würde ganz angemessen waren.

† So können wir z. B. das Wort Weib in den meisten Fällen nicht mehr brauchen.

§. 146. Die Würde des Ausdrucks theilt sich in die absolute und relative. Jene schließt alles aus, was unter allen Umständen den Geschmack der obern Klassen beleidigt; diese aber richtet sich nach den Gegenständen, über welche, und nach den Personen, an welche man schreibt, überhaupt nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers. Von dieser letztern kann erst im zweiten Theile gehandelt werden.

§. 147. Ehe wir aber diejenigen Ausdrücke näher bestimmen, welche der absoluten Würde des Styles entgegen sind, fragen wir billig: wo ist die Gränzlinie zwischen den obern und niedern Klassen, und folglich auch zwischen dem, was edel und unedel ist? Allerdings ist diese Linie hier sehr schwer zu ziehen, da der Uebergang von den untern zu den obern Klassen ganz unmerklich ist; allein er ist eben so wenig in den drei Reichen der Natur genau zu bestimmen, obgleich er wirklich vorhanden ist, und wir in den meisten Fällen je-

dem Individuum seinen Platz werden anweisen können. In unsrer Vorstellung liegt doch der Unterschied wirklich da, und unser geläutertes Gefühl wird in jedem einzelnen Falle sehr bald entscheiden können, ob ein Ausdruck edel oder unedel sey.

§. 148. Wir wollen daher das Unedle, welches nicht bloß in einzelnen Wörtern, sondern auch in ganzen Vorstellungs- und Verbindungsarten liegen kann, hier genauer angeben, und die Ausdrücke bestimmen, welche als gemein, niedrig, pöbelhaft und schmutzig zu verwerfen sind. Es gehören dahin:

1) Alle widrige Onomatopöien, und solche Ausdrücke, welche einen Hauptbegriff, einen Gegenstand oder eine Handlung, die das Zeichen des groben Geschmacks und der rohen Sitten an sich tragen, so beleidigend darstellen, als sie sind.

Z. B. Beschnüffeln, schnappen, saufen, fressen, läufisch, abergläubisch, und viele andere, deren Nennung die Achtung für den Leser verbietet. Auch gehören hieher die Wörter, welche einen harten Begriff mit aller Härte darstellen: grob, betriegen, Flegel, ungeschliffen, welche wir durch andere Ausdrücke mildern können (Euphemismus).

2) Ausdrücke, welche beleidigende und ekelhafte Nebenbegriffe enthalten, oder auch in dem Laute andern niedrigen Ausdrücken ähnlich sind.

Diese Klasse ist sehr zahlreich. Hier nur einige Wörter: sich fortscheren, gaffen, dickhäutig, ausbeuteln, einsacken, und mehrere Redensarten: ins Gras beissen, Haare auf den Zähnen haben, einem die Kolbe lausen, nicht hinter den Ohren trocken seyn, dicke thun ꝛc. ꝛc. Zu denen, welche wegen des Gleichklangs verwerflich sind, gehört schmeissen.

3) Ausdrücke, die durch den häufigen Gebrauch

von niedrigen Personen, und durch deren Anwendung auf unedele Gegenstände, einen unedlen Nebenbegriff bekommen haben.

Z. B. Gesell, Leute (welches ursprünglich Leibeigene bezeichnete) Pfaff, Dirne, Magd.

4) Provinzielle Wörter und Ausdrucke aus dem §. 60. angegebenem Grunde.

5) Wörter von einem fehlerhaften Baue, so fern nämlich bessere dafür vorhanden sind.

Z. B. Spital, haussen, prost; auch allgemeine Namen: Hans, Lipps, und die nach dunkeln Analogien gebildeten Wörter: Weibsen, Mannsen, Halbscheid (Hälfte.)

6) Die meisten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten.

Z. B. Gleiche Brüder gleiche Kappen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

§. 149. Von diesen und ähnlichen Ausdrücken reiniget sich die Hochdeutsche Sprache nach und nach eben so wie von den veralteten (§. 51 und 52) So wie Geschmack und Empfindung in den höheren Klassen sich verfeinern, so verlieren sich auch alle der höheren Kultur nicht mehr angemessene Ausdrücke von selbst. Freilich geschieht dies nur allmählich in eben dem unmerklichen Grade, in welchem der Geschmack sich ausbildet, und mancher Ausdruck wird noch in der mittlern Schreibart gewöhnlich seyn, wenn er schon längst aus der höheren verdrängt ist, bis er denn endlich auch von jener ausgestoßen zu den ganz untern Klassen hinabsinkt. Diese Ausmusterung dauert so lange, als der Geschmack bei einer Nation noch im Steigen ist.

# Achtes Kapitel.

## Von dem Wohlklange.

§. 150. Die Rede, welche dazu bestimmt ist, durch das Gehör vernommen zu werden, kann dem Ohre Wohlgefallen oder Mißfallen erregen. Da nun letzteres dem Begriffe der Schönheit geradezu widerspricht, und jedes denkende Wesen den Zweck hat, nicht bloß verstanden, sondern mit Wohlgefallen verstanden zu werden (§. 16.) so folgt, daß die Rede auf eine angenehme Art durch das Gehör empfunden werden, oder daß sie wohlklingend seyn müsse. Der Wohlklang des Styles ist also diejenige Vollkommenheit, nach welcher die Rede mit allen ihren einzelnen Theilen auf eine gefallende, angenehme Art durch das Gehör aufgefaßt wird.

§. 151. Obgleich aber diese Eigenschaft der mündlichen Rede vorzüglich zukommt, so darf man doch nicht glauben, daß die geschriebene davon ausgeschlossen seyn dürfe. Denn, wenn auch diese hauptsächlich gelesen wird, so muß sie doch ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß so eingerichtet seyn, daß sie auch, sobald man will, gehört werden könne. Zudem aber empfinden wir auch den Wohlklang oder Mißklang alles dessen, was wir in der Stille für uns lesen, durch die Phantasie, und bemerken eben sowohl das Angenehme und Unangenehme desselben, als wenn es durch den mündlichen Vortrag hörbar gemacht worden wäre.

§. 152. Wir haben zwei Arten des Wohlklanges der Rede. Die erste nennen wir Euphonie, die zweite Numerus. Jene erstreckt sich auf den Wohlklang der einzelnen Töne, Wörter und Verbindungs-

arten, diese auf den Wohlklang ganzer Sätze, Perioden und deren Glieder. Beide zusammen könnte man Harmonie nennen.

## Erster Abschnitt.

### Von der Euphonie des Styles.

§. 153. Die Euphonie, oder diejenige Vollkommenheit der Rede, nach welcher alle Töne, Wörter und Verbindungen auf eine angenehme Art durch das Gehör empfunden werden, läßt sich am besten erkennen, wenn wir die ihr entgegenstehenden Fehler, die Härte, den Gleichklang und die Eintönigkeit betrachten.

§. 154. I. Von der Härte. Hart nennen wir dasjenige, dessen Widerstand mit Mühe überwunden werden muß. Die Härte des Ausdrucks ist daher diejenige Unvollkommenheit desselben, da die einzelnen Theile dem Gehöre gleichsam Widerstand leisten, wenn sie von demselben empfunden werden sollen. Indessen ist wohl zu bemerken, daß die Härte einer Sprache sich nicht nach dem Empfindungsvermögen andrer Nationen beurtheilen läßt, und daß also auch die Härte in der Deutschen Sprache nur von einem Deutschen und zwar von einem geübten Ohre des aufgeklärten Theils gerichtet werden kann.

§. 155. Diese Härte liegt 1) in der Häufung der Consonanten. Der Wohllaut der Sprache erfordert, daß zwischen ihnen und den Vocalen ein gehöriges Verhältniß statt finde. Dies hervorzubringen ist Geschäft der Kultur, welche sich zur Milderung der Härten zweier Mittel bedient, die aus der Sprache selbst hergenommen sind. Das erste

besteht darin, daß sie die Consonanten durch dazwischen geschobene Vocale trennt, das andere, daß sie die Consonanten zwar durch die Schrift für das Auge erhält, aber solche durch die Aussprache für das Gehör mildert, oder auch wohl ganz übergeht.

Anmerk. Da die Deutsche Sprache in Vergleichung mit andern Sprachen noch immer sehr reich an Consonanten ist, folglich noch viele Härten hat, so vermeide man

a) so viel als möglich die consonantenreichen Wörter und deren Verbindung, z. B. vergesellschaften, Vervollkommung, die barbarischsten Nationen, Gottmensch nimm. Ramler.

b) Die harten Zusammenziehungen, z. B. Theurster, glaubsts, Geliebtrer, Feyr, in welchen Fällen das mildernde e sehr vortheilhaft gebraucht werden kann.

§. 156. 2) in der Häufung der einsylbigen Wörter, besonders wenn sie Hauptbegriffe bezeichnen. Der Wohlklang macht es durchaus nöthig, daß ein- und mehrsylbige Wörter in der Rede mit einander abwechseln, wodurch auch zugleich ein widerwärtiger Gleichklang vermieden wird.

Beisp. Wer was er will, auch darf, will selten, was er soll. Hagedorn.
Die nichts thun, als was recht, der, was er thun mag, thut. Wernicke.

Anmerk. Man kann der Häufung einsylbiger Wörter oft schon dadurch vorbeugen, daß man jedem Worte seine Biegungssylbe giebt, die ihm gehört. Dies gilt besonders von dem e in dem dritten Falle (Hause, Tische, Manne), aber auch von dem weiblichen e im Nominativ (Liebe, Güte, Gnade.)

§. 157. 3) in der Verbindung einzelner Wörter und Begriffe. Diese Härte ist um so unangenehmer,

da sie auch zugleich von dem Verstande empfunden wird; so daß sowohl dieser als das Ohr einen unnöthigen Widerstand zu überwinden hat. Dahin gehören besonders

a) harte Zusammensetzungen, als: Religionsvereinigungsprojekt, Machtvollkommenheit, unentschuldbar;

b) harte Ellipsen, oder solche Auslassungen, wo nicht allein der Verstand verstümmelt, sondern auch das Mittel, zwei Hauptbegriffe zu verschmelzen, weggenommen wird, z. B. die Verlassenschaft des della Valle, des Cortes Nachkömmlinges st. eines Nachkömmlings des Cortes.

c) gehäufte Bestimmungen vor den Adjectiven, als: die in dem ersten vor uns liegenden Stücke vorkommenden Abhandlungen.

d) harte Participial-Constructionen

e) ungeschickte Stellung der gehäuften Hülfswörter: er hoffte, daß sie doch noch zu ihrer Pflicht zurück zu kehren würden können gezwungen werden.

§. 158. II. Von dem Gleichklange. — Dieser Fehler besteht in derjenigen Verletzung der Euphonie, da mehrere, ohne Noth und Absicht, nahe auf einander folgende Sylben und Wörter, einerlei Klang haben. Der Zusatz: ohne Noth, deutet schon an, daß es Fälle giebt, wo der Gleichklang erlaubt ist. Die Folge wird auch zeigen, daß einige Figuren sich auf eine Art des Gleichklangs gründen.

Beisp. Gleichklang in Sylben: man macht mir immer mehr Mühe. Alle Schläge der Geißel fielen bei ihm auf ein fühlloses Fell.

Gleichklang in Wörtern: Wenn sie sie liebt; ein Mensch, der der Tugend nachjagt, oder gar: der, der der

Tugend nachjagt. Eben so bei dem Zusammenstoßen der Hülfswörter, und in unzähligen andern Fällen.

§. 159. Auch das Zusammenstoßen zweier Vocale in zwei verschiedenen Wörtern, oder der Hiatus, macht einen fehlerhaften Gleichklang, und kann in vielen Fällen zu den Härten gerechnet werden. Indessen muß man dies nicht zu weit ausdehnen wollen. An und für sich kann der Uebergang von einem Vocale zum andern nicht verwerflich seyn, weil wir sonst eine Menge von Wörtern (beurtheilen, beeinträchtigen, Religion ꝛc.) in denen er vorkommt, ausrotten müßten. Nur da, wo der Hiatus zu oft auf einander folgt, oder wo der Mund in entgegen gesetzte Oeffnungen übergehen muß, wird er anstößig und fehlerhaft, da er vom Munde und Ohre nicht ohne Anstrengung überwunden werden kann.

Z. B. Jene erwartete ewige Erbschaft; ehe eine erbethene Anzeige erschien; du, o Adam.

§. 160. III. Von der Eintönigkeit. Die Eintönigkeit (Monotonie) besteht in einer fehlerhaften Gleichheit des Tones, oder darin, daß nahe auf einander folgende Wörter sich sowohl in der Länge als in dem Sylbenmaße zu ähnlich sind. Der Wohlklang aber erfordert eine geschickte Abwechselung langer und kurzer Wörter, und betonter und unbetonter Sylben, damit die zur Schönheit so nothwendige Mannigfaltigkeit nicht leide.

§. 161. Die gewöhnlichsten Arten der Eintönigkeit sind:

1) wenn zu viel Wörter von einerlei Länge, kurze oder vielsylbige, auf einander folgen. (§. 156.)

Z. B. Ich werd an dir, daß ich, wie du, auch abnehm, inn. Wernecke. — Die Constantinopoli-

tanischen Abgeordneten reiseten mit unglaublicher Eilfertigkeit und einem außerordentlichen Gefolge wohl ausgeschmückter, vornehmer Standespersonen.

2) wenn zu viel Sylben von einerlei Tonmaße auf einander folgen.

Z. B. zu viel betonte: Unvernunftmäßig ist die Gewohnheit vieler Schullehrer, welche die gesetzmäßigen Zwangsmittel zu Verunglimpfungen mißbrauchen; zu viel unbetonte: Traurige Bilder bemeisterten sich seiner Gedanken.

3) wenn zu viel Füße einer Art auf einander folgen, wodurch die Prose ein versmäßiges Ansehen bekommt.

Z. B. niemals kann ich deine Güte, deine große Huld vergessen.

## Zweiter Abschnitt.

---

### Von dem Numerus.

§. 162. Wenn man mehrere wohlklingende Wörter und Sylbenmaße mit einander zu Sätzen und Perioden verbindet, so entsteht eine eigene Art des Wohlklanges, welche den Namen Numerus führt, dessen es sowohl einen prosaischen als poetischen giebt. Ehe wir aber eine nähere Erklärung des Numerus geben, müssen wir das Wesentlichste von dem Baue der Sätze und Perioden, oder von der Periodologie, vorausschicken. †

Anmerk. † Man sehe darüber auch den ersten Theil meiner Sprachlehre S. 171 – 174.

§. 163. Ein Satz ist ein für sich bestehender Gedanke, der, durch mehrere Worte ausgedruckt, das

Verhältniß

Verhältniß zweier Hauptbegriffe, oder ein Subject und ein Prädicat, enthält. Wenn ich dem, der jetzt zu mir kommt, auf seine Frage, was ich thue, antworte: ich schreibe, so habe ich einen Satz, oder einen Ausspruch, der ein Subject (ich) und ein Prädicat (schreibe) enthält.

§. 164. Jeder Satz ist entweder einfach oder zusammengesetzt. Einfach ist er, wenn er bloß aus dem Subjecte und dessen Prädicate besteht; zusammengesetzt, wenn zwei oder mehr Sätze zu einem einigen verbunden werden. Ich schreibe, ist ein einfacher Satz, aber ich denke und schreibe ist ein zusammengesetzter.

§. 165. Beide Arten sind wieder dreifach verschieden; denn sie sind entweder

1) nackte, wenn sowohl das Subject als das Prädicat ohne alle nähere Bezeichnung ausgedruckt werden, oder

2) ausgebildete, wenn Subject und Prädicat nach ihren Verhältnissen, Eigenschaften oder Umständen näher ausgebildet, und durch einzelne Redetheile bezeichnet werden; oder endlich

3) erweiterte Sätze, welche sich von den ausgebildeten dadurch unterscheiden, daß Ursachen, Bedingungen oder Umstände in eigenen Sätzen eingeschoben, oder dem Prädicate angehängt werden. Dergleichen eingeschobene oder angehängte Sätze heißen alsdann Nebensätze.

§. 166. Wird ein Satz, sey er einfach oder zusammengesetzt, bis zu einer gewissen beträchtlichen Länge erweitert, so entsteht daraus eine Periode. Die Gränzlinie zwischen einem erweiterten Satze und einer Periode läßt sich nicht genau ziehen, um so weniger, da es

hier nicht auf die bloße Länge und Ausführlichkeit ankommt, und bloß copulative, continuative und disjunctive Sätze, wären sie auch noch so lang, doch immer noch nicht den Namen der Perioden verdienen würden. Allein so viel ist doch gewiß, daß schon der Name einen gewissen Umschweif, oder eine Verbindung mehrerer Haupt- oder Nebensätze zu einem schönen Ganzen erfordert, und daß also die genaue Verkettung mehrerer einander untergeordneter Sätze in Verbindung mit ihrer Länge das Unterscheidungsmerkmal einer Periode ausmacht.

Anmerk. Die kleinern Glieder, die durch Commata entstehen, heißen Einschnitte, die größern, als Vordersatz und Nachsatz, welche durch Cola und Semicola unterschieden werden, nennt man Abschnitte.

§. 167. Da nun jeder Satz zu einer beträchtlichen Länge, also zu einer Periode erweitert werden kann, so folgt auch, daß es so viele Arten von Perioden giebt, als man Arten von Sätzen hat. Und da wieder jede Art durch Nebensätze mancherlei Erweiterungen gestattet, so sieht man leicht, daß daraus eine so große Mannigfaltigkeit der Perioden entsteht, daß die Aufzählung aller dieser verschiedenen Arten kaum möglich ist.

§. 168. Wir begnügen uns deshalb, hier nur die allgemeine Regel festzusetzen, daß man keine Periode länger mache, als die möglichste Leichtigkeit des Verstandes es verstattet. Zu fordern, daß eine Periode in einem Athem, mit allen Abänderungen der steigenden und fallenden Stimme gesprochen werden müsse, heißt, dem Schriftsteller unnöthigen Zwang auflegen, und enthält zugleich einen Tadel der schönsten Perioden, welche wir in den ältern und neuern Schriften als Muster aufstellen könnten. Wenn die Periode Ruhepunkte genug

hat; wenn der Leser oder Zuhörer bei einem gewöhnlichen Grade von Aufmerksamkeit das Ganze völlig übersehen kann, und die ersten Theile der Periode ihm bei dem Schlusse derselben noch gegenwärtig sind, so kann und wird sie auch untadelhaft seyn.

§. 169. Betrachten wir nun eine solche, nicht über die gehörige Länge ausgedehnte Periode nach ihrem Bau, ihrer leichten Verständlichkeit und logischen Richtigkeit, so ergeben sich folgende allgemeine Bemerkungen:

1) Jede Periode muß Einheit haben. Es muß ihr also ein Hauptgedanke zum Grunde liegen, der auf mannigfaltige Art erläutert und erweitert wird, und es dürfen daher nicht getrennte Gedanken, die kein Ganzes ausmachen können, mit einander zu einem Satze vereiniget werden.

Beisp. So fehlt z. B. die Einheit in dem Satze: Seine Meinungen waren richtig, und er machte einen großen Aufwand.

2) Jede Periode muß präcise seyn, d. h. sie muß nur das enthalten, was zur jedesmaligen Absicht nothwendig ist, und entweder zur Unterstützung derselben, oder zur Aufhellung des Hauptgedanken beitragen kann.

3) Klarheit und Deutlichkeit, als die höchste Eigenschaft einer jeden Rede, ist bei einer Periode um so nöthiger, da sie mehr Aufmerksamkeit erfordert, das Ganze zu übersehen; daher muß man alles entfernen, was irgend eine Zweideutigkeit oder Dunkelheit machen könnte.

4) Muß in jeder Periode eine leichte und lichtvolle Verbindung der einzelnen Theile seyn. Es ist gar nicht gleichgültig, wie die verschiedenen Sätze einer Periode gestellt werden. Sie sind mehr oder weniger

mit einander verbunden, und einer ist dem andern auf mannigfaltige Art untergeordnet, daher also auch die verschiedenen Grade des Verhältnisses und der Verbindung durch den Ausdruck bezeichnet werden müssen. Endlich

5) Muß man die untergeordneten Sätze, wovon der folgende immer eine Bestimmung des vorhergehenden ist, nicht zu sehr häufen. Besonders gehören dahin die circumscriptiven Sätze mit daß, die Causalsätze mit weil, indem rc., und die relativen.

Anmerk. Ein Beispiel von einer solchen schlechten Periode wird die Sache erläutern: „Diese Ueberredungskraft — — erfordert eine Gefälligkeit, die von den Sittenlehrern Schmeichelei genannt wird, — kurz diejenige Gefälligkeit, ohne welche es vielleicht möglich ist, die Hochachtung, aber niemals die Liebe der Menschen zu erlangen; weil wir nur diejenigen lieben können, die uns ähnlich sind, die unsern Geschmack haben, oder zu haben scheinen, und so eifrig sind, unser Vergnügen zu befördern, daß sie hierin die Aspasia von Milet zum Muster nehmen, welche sich bis ans Ende in der Gunst des Perikles erhielt, indem sie in demjenigen Alter, worin man die Seele der Damen zu lieben pflegt, sich in die Gränzen der platonischen Liebe zurückzog, und die Rolle des Körpers durch andere spielen ließ.

§. 170. Dies, als wesentliche Erfordernisse einer jeden guten Periode, vorausgeschickt, gehen wir nun zu dem Wohlklang derselben über, welchen die Griechischen Schriftsteller Rhythmus, die meisten Römischen aber Numerus nannten. Wir verstehen darunter, daß jeder Satz und jede Periode, mit allen ihren Gliedern und Theilen, auf eine angenehme Art durch das Gehör empfunden werde. Dahin gehört der Wohlklang

der einzelnen Ausdrücke (Euphonie); ein geschicktes Verhältniß der Glieder eines Satzes, sowohl unter sich, als gegen das Ganze; leichte und geschickte Verbindung aller Theile; Mannigfaltigkeit in Ansehung der Länge und der Form, sowohl der Glieder, als auch der Sätze und Perioden selbst, und endlich ein geschickter Anfang und Schluß.

Anmerk. Man muß den oratorischen Numerus von dem poetischen wohl unterscheiden. Jener bestimmt nur die Länge der Redesätze überhaupt, dieser hingegen sogar die Quantität der Sylben, und hat immer wiederkehrende Verhältnisse. Der erstere (von dem wir hier nur sprechen) ist wegen der großen Mannigfaltigkeit der Sätze und Perioden vieler Abänderungen fähig. Ueberdies hat jede Art des Styles ihre eigene Art von Perioden, folglich auch ihre eigene Art von Numerus. Daher lassen sich vom Numerus auch nur allgemeine Vorschriften geben, deren Anwendung auf jeden einzelnen Fall dem feinen Geschmacke und richtigen Gehöre eines jeden Schriftstellers überlassen werden muß.

§. 171. Wir haben von einigen dieser einzelnen Stücke schon vorher (s. Euphonie) gesprochen, daher bleiben wir hier nur bei den wichtigsten derselben stehen. Dahin gehört besonders das geschickte Verhältniß zwischen den Theilen eines Satzes und einer Periode. Da aber gerade dies in jedem einzelnen Falle durch das Gehör und Gefühl des Schriftstellers, in Verbindung mit seiner jedesmaligen Absicht, bestimmt werden muß, so läßt sich nur überhaupt sagen, daß in der Länge und Form der einzelnen Glieder eine geschickte Mannigfaltigkeit herrschen muß, die aber ein schickliches Verhältniß der Theile zu einander nicht ausschließen darf. So

z. B. dürfen Vordersatz und Nachsatz nicht von abgemessener, gleicher Länge, aber auch nicht ungleich seyn.

Z. B. In folgender Stelle ist der Nachsatz gegen den Vordersatz zu kurz, und läßt daher Ohr und Geist unbefriedigt: „Wenn sich nun mitten in der scheinbaren Unordnung die Hand einer weisen und gütigen Vorsehung so deutlich offenbaret, und die Uebel in der Welt nur Bedingungen und Mittel weit grösserer Glückseligkeiten sind: so kann nur die Unvernunft murren."

§. 172. Dahin gehört ferner eine geschickte Steigerung der einzelnen Ausdrücke und der Glieder eines Satzes oder einer Periode. Das Wichtigere und Längere muß nämlich da, wo es die Natur der Sache leidet, stufenweise auf das Unwichtigere und Kürzere folgen. Theils ist dieser Stufengang in der Anordnung der Ideen und Ausdrücke der Deutschen Sprache eigen, die mehr den Gesetzen des Verstandes, als der Einbildungskraft und der Empfindung folgt, und immer von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern fortgehet; theils macht auch ein starker Eindruck, der auf einen schwachen folgt, größere Wirkung auf die Seele, so wie ein großer Gegenstand nach einem kleinen eben derselben Gattung, vermittelst des Gegensatzes größer als gewöhnlich erscheint. (Mehr davon bei der Gradation.)

§. 173. Hieraus folgt zugleich, daß man (in den gewöhnlichen Fällen) eine Periode nicht mit der wichtigsten Vorstellung des ganzen Satzes anfangen, und sie nicht mit der unwichtigsten schließen dürfe. Letzteres ist besonders widrig. Denn da der Verstand die ganze Periode hindurch in Aufmerksamkeit erhalten wird, und am Schlusse derselben volle Befriedigung erwartet, so

muß man ihn auch nicht durch magere, kleinfügige Ideen, oder durch einsylbige tonlose Wörter täuschen. Man sorge vielmehr, daß, besonders im feierlichen Style, der Ton bis zum Ende immer mehr und mehr wachse, und daß man nicht bloß die längsten Glieder der Perioden, mit der reichsten und gehaltvollsten Idée, sondern auch die schallreichsten und wohlklingendsten Wörter bis zum Schlusse aufspare. Nur dadurch erhält die Periode einen schicklichen Schlußfall, und wirkt mit gedoppelter Kraft auf das Ohr und das Gemüth des Zuhörers.

Z. B. Ungeschickter Anfang. „Mit Beiseitsetzung der Wirkungen, des Clima und Zufalles, scheint ursprünglich die Geschichte der Völker immer die Gleiche — so auch ihre gelehrte Geschichte."

Ungeschickter Schluß. „Am besten thäte man, man nähme Lehren dieser Art ohne Beweise an, und betete, statt sie zu bezweifeln, ihre Tiefe an." (Eine Periode, die außerdem noch sehr fehlerhaft ist.) Welcher ärmliche Gedanke schließt die folgende Periode: „Kein Mensch kann sich rühmen, daß er sich nie eine Uebereilung, die er vorher an andern getadelt hatte, vorzuwerfen gehabt habe, er sey, wer er auch wolle.

§. 174. Wird nun ein solches geschicktes Verhältniß nicht nur in Ansehung der Haupttheile einer Periode, sondern auch aller Neben- und Zwischensätze beobachtet, wird jeder derselben an seinen bequemsten Ort gestellt, und nicht nur auf eine geschickte Art geschlossen, sondern auch mit dem Ganzen auf eine lichtvolle Art verbunden, so entsteht daraus das, was wir die Ründe der Periode nennen.

Z. B. Man beurtheile nach den gegebenen Regeln folgende abgeschmackte und abentheuerliche Periode:

„Leipzig ist 1409 durch die Niederlassung von 2000 emigrirenden Studenten unter Johann Huß entstanden, welche der damalige Markgraf und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, so gnädig aufnahm, daß er sie nicht nur durch Johann Hoffmann, einen Schlesischen Gelehrten und nachmaligen Bischof von Meissen, prächtig speisen ließ, sondern sich auch entschloß, diesen gelehrten Flüchtlingen zum Besten eine Universität in diesem mit so vielen Vorzügen begabten Leipzig zu errichten, welche er auch noch in eben diesem Jahre den 2ten December, in Gesellschaft seines Bruders Wilhelm II., nachdem er vom Kaiser Ruprecht und Pabst Alexander V. die Privilegien dazu erhalten, aufs feierlichste einweihte.

§. 175. Eben das, was wir von dem Numerus der Periode gesagt haben, gilt auch von der ganzen Rede, und kann leicht auf solche angewendet werden. Besonders nöthig ist hier die Abwechselung langer und kurzer Sätze und Perioden, so wie ein geschickter Schluß der ganzen Rede. Durch diesen Numerus des Ganzen, verbunden mit Euphonie und Klarheit, wird der Ausdruck fließend, d. h. alle Theile der Rede enthalten eine sanfte, gleichförmige Bewegung, und ziehen das Ohr und den Verstand des Lesers unvermerkt mit sich fort. Fehlt aber der Schreibart diese Eigenschaft, so ist sie matt, eintönig, hart, holperig und höckerig, und muß deshalb auch allen Eindruck auf den Leser verlieren.

# Neuntes Kapitel.

## Von der Lebhaftigkeit des Styles, oder von den Figuren.

### Einleitung.

§. 176. Lebhaft nennen wir jeden Ausdruck, der die untern Kräfte der Seele in Bewegung setzt. Die Lebhaftigkeit des Styles ist also diejenige Vollkommenheit desselben, nach welcher er auf die untern Kräfte der Seele wirkt, oder dieselben in Bewegung setzt; das heißt mit andern Worten, sie ist eine Vollkommenheit, welche eine anschauende Erkenntniß gewährt, oder eine solche, bei welcher man das Bezeichnete klärer denkt, als das Zeichen oder Bezeichnende.

§. 177. Alle Absichten des Schreibenden lassen sich auf zwei zurückführen; entweder a) er hat es zunächst und unmittelbar mit den untern Kräften zu thun, d. h. er will entweder die Einbildungskraft unterhalten, oder rühren, oder belustigen; oder b) er hat es mit den obern Kräften zu thun, d. h. er sucht zu belehren, den Verstand zu überzeugen, und den Willen zu lenken. Im erstern Falle folgt ganz natürlich, daß der Schriftsteller alle Mittel anwenden muß, auf die untern Kräfte zu wirken; aber auch im zweiten wird er seine Absicht immer gewisser erreichen, wenn er die untern Kräfte nicht ganz vernachlässigt, weil kein Vortrag, der bloß den Verstand angeht, Wohlgefallen erregen kann.

Anmerk. Mehrere Theoristen rechnen die Lebhaftigkeit des Styles zu den besondern Eigenschaften desselben. Allein, so wahr es auch ist, daß nicht jedes Schriftwerk diese Eigenschaft in gleichem Grade er-

fordert, so giebt es doch gewiß keine einzige Gattung des Vortrages, die nicht mehr oder weniger auch auf diese Schönheit Anspruch machte. Die einfachste und ruhigste Schreibart wird und darf ihre Metaphern, ihre Gleichnisse, Fragen, Ausrufungen u. s. w. haben. Schon der Begriff eines schönen Styles macht die Eigenschaft der Lebhaftigkeit für jede Rede nöthig; denn seine Absicht besteht ja darin, mit Wohlgefallen verstanden zu werden. Wohlgefallen aber ist eine Empfindung, und gehört folglich mit zu den untern Kräften der Seele, kann also auch nicht anders bewirkt werden, als durch Erweckung derselben.

§. 178. Fragt man nach den Mitteln, durch welche die untern Kräfte der Seele in Bewegung gesetzt werden, so finden wir sie in gewissen Modificationen des Ausdrucks, welche wir mit dem Namen Figuren (Σχήματα) oder Wendungen belegen. Diese sind nichts anders als Hülfsmittel in einzelnen Fällen; denn es ist allerdings sehr denkbar, daß eine ganze Rede vermöge ihres Inhalts auf die untern Seelenkräfte wirken könne, ohne deswegen eine Figur zu seyn. Der Name Figur zeigt schon an, daß er nur einem Ausdrucke zukommen könne, der gewisse Kennzeichen und unterscheidende Merkmale an sich trägt, durch welche er vor dem einfachen Ausdrucke, wie die Figur oder Gestalt eines Körpers vor andern ähnlichen Gestalten, hervorsticht. Man könnte deshalb auch die Figuren Gestalten des Ausdrucks nennen.

Anmerk. Die meisten ältern und neuern Lehrer der Wohlredenheit haben die Lehre von den Figuren aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, und eben daher auch sehr widersprechende Definitionen davon gegeben. Ohne uns dabei aufzuhalten, oder jede einzelne Behauptung von Quintilian an bis auf Adelung

nach ihren Gründen und Gegengründen zu untersuchen, bauen wir auf den von uns festgestellten Begriff fort, und gehen so zur nähern Bestimmung dessen über, was wir nach unserer Definition zu den Figuren rechnen dürfen.

§. 179. Nach dieser vorausgeschickten Erklärung läßt sich nun auch leicht bestimmen, was eigentlich zu den Figuren gehören müsse. Nur solche Modification des Ausdrucks, welche wirklich geschickt ist, eine der untern Kräfte der Seele in Bewegung zu setzen, wird eine Figur seyn können; das aber, was diese Wirkung nicht hervorbringt, verdient auch diesen Namen nicht. Es sind also davon ausgeschlossen 1) alle grammatischen Figuren, die in den meisten Fällen Sprachfehler sind; 2) die rhetorischen Figuren, oder Figuren für den Verstand, z. B. die Definition, der Beweis, Syllogismus ꝛc. ꝛc.; 3) alle unächte Hülfsmittel, Wohlgefallen zu erregen, welche der schlechte Geschmack eingeführt hat.

§. 180. Ehe wir aber zur Eintheilung der Figuren übergehen, müssen wir uns zuvor mit ihrem Ursprunge bekannt machen. Wir haben gesehen, daß die Figuren Hülfsmittel sind, auf die untern Kräfte der Seele zu wirken. Sie setzen also in der Seele des Sprechenden schon die Empfindungen voraus, welche er bei andern erregen will, und stehen folglich mit der Einwirkung der untern Kräfte in der genauesten Verbindung. Daher findet man in der Sprache des leidenschaftlichen, wilden und sinnlichen Menschen eine Menge Figuren, von denen der Aufgeklärte, und der, welcher sich von der Herrschaft der Sinne befreit hat, nur wenig weiß. Die Figuren gehen also, als ein unmittelbares Werk der Natur, aus der Empfindung des Menschen hervor, und können, wenn sie nicht widrige Wirkung

thun sollen, kein Gegenstand der Kunst seyn. Außerdem werden sie auch erzeugt durch die Armuth der Sprache, und den Mangel an Ausdrücken für abstracte Begriffe.

§. 181. Aus dem oben angegebenen Begriff einer Figur erhellet nun schon, daß es so viele Figuren geben müsse, als es untere Kräfte giebt, auf welche sie zunächst wirken sollen. Diese untern Kräfte der Seele sind 1) Aufmerksamkeit; 2) Einbildungskraft; 3) Gemüthsbewegung; 4) Witz und Scharfsinn. Die beiden letztern lassen sich füglich vereinigen, und wir erhalten demnach vier Klassen von Figuren, von denen wir jede in einem besondern Abschnitte näher betrachten wollen.

Anmerk. Die gewöhnlichere Eintheilung in Wort- und Sachfiguren ist theils nicht richtig, theils nicht von Wichtigkeit, da sich nichts Nützliches für den Gebrauch daraus herleiten läßt.

## Erster Abschnitt.

### Figuren für die Aufmerksamkeit.

§. 182. Ehe irgend eine Seelenkraft in Thätigkeit gesetzt werden kann, muß etwas, als Bedingung, vorausgehen, ohne welches keine Rede ihre Wirksamkeit auf die Leser oder Zuhörer äußern kann. Dieses Etwas ist die Aufmerksamkeit, die wir als die Fertigkeit betrachten, sich eines Vortrages klärer als alles Uebrigen, das der Seele vorschweben mag, bewußt zu seyn. Zwar muß schon die ganze Einrichtung des Vortrages darauf hingehen, dieses Vermögen zu unterhalten, allein es giebt doch noch gewisse Modificationen des Ausdrucks, welche den Geist vorzüglich auf die ganze Rede oder

auf einzelne Begriffe hinziehen, und laut und lebhaft an die Seele anschlagen. Sie wirken also zunächst auf die Aufmerksamkeit, aber nach dem Unterschiede des Objekts durch dieselbe bald auf den Verstand, bald auf die Einbildungskraft, bald auf die Empfindung, bald auf den Witz. Die vorzüglichsten derselben sind: 1) die Alliteration; 2) die Annomination; 3) die Wiederholung; 4) die Inversion; 5) die Gradation.

§. 183. 1) Die **Alliteration** besteht darin, daß mehrere Wörter einerlei Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben, und beabsichtiget, durch den Gleichklang das Ohr zu reitzen, also auch die Seele auf die mit der Alliteration begleiteten Vorstellungen vorzüglich aufmerksam zu machen. Sie ist aber, wenigstens für den Deutschen, ein schwaches Hülfsmittel, und kann nur mit großer Behutsamkeit angewendet werden.

Beisp. O Tite tute Tati, tibi tanta, tyranne, tulisti. Ennius. — Er floh und fluchte noch im Fliehen.

§. 184. 2) Die **Annomination** (Parechesis, Paromoiosis) ist mit der vorigen verwandt, geht aber einen Schritt weiter, indem sie Wörter eines Stammes mit einander verbindet, um durch den Gleichklang die Aufmerksamkeit auf den Hauptbegriff zu lenken. Auch sie muß nur selten und behutsam gebraucht werden, wenn sie nicht ins Kindische fallen soll.

Beisp. Aber die Stille ward stiller. Klopstock.
Uebertrieben ist die Annomination in folgender Stelle des Messias:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder,
Laß mich mit dir, du Heiligster, sterben.

§. 185. 3) Die **Wiederholung** (Conduplicatio, Repetitio, Adjectio) ist schon wichtiger und anwendbarer. Sie besteht darin, daß man einen Gedanken, welchen man vorzüglich bemerken lassen will, zwei oder mehrere Male ausdruckt. Daraus folgt zugleich, daß man diese Figur nur da brauchen darf, wo der Gedanke einer besondern Aufmerksamkeit werth ist. Die vorzüglichsten Arten dieser Figur sind

a) die **Anaphora**, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit einem und demselben Worte anfangen.

Z. B. Vergessen sollte ich die reitzenden Fluren? Vergessen die Thäler und Haine ꝛc ꝛc.

b) die **Epizeuxis**, wenn ein Wort mehrmals nach einander wiederholt wird.

Z. B. Und hier, hier schwör' ich es, hör' es, o Himmel höre.
Ich schwör es hier bei dir. **Weiße.**

In Dom Karlos sagt dieser zum Marquis von Posa:

Laß mich weinen,
an deinem Herzen heiße Thränen weinen,
du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
auf dieser großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
so weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
ist keine Stelle — keine — keine, wo
ich meiner Thränen mich entlasten darf,
als diese. O bei allem, Rodrigo,
was du und ich dereinst im Himmel hoffen,
von dieser Stelle, Rodrigo, verjage,
verjage mich von dieser Stelle nicht.

c) die **Epiphora**, oder die Wiederholung eines Ausdrucks am Ende mehrerer Sätze.

z. B. Eine getreue, leutselige Zähre, die seh ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf, die seh ich noch immer. Klopstock.

Weit schöner aber ist die Epiphora in Dom Karlos, wo dieser zum Marquis von Posa sagt:

Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
schlug meine Zähne knirschend an einander;
ich weinte nicht. Mein königliches Blut
floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
ich sah auf dich und weinte nicht.

§. 186. 4) Die Inversion oder Versetzung besteht darin, daß die gewöhnliche Wortfolge verändert, und ein Hauptbegriff, als vorzüglich wichtig, aus seiner gewöhnlichen Stelle herausgehoben und an eine andere gesetzt wird. Um diese Figur nach ihrem Werth, als Hülfsmittel zur Erweckung der Aufmerksamkeit, gehörig kennen zu lernen, müssen wir einen Augenblick bei der Wortfolge überhaupt verweilen.

§. 187. Die Wortfolge, oder die Anordnung, nach welcher die Worte, und also auch die Vorstellungen auf einander folgen müssen, ist nicht in allen Sprachen dieselbe. Völker, bei denen sich die untern Kräfte stärker äußern, als der ruhige Verstand, haben eine beinah unbeschränkte Wortfolge, und ordnen ihre Vorstellungen nach dem jedesmaligen Eindrucke, welchen eine Sache auf sie macht. So die Griechische und Lateinische Sprache, bei denen diese Freiheit, durch die vollständige Biegungszeichen ihrer Nennwörter, noch mehr erleichtert wird.

§. 188. In den neuern Sprachen ist diese Wortfolge schon bestimmter, am meisten in der Französischen, theils wegen ihrer unvollkommnern Biegungszeichen,

theils weil diese Sprachen mehr Sprache des Verstandes als der Leidenschaft sind. Dieses Uebergewicht des Verstandes ist besonders in der Deutschen Sprache nicht zu verkennen. Bei ihr geht das Unbestimmte immer voran, die Wortfolge mag belehrend, fragend, oder verbindend seyn, und das Bestimmende folgt, nach den Graden der Bestimmtheit. So ist in der natürlichen Wortfolge das Subject allemal der unbestimmteste Theil, weil er erst durch das Prädicat seine Bestimmung erhält, daher steht es allemal voran, und dieses folgt demselben. (§. 172.)

§. 189. Allein der Deutsche ist nicht gezwungen, in allen Fällen dem Gange des kaltblütigen Verstandes zu folgen. Er kann da, wo es nöthig und nützlich ist, die Sprache der Einbildungskraft und der Empfindung unterschieben, d. h. er kann einen Begriff, welchen er vor andern bemerken lassen will, aus seiner gewöhnlichen Stelle herausheben, und ihn da hinsetzen, wo er die Aufmerksamkeit mehr reitzt. Dies geschieht besonders, wenn der herausgehobene Begriff an die Stelle des Subjects, oder der Accusativ vor den Dativ gesetzt wird. Dadurch entsteht eine andere, nicht gewöhnliche Wortfolge, und diese ist es, welche wir oben Inversion genannt haben.

Beisp. Ich sollte dich loben ist die gewöhnliche Wortfolge. Diese kann ich verändern, je nachdem ich die Aufmerksamkeit auf diese oder jene Idee besonders richten will, und sagen: dich sollte ich loben? oder; loben sollte ich dich? Noch wirksamer ist die Inversion, wenn das herausgehobene Wort auch durch die Stimme bezeichnet wird.

§. 190. Daß indessen die Inversion auch ihre Gränzen haben müsse, und daß sie, ohne Verstand gebraucht, fehlerhaft

fehlerhaft und der Rede nachtheilig werden könne, erhellet schon aus dem Begriffe, den wir von ihr festgestellt haben. Sie soll nur da, wo es zur Verstärkung der Aufmerksamkeit nöthig und nützlich ist, angewandt werden. Folglich wird sie fehlerhaft seyn

a) wenn man bloß versetzt, um zu versetzen, oder wenn kein Grund dazu vorhanden ist.

Z. B. Meine Feder ergreife ich, um Ihnen zu melden.

b) wenn der Sprache Gewalt geschieht, oder wenn sie Wörter aus derjenigen Stelle heraushebt, die der Sprachgebrauch ihnen unveränderlich angewiesen hat.

Z. B. Zärtlich blickt er sie und seufzend an.

c) wenn sie Dunkelheit und Zweideutigkeit verursacht, weil sie alsdann die Klarheit und Bestimmtheit aufhebt.

Z. B. Er trachtet nur der Tugend nach dem Nahmen,
Denn dieser klinget auch in eitlen Ohren schön.
Rost.

(der Tugend scheint der Dativ zu seyn, ist aber doch der Genitiv.)

d) wenn sie zu häufig gebraucht wird, und also ihre Wirksamkeit verliert, oder wenn sie wohl gar in einem Satze zweimal vorkommt, wodurch die Aufmerksamkeit, die nicht auf zwei Gegenstände zugleich gerichtet seyn kann, zerstreut, und ein Eindruck durch den andern geschwächt wird.

Z. B. Von dir ich sollte lernen? Müßte entweder heißen: ich sollte von dir lernen; oder: von dir sollte ich lernen? — Ungehorsam ihm sollte ich seyn?

§. 191. 5) Die Steigerung (Gradatio, Climax) oder diejenige Stellung und Anordnung der Gedanken,



BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

zufolge welcher man die Begriffe nach den Graden ihrer Wichtigkeit auf einander folgen läßt, und von den kleinern und unwichtigern zu den grössern und wichtigern Ideen fortgehet. Dies fordert schon der Wohlklang der Rede, so wie die gewöhnliche Wortfolge überhaupt (§. 172.); kommt man nun aber durch eine ähnliche Ordnung der Begriffe zu Hülfe, so wird die Aufmerksamkeit verdoppelt. Ueberdies läßt sich die Gradation nur dann anbringen, wenn die Begriffe selbst, der Würde und Wichtigkeit nach, verschieden sind; im entgegengesetzten Falle ist es der Seele gleichgültig, in welcher Ordnung sie aufgeführt werden.

Beisp. „Dann müßte er erst die Sandkörner am Meere zählen, dann müßte er die Eichen an die Sonne schlagen und zünden, dann müßten die Kiesel aus der hungrigen Meeresküste gegen die Sterne prallen, dann müßte er die Unmöglichkeit morden." Shakesp.

„Es ist eine freche That, einen Römischen Bürger binden, ein Frevel, ihn geißeln, ein Brudermord, ihn tödten heißen, was soll ich sagen, ihn ans Kreutz heften?" Cic. in seiner Rede gegen den Verres.

Anmerk. Herr Adelung spricht nur von derjenigen Steigerung, da die Ideen nach den Graden der Wichtigkeit auf einander folgen. Allein auch die abnehmenden Grade der Größe und Wichtigkeit der Vorstellungen können durch das allmählige Verschwinden, die Aufmerksamkeit stärker erregen, und also ebenfalls hieher gerechnet werden. Daher haben wir zwei Arten des Climax, ein aufsteigendes und ein absteigendes. Folgende Stelle aus Werthers Leiden enthält beide Arten, und thut eben deswegen die schönste Wirkung. „Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur

einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum steh-
len, und (absteigend) ich dann im hohen Grase am
fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend
Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wim-
meln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähli-
gen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher
an meinem Herzen fühle, und (aufsteigend) fühle die
Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem
Bilde schuf, das Wesen des All-Liebenden, der uns,
in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält; mein
Freund — wenn's dann um meine Augen dämmert,
und die Welt um mich her und der Himmel ganz in
meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten:
dann sehn' ich mich oft, und denke: ach! könntest du
dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in
meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner
Seele, so wie deine Seele ist der Spiegel des leben-
digen Gottes."

## Zweiter Abschnitt.

---

### Figuren für die Einbildungskraft.

§. 192. Die Einbildungskraft (Phantasie) ist das Vermögen der Seele, sich abwesende Gegenstände und die Ideen davon zu versinnlichen, oder, sich ein sinnliches Bild von solchen Dingen zu machen, welche den Sinnen nicht gegenwärtig sind.

Anm. Auch das Dichtungsvermögen ist darunter begriffen, welches aus mehrern durch die Erfahrung erhaltenen Ideen neue Zusammensetzungen sich bildet, die man nicht aus Erfahrung kennt, und die wohl gar nicht in der Wirklichkeit vorhanden sind.

§. 193. Sie äußert ihre Kraft auf eine dreifache Art:

1) Entweder stellt sie sich wirkliche, abwesende, durch Erfahrung bekannte, Gegenstände als anwesend vor. (So denke ich mir jetzt eine schöne Landschaft, die ich vor einiger Zeit gesehen habe.)

2) Oder sie schafft sich neue, nicht aus der Erfahrung bekannte Objecte. (Ich stelle mir z. B. den Polyphem vor, oder den Hercules, wie er den Nemäischen Löwen besiegt;) oder endlich

3) sie macht sinnliche oder bildliche Ideen noch sinnlicher und bildlicher, und denkt sich wohl gar geistige und unsinnliche Begriffe unter sinnlichen Bildern. (Dies geschieht z. B. wenn ich mir die Tugend als eine Person, die Arglist als eine Schlange vorstelle.)

§. 194. Die Folge einer lebhaften Einbildungskraft ist die Täuschung, die ihre schwächern und stärkern Grade hat, und so weit gehen kann, daß die Seele sich ihrer selbst gar nicht mehr bewußt ist, sondern ganz in dem Objecte liegt. Dieser höchste Grad kann aber in Thorheit ausarten, und, wenn er zu anhaltend ist, Wahnsinn erzeugen.

§. 195. Hieraus sieht man zugleich, daß die Phantasie, die überhaupt als die Mutter aller schönen Künste angesehen werden muß, unter den untern Kräften der Seele eine der stärksten ist. Sie schafft nicht bloß die herrlichsten Bilder, sondern sie gebietet auch über die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, und bewegt durch diese die Seele zu allem, wozu sie nur will. Daher hat sie auch die meisten und stärksten Figuren, die sich auf eine oder mehrere der oben angegebenen Kraftäußerungen beziehen. Wir können diese Figuren unter zehn Klassen bringen, die wir nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit und Stärke ordnen wollen.

## I. Klasse.

### Formen des Gespräch-Styles, oder des gesellschaftlichen Lebens.

§. 196. Je mehr sich der Schriftsteller von der trocknen und steifen Einförmigkeit des belehrenden Vortrages entfernt, und je näher er diesen den Formen des Gespräch-Styles bringt, desto mehr nähert er sich auch der gesellschaftlichen Unterredung, und desto lebhafter wird sein Vortrag. Es giebt dieser Formen, durch welche zugleich das Unangenehme des bloßen Unterrichts vermindern wird, mehrere; wir bleiben hier nur bei den vornehmsten derselben stehen.

§. 197. 1) Die Frage besteht darin, daß die Rede an jedes Individuum besonders gerichtet und dasselbe gleichsam aufgefordert wird. Man braucht diese Figur aus mehreren Absichten: a) um die Aufmerksamkeit zu unterhalten; b) um einen Einwurf, einen Zweifel, eine Verwunderung vorzutragen; c) vorzüglich aber, die Wahrheit eines Satzes recht unbezweifelt zu machen, indem man sich wegen der Unmöglichkeit des Gegentheils gleichsam auf das Urtheil seiner Leser beruft. Bei allen diesen Absichten aber muß ein der Frage angemessener Gemüthszustand da seyn, so daß sie sich gleichsam von selbst darbietet.

Beisp. „Aber, wenn ich mich nun umbringe? Ja, da weiß ich nichts von meinem Selbst.“ Engel.

„Es ist nur Neugier, was Stentor Liebe nennet. Neugier? Allerdings.“ — „Ist es nicht deine Unbesonnenheit, welche dir dieses Unglück zugezogen hat?“

§. 198. 2) Wendungen aus dem Stegereife. Diese allgemeine Benennung begreift mehrere kleine Fi-

guren unter sich, welche die Lebhaftigkeit darum befördern, weil es den Anschein gewinnt, als wenn der Gedanke erst auf der Stelle entstände. Die wichtigsten sind: a) Correctio, Epanorthosis, wenn man sich selbst Einhalt thut, und das Gesagte wieder zurücknimmt. b) Aposiopesis, wenn man plötzlich inne hält, und den Sinn unvollendet läßt, als wenn eine unvermuthete Erscheinung den Lauf des Gedankens hemmte. c) Praeteritio, wenn man sich stellt, etwas zu übergehen. d) Concessio, wenn man etwas einräumt. e) Parenthesis, wenn man einzelne Gedanken einschiebt.

Nur einige Beispiele a) Wir wollen, — doch was wir? der Herr will durch uns ꝛc. ꝛc. Mosheim.

b) Ja, ich gesteh es dir, die Liebe führt — doch still, er kommt. Zu den übrigen findet man in jeder Schrift eine Menge von Beispielen.

## II. Klasse.

### Die Nachahmung des Hörbaren durch den Ausdruck.

§. 199. Es giebt gewisse Ausdrücke, durch welche das Hörbare in der Natur nachgeahmt wird. Sie befördern die Lebhaftigkeit der Rede, da sie den nachgeahmten Gegenstand hörbar und also auch für das Ohr sinnlich darstellen. Ueberdies aber gewähren sie auch das Vergnügen, welches die Seele jederzeit an der Nachahmung und an der dunkeln Vorstellung der dabei überwundenen Schwierigkeit empfindet.

§. 200. Soll aber diese Nachahmung wirklich Vergnügen erregen, so muß der Ton des Ausdrucks dem bezeichneten Naturlaute nur ähnlich, nicht gleich seyn.

Im letzteren Falle wäre er der rohe Naturlaut selbst, dessen Darstellung weder Kunst noch Mühe erfordert, und der zugleich alle Täuschung, folglich auch alles Vergnügen aufhebt. Man nennt diese fehlerhafte Gleichheit des Tons mit dem Hörbaren in der Natur Onomatopöie.

Anmerk. Zu Ennii Zeiten war die Onomatopöie noch eine Schönheit, daher erlaubte er sich folgende Stelle:

At tuba terribili sonitu taratantara dixit.

Bei den Deutschen wurde sie ehedem, da der Geschmack noch nicht verfeinert war, häufig gefunden. Z. B. Brekekekkoax; Tirili, tirili, tiritirliri.

§. 201. Ist der nachgeahmte Ton des Ausdrucks dem Naturlaute bloß ähnlich, so kann dies die Schönheit der Rede sehr vermehren. Dies geschieht nun durch zwei Figuren:

1) durch die Congruenz und 2) durch die Harmonie in engerer Bedeutung.

§. 202. 1) Die Congruenz ist die Aehnlichkeit des articulirten Tones mit dem unarticulirten, den er bezeichnet. Ursprünglich ist diese Aehnlichkeit der Grund aller Sprachen; allein wir sind uns ihrer in den meisten Wörtern nicht mehr bewußt, da solche durch Verwischung und mancherlei Zufälle unkenntlich geworden ist. Diejenigen Wörter, welche noch diese Aehnlichkeit behalten haben, drucken solche bald stärker, bald schwächer aus, und können bei gehöriger Auswahl eben so zur Verschönerung beitragen, als sie beim Mißbrauch niedrig und ekelhaft werden.

Z. B. Das Heulen eines Sturms, das Geflüster des Windes im Schilf, das Brüllen und Rollen des Donners, das Lispeln des bewegten Laubes, das Mur-

meln und Rieseln der Bäche, das Rasseln der Ketten rc. rc.; alle diese sind auch in der höhern Schreibart brauchbar. Aber das Quaken des Frosches, das Schmatzen der Zunge, das Schnarpen der Schafe u. s. w. sind entweder wirkliche Onomatopöien, oder gränzen doch nahe daran.

§. 203. 2) Die Harmonie in engerer Bedeutung ist die Nachahmung des natürlichen Ganges der bezeichneten Sache durch den künstlichen Gang der Rede, oder die Bezeichnung der geschwindern und langsamern Bewegung des Gegenstandes durch das Tonmaß des Ausdruckes. Da durch solche Nachahmung eine größere Aehnlichkeit zwischen dem Gegenstande und dem Ausdrucke entsteht, so wird jener dadurch anschaulicher, und der Vortrag selbst lebhafter gemacht. Am schicklichsten für diese Nachahmung sind Geschwindigkeit und Langsamkeit, Unterbrechung und Gleichförmigkeit der Bewegung, Grösse und Kleinheit, Schwierigkeit und Leichtigkeit, Gelindigkeit und Rauhigkeit. Steht die Harmonie mit der Congruenz in Verbindung, so wird sie um so lebhafter.

Anmerk. Im Virgil und Homer finden sich mehrere Stellen der Art. Langsame und schwerfällige Bewegung ist in der Stelle:

Olli inter sese magna vi brachia tollunt.

Virgil.

Schnelle Bewegung dagegen:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδης.

Homer.

und nach Voß Uebersetzung:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Dahin gehört auch die bekannte, obwohl fehlerhafte Stelle:

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sybilla;
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa.

Auch im Deutschen giebt es viel glückliche Beispiele dieser Art. Besonders findet man sie in Klopstocks Messias, aus dem wir hier nur die Schilderung eines Sterbenden im fünften Gesange entlehnen wollen:

Er selbst kann nicht reden,
Kann mit bebender Zunge den bangen Abschied nicht stammeln,
Athmet tiefer hinauf, und kalter, ängstlicher Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz; das Herz schlägt langsam, dann stehts, dann stirbt er.

## III. Klasse.

### Die Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes.

§. 204. Vorstellungen und Begriffe, sie mögen etwas Sinnliches oder Unsinnliches bezeichnen, können durch beigefügte sinnliche Nebenideen anschaulich gemacht werden. Dies geschieht

1) entweder in einem und eben demselben Worte, oder

2) durch ein anderes, ihm noch beigefügtes, oder durch ein Nebenwort.

Im erstern Falle heißt ein solches Wort, in welchem der Hauptbegriff durch einen sinnlichen Nebenbegriff anschaulich gemacht wird, ein nachdrückliches Wort (Macht- auch Kraftwort). Im zweiten Falle aber nennt man den Nebenbegriff, welcher dem Hauptworte in einem eigenen, besondern Worte beigefügt wird, ein verschönerndes Beiwort (Epitheton).

§. 205. 1) Nachdrückliche Wörter. Der Nachdruck im engern Sinne (Emphasis) besteht in Nebenvorstellungen, welche noch außer der Hauptvorstellung in einem Worte erweckt werden, und diese unterstützen und verstärken. Sind diese Nebenideen dergestalt von sinnlicher Art, daß sie auf die Phantasie wirken, so sind sie Schönheiten der Rede, und Wörter, welche sie enthalten, werden nachdrücklich oder emphatisch.

Anmerk. Die Verschönerung durch einen sinnlichen Nebenbegriff geschieht gemeiniglich durch Ableitung und Zusammensetzung. Z. B. Ein Schlitten verfolgt den andern, st. ein Schlitten folgt ꝛc. Die einzige Sylbe ver druckt hier den Begriff der Geschwindigkeit, der Begierde, den Schlitten einzuholen, aus, und macht dadurch das ganze Wort nachdrücklich. Oder: „er lächelte noch einmal zufrieden in den Schatten des geretteten Baumes hin," wo die einzige Partikel hin den Begriff des Lächelns lebhafter, und folglich auch nachdrücklicher macht.

§. 206. Soll ein Wort emphatisch genannt werden können, so muß es folgende Eigenschaften haben:

1) Die Nebenbegriffe müssen noch völlig empfunden werden können. Alle Wörter haben ursprünglich einen Nebenbegriff, aber wir sind uns dessen durch Gewohnheit und Länge der Zeit nicht mehr bewußt. In verstellen z. B. ist der Nebenbegriff schon verwischt.

2) Die Nebenbegriffe sollen die Absicht des Schriftstellers unterstützen, und den Hauptbegriff lebhafter machen. Folglich muß man keinen Nachdruck suchen, wo keiner nothwendig ist. So würde es geziert seyn, in der kaltblütigen Schreibart zu sagen: diese Besorgniß wird wegschwinden.

3) Der Nebenbegriff muß nicht zu viel sagen, folglich nicht übertrieben werden. Also nicht anstaunen, wenn staunen schon genug ist.

4) Der Nebenbegriff muß edel seyn. Also nicht: über die Laster losdonnern.

5) Der Nebenbegriff muß anschaulich seyn, folglich muß man ihn nicht in Sylben suchen, die nichts sagen. Z. B. ewiglich statt ewig.

§. 207. 2) Die verschönernden Beiwörter sind für die Lebhaftigkeit des Styles schon brauchbarer, da der Nebenbegriff hier in einem eigenen Worte dargestellt wird. Indessen muß man wohl zwischen nothwendigen und verschönernden (ästhetischen) Beiwörtern unterscheiden. Jene werden, da sie noch nicht in dem Hauptworte enthalten sind, durch den Verstand der Rede als Bedürfniß erfordert; diese aber liegen schon in dem Hauptworte, und werden nur noch durch ein besonderes Wort bezeichnet, um den Hauptbegriff anschaulicher und lebhafter zu machen.

Z. B. Wenn ich sage: das hohe Alter, das neue Haus, der große Garten u. s. w., so sind neu, alt und groß bloß nothwendige Beiwörter, weil sie noch nicht aus dem Hauptbegriffe selbst hervorgehen. Aber der stille Kirchhof, die kühlen Schatten, das bemoste Dach, die duftende Rose, sind nicht schlechterdings nothwendig, und dienen mehr zur Verschönerung.

§. 208. Da die nothwendigen Beiwörter nur Bedürfniß der Rede sind, so bekümmern wir uns hier darum nicht, und bleiben bloß bei den verschönernden stehen. Diese müssen nach der oben gegebenen Erklärung folgende Eigenschaften enthalten.

a) Sie müssen den Nebenbegriff anschaulich darstellen, oder bildlich seyn. Dieses Erforderniß fließt

unmittelbar aus ihrem Begriffe und ihrer ganzen Bestimmung; ohne dasselbe sehen sie nothwendigen Beiwörtern ähnlich, ohne es zu seyn, und machen den Ausdruck matt.

Z. B. In den Ausdrücken: die silbernen Wellen, der einsame Mond, das kühle Grab rc. rc., sind die Beiwörter bildlich; aber nicht in folgenden: der bange Tod, das vorzugsvolle Glück.

b) Sie müssen Interesse haben, sonst sind sie müßig. Letzteres ist der Fall, wenn die Beiwörter etwas enthalten, was schon in dem Hauptworte mit gleicher Anschaulichkeit liegt, und sich von selbst versteht;

Z. B. nasse Thränen, grünes Gras, runder Ball, alter Greis.

oder was doch sonst sehr unwichtig und unbedeutend ist.

Z. B. Die beschuppten Fische, und der baumwollähnliche Dunst, wie Kleist einmal sagt.

c) Bestimmtheit, weil sie sonst keine bestimmte Wirkung auf die untern Kräfte äußern können.

Z. B. Der schöne Frühling, der prächtige Morgen, der begeisterte Hain (Bodmer), welches einen Hain voll Geister bedeuten soll. Bisweilen geht die Unbestimmtheit wohl gar in Unsinn über: die wässernen Felsen (Kleist); der dufttriefende Hauch (Bodmer).

d) Einheit, d. h. der Nebenbegriff muß dem Hauptbegriffe nicht widersprechen, sondern sich mit ihm als ein Ganzes denken lassen.

Z. B. Die kühle Gluth, erbärmlich schön, und sichtbare Finsterniß, wie Milton einmal sagt. Die Antithesen, als süße Mühe, leichte Last, sanfte Bürde, von denen in der Folge die Rede seyn wird, enthalten solchen Widerspruch nicht.

e) Sie müssen Würde haben, also nicht unedel seyn. Z. B. Die dicke Magd, der volle Bauch.

f) Neuheit, d. h. man muß so viel als möglich diejenigen Nebenbegriffe vermeiden, welche, wegen ihres häufigen Gebrauchs, das Vermögen, auf die untern Kräfte zu wirken, verloren haben.

Anmerk. Viele Wörter, die zu Gellerts Zeiten neu und modisch waren, sind jetzt kalt, veraltet und ohne Kraft. Z. B. blumige Pfade.

§. 209. So wie überhaupt in der ganzen Sinnenwelt zu häufiger Genuß Widerwille gegen den dargebotenen Gegenstand, oder doch Gleichgültigkeit gegen ihn erzeugt, so verlieren auch selbst die schicklichsten Beiwörter durch übermäßigen Gebrauch allen Reitz und alle Wirkung auf den Leser oder Zuhörer. Daher müssen sie nur sparsam angewendet werden, besonders in der Prosa, wo dergleichen kleine Zierrathen nur gar zu leicht die Würde, Schicklichkeit und Einfalt beleidigen.

Anmerk. Man muß nicht immer zu jedem Hauptworte ein verschönerndes Beiwort suchen wollen. Es gab eine Zeit, wo ein verderbter Geschmack großes Wohlgefallen daran fand, und unter vielen unserer Romanschreiber scheint dieses geschmacklose, armselige Wesen noch nicht seine Endschaft erreicht zu haben.

## IV. Klasse.

### Auflösung eines Ganzen in seine Theile.

§. 210. Das Ganze ist hier entweder ein Individuum, ein für sich bestehendes Ding, oder ein allgemeiner Begriff. In beiden Fällen denkt sich die Seele

dasselbe so dunkel, daß sie keine Mannigfaltigkeit darin wahrnimmt, und daß also auch die Einbildungskraft kalt und gleichgültig dabei bleibt.

§. 211. Um diese Kälte und Gleichgültigkeit zu verhindern, und die Einbildungskraft in Bewegung zu setzen, muß man das Ganze in seine Theile auflösen, so daß die Einbildungskraft Gelegenheit erhält, statt eines und zwar eines unwirksamen und alltäglichen Begriffs, mehrere neue und anschauliche Ideen zu bekommen, und das Ganze unter mehreren Gestalten dem Verstande wieder zu geben.

Anmerk. Der Name Gott z. B. umfaßt so viel, daß die Einbildungskraft dabei wenig beschäftigt wird. Aber man nenne ihn den Schöpfer aller Dinge, den Vater aller Wesen u. s. w., so findet sie Mannigfaltigkeit und folglich Beschäfftigung. — Soll der Satz: es war Nacht, für die Phantasie wichtig werden, so müßte ich den darin liegenden Begriff in seine Theile etwa so auflösen: „noch sank der nächtliche Thau, noch schwiegen die schlummernden Vögel, noch ruhte Nacht im Thal, und blasse Dämmerung auf den Gipfeln der Berge."

§. 212. Die Auflösung des Ganzen in seine Theile kann nun auf verschiedene Art geschehen. Entweder man stellt einen Gegenstand von mehreren Seiten dar, oder man führt, statt des Namens eines Individui oder allgemeinen Begriffs, eine oder mehrere Bestimmungen desselben an, oder man entwickelt die einzelnen Theile eines Gegenstandes, oder endlich, man löset einen allgemeinen Begriff in seine einzelnen Fälle auf. Daraus entstehen nun eben so viele Arten von Figuren, von denen wir jede einzelne hier näher betrachten wollen.

§. 213. 1) Gebrauch synonimischer Ausdrücke.

So tadelhaft der Mißbrauch gleichbedeutender oder sinnverwandter Wörter und Redensarten ist, da er die Rede weitschweifig macht (§. 136), so giebt es doch Fälle, besonders im starken Affekte, wo die Seele ihren Gegenstand gern von mehrern Seiten betrachtet, weil er die Mannigfaltigkeit und also auch die Lebhaftigkeit vermehrt. Nur müssen diese synonimen Wörter, wenn auch einerlei Hauptbegriff, doch verschiedene Nebenideen enthalten. Diese Figur heißt Expergasie.

Z. B. Warum sind die Werke Gottes so geschmückt? Warum herrscht in allem, was wir sehen, eine solche Pracht? Warum begegnen unsern Blicken überall so mannigfaltige und unzählbare Schönheiten, von denen jede immer einen andern, und immer eine einen größern Reiz und Glanz hat, als die andere?

Cramer.

§. 214. 2) Die Umschreibung (Periphrasis, Circumitio). Zuvörderst ist es nöthig, zu erinnern, daß man die Periphrase nicht mit der Paraphrase verwechsele. Letztere bedeutet eine klärere Darstellung eines minder klaren Ausdrucks durch mehrere Worte, und gehört hierher nicht. Die Periphrase aber, (eine Benennung, welche, wie die Lateinische, andeutet, daß die bezeichnete Sache gleichsam durch einen Umschweif kenntlich gemacht wird) besteht darin, daß man ein Ding, statt es bei seinem gewöhnlichen Namen zu nennen, durch eine oder mehrere seiner Eigenschaften, Bestimmungen, Wirkungen ꝛc. ꝛc. bezeichne.

§. 215. Die Absichten der Umschreibung sind verschieden. Man will theils einem unanständigen Begriffe oder Worte ausweichen (Euphimismus); theils einen dunkeln Ausdruck erklären; theils den Mangel eines einzelnen Wortes zur Bezeichnung eines Be-

griffs ersetzen, theils die Rede verschönern, indem man die Einbildungskraft zu unterhalten sucht, welche durch das Einzelne in der Umschreibung mehr beschäfftigt wird, als durch den gewöhnlichen allgemeinen Namen. Nur diese letztere gehört als Figur hierher, da nur sie die Lebhaftigkeit befördern kann.

Beisp. Eherne Schlünde st. Kanonen; das schäumende Blut des Weinstocks st. Wein; Schuhe von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg, st. Schrittschuhe.

§. 216. Aus dieser letztern Art der Umschreibung fließen zugleich folgende Regeln:

a) Man umschreibe nicht ohne Noth und Absicht, also nicht, wenn der Gegenstand für die Absicht des Schriftstellers keinen höheren Grad von Lebhaftigkeit bedarf, als sein bloßer Name mit sich führt; auch gebe man nicht eine gleichgültige oder wohl gar dem herrschenden Tone zuwider laufende Bestimmung an.

Anmerk. Von der erstern Art ist folgende überhaupt sehr verschrobene Periode: „Läßt sich wohl etwas abscheulicheres denken, als wenn der unschätzbare Traubensaft, den die gütige Natur so weise zum Nutzen und süßen Vergnügen der Menschen, zum Labsal und — — — erschaffen hat, von gewissenlosen Menschen so verunstaltet wird, daß er — — alle purpurne Kanäle des allernützlichsten Lebens anfüllt."

Gleichgültig ist die Umschreibung von Asien: das Land, wo unter der Hand des bildenden Schöpfers der Vater des menschlichen Geschlechts aus dem Schoße der Erde emporsprang.

b) Dasjenige, womit man umschreibt, muß nicht den guten Geschmack beleidigen, d. h. man muß nur die schönen Züge herausheben.

Anmerk. Wie lächerlich würde es seyn, wenn man Mosen den gehörnten Gesetzgeber, oder David den gekrönten Harfenspieler nennen wollte.

c) Die Umschreibung muß klar und verständlich seyn. Läßt sie uns über den Gegenstand, welcher gemeint ist, ungewiß, so erreicht sie nicht ihre Absicht.

Anmerk. Wenn z. B. die Schwalbe eine künstliche, glückbringende Erbauerinn genannt wird, so muß man lange rathen, welches Thier damit gemeint sey.

§. 117. 3) Die Beschreibung (Descriptio) und Schilderung (Hypotyposis, Energia, Effictio, Demonstratio). Beide sind fortgesetzte Umschreibungen, nur daß sie nicht den Namen des Gegenstandes verschweigen, von welchem sie Merkmale angeben wollen, und alles das Mannigfaltige an demselben entwickeln, was der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers gemäß ist. Die Beschreibung entsteht, wenn man die Merkmale eines Gegenstandes zum Unterricht des Verstandes angibt; die Schilderung aber, oder die mahlerische Beschreibung, wenn ein sinnlicher in Raum und Zeit anschaulicher Gegenstand nach seinen Theilen dargestellt wird. Letztere hat grössere Lebhaftigkeit als die erstere.

Beisp. Eine vortreffliche Schilderung giebt Thomson von einem Wasserfalle: „Flach bis zum jähen Rande rollt ein üppiger Fluß still und schimmernd dahin, bis wo er zusammengezwängt mit stürzendem Ungestüm und donnernd am Abhang hinabrauscht, und ringsum die Gegend erschüttert. Erst flutet er breit in einer azurnen Fläche heran; dann verliert er sich mählig im Sinken in wallendes Weiß, wird dann unten vom laut wiederhallenden Felsen in ein Schaumgewölk zerstäubt, und sendet, in immerwährendem Regen verspritzt, himmelan einen bläulichen Nebel. Auch hier rastet seine

gefolterte Woge noch nicht. Immer tobt er noch zwischen den zottigen Felsen, reißt sich leuchtend jetzt durch den hohlen Kanal. Mit schwindendem Gebrüll und wild gebrochnem Laufe fällt er jetzt von Abhang zu Abhang, bis er ein sicheres Bette gewinnt, und sich friedlich zuletzt durch die Gewinde des ruhigen Thales stiehlt."

§. 218. Die wichtigsten Regeln für beide Figuren sind:

a) Man beschreibe und schildere nicht ohne vernünftige Absicht und am unrechten Orte.

b) Die geschilderten Züge müssen die Einbildungskraft nicht kalt und ruhig lassen, sondern sie zum Behufe der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers in Schwung setzen.

Beisp. Kalt bleibt die Einbildungskraft bei der Stelle in Bodmers Noah:

> Nach ihm folgte das Federheer, zuerst das Geflügel
> Mit krummhakigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel;
> Dann die Arten des Spechts mit convexen, klemmenden Schnäbeln.
> Andere mit cylindrischen Schnäbeln, gestumpft und geschmeidig ꝛc. ꝛc.

(Man glaubt hier eine Naturgeschichte zu lesen.)

c) Die Schilderung muß Würde haben, d. h. es dürfen keine unedeln Züge mit einlaufen.

d) Sie muß Einheit haben, d. h. die Theile derselben dürfen sich nicht widersprechen.

e) Man dehne sie nicht über die Grenzen hinaus, welche durch die jedesmalige Absicht bestimmt werden, und gebe ihr keine Züge, die völlig überflüssig und gleichgültig sind.

§. 219. 4) Individualisirung allgemeiner Begriffe, oder die Vereinzelung. Diese ist die Zerlegung eines allgemeinen Begriffes in einzelne Vorstellungen oder besondere Fälle. Da das Einzelne immer mannigfaltiger und lebhafter ist als das Allgemeine, so gewährt es auch der Phantasie mehr Nahrung und Beschäfftigung als das Letztere, welches als ein Werk der kaltblütigen Vernunft und einer fortdauernden Abstraction für die Einbildungskraft unfruchtbar ist.

Anmerk. Daher drucken sich rohe und wilde Völker immer durch einzelne Fälle aus, wo die cultivirten allgemeine Begriffe haben. So sagt z. B. der Irokese, wenn er den Begriff ewig ausdrucken will: „so lange als die Flüsse fließen, als das Gras wächst, und als Sonne und Mond die Erde erleuchten."

§. 220. Diese Individualisirung kann auf zweierlei Art geschehen: 1) dadurch, daß man einen allgemeinen Begriff, oder ein Urtheil in seine einzelnen Fälle auflöst, oder 2) dadurch, daß man ihn vermittelst eines individuellen Begriffes bezeichnet. Die erstere Art heißt Distributio, und findet sowohl bei einzelnen Begriffen als bei ganzen Urtheilen und Sätzen statt; nur muß man dabei die Gradation zu beobachten suchen. † Die zweite Art gehört zur Synekdoche, wovon weiter unten vorkommen wird. (S. §. 238.)

Beisp. † Wenn Klopstock die Wunder Christi erzählt, so löset er die allgemeinen Begriffe, die Blinden sehen, die Tauben hören &c. &c. so auf:

Wenn durch ihn der Blinde sein Antlitz zur Sonne
Freudig erhebt, und mit sehenden Augen den leitenden Vater
Staunend anblickt; wenn Tauben das Ohr der Stimme des Menschen

Wieder sich öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feiernde Chor und die Halleluja-Gesänge ꝛc. ꝛc.

## V. Klasse.

### Erläuterung durch ein sinnliches Bild.

§. 221. Die Figuren, welche zu dieser Klasse gehören, beruhen auf Aehnlichkeit, und suchen einen Gegenstand, vermittelst seiner Aehnlichkeit mit einem bekannten sinnlichen, anschaulich zu machen. Obgleich die Aufsuchung der Aehnlichkeiten ein Geschäfft des Witzes ist, so geht doch die Hauptabsicht dahin, die Einbildungskraft durch Versinnlichung vorzüglich zu beschäfftigen. Eben daraus aber ergiebt sich auch zugleich, daß diese Figuren einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit haben, da Witz und Einbildungskraft sich hier vereinigen; und daß sie unter allen am wenigsten durch Kunst hervorgebracht werden können. Wir rechnen zu dieser Klasse 1) die Allusion (Anspielung), 2) das Beispiel, 3) das Gleichniß.

§. 222. 1) Die Allusion oder Anspielung ist eine solche Bezeichnung einer Reihe von Vorstellungen, durch welche eine andere ähnliche Reihe, die der Leser schon vorher gehabt hat, angedeutet wird, um eine nicht so lebhafte Vorstellung dadurch anschaulicher zu machen. Nur muß der einzelne Fall, auf welchen man anspielt, so bekannt seyn, daß man ihn auch bei seinen Lesern voraussetzen kann, weil sonst alle Wirkung der [Allu]sion verloren geht.

Anmerk. Die einzelnen Fälle, auf welche man anspielt, können aus der Geschichte, den Alterthümern, der Mythologie, den Gebräuchen und Sitten fremder Völker ꝛc. ꝛc. entlehnt seyn. Letzteres z. B. ist der Fall, wenn Sturz von Bernsdorf sagt: „Ich sammle nur einzelne Züge zur Bürgerkrone dieses Menschenfreundes, und lege sie auf sein ehrwürdiges Grab nicht ohne stille Thränen nieder.“ — Eine Anspielung auf die Gewohnheit der Römer, den, welcher einem Bürger das Leben gerettet hatte, durch eine eigene Art von Kronen auszuzeichnen. Durch diesen einzigen Zug werden Bernsdorfs Verdienste um den Staat anschaulicher gemacht, als durch viele Worte.

§. 223. 2) Das Beispiel oder Exempel erläutert oder versinnlicht eine allgemeine Wahrheit durch einen einzelnen Fall. Soll es bloß erläutern, so gehört es zu den Hülfsmitteln des Verstandes; dient es aber zunächst zur Verschönerung, um eine allgemeine Wahrheit dadurch anschaulich zu machen, so ist es eine Figur. Wenn der einzelne Fall, durch welchen man eine allgemeine Wahrheit anschaulich machen will, erdichtet ist, so wird aus dem Beispiel eine Parabel (dergleichen ehedem sehr häufig waren) und eine Fabel.

§. 224. 3) Das Gleichniß ist die vollständige und ausdrückliche Anführung eines ähnlichen, sinnlichen Falles, um einen Gegenstand oder die Vorstellung von ihm dadurch anschaulicher zu machen. Es unterscheidet sich also von der Vergleichung (Parallele) sehr, indem diese die Absicht hat, die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zweier Dinge durch die Zusammenstellung bemerkbar zu machen, und folglich mehr zu den Figuren des Witzes als der Einbildungskraft gehört.

Z. B. „Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Wie die Inseln des Meers aus ihren Sitzen gerissen,
Rauschten sie hoch, unaufhaltsam einher."

Klopstock.

„Der Weise ist ohne die Tugend ein lebloser Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütz, von fremden Augen bemerken läßt. Gellert.

§. 225. Das Gleichniß beschäfftigt zwar 1) zunächst und vorzüglich die Einbildungskraft, indem es einen Gegenstand anschaulich macht, allein es wirkt außerdem auch 2) auf den Witz, indem die Seele unerwartet Aehnlichkeiten zwischen dem sinnlichen Bilde und dem verglichenen Begriffe entdeckt, † und 3) auf die Empfindung, in welchem Falle das Gleichniß die größte Lebhaftigkeit hat. ††

Beisp. † Der Weise ist ohne die Tugend rc. rc.

†† Aber es stand der Messias vor seinen Jüngern, und sah sie
Tief im Schlafe. Noch füllte der Ernst des hohen Jakobus
Glühendes Antlitz. So schlummert ein Christ vor seinem Tode
Ruhig und ernst. Klopstock.

§. 226. Soll eine dieser Wirkungen hervorgebracht werden, so sieht man leicht, daß der Schriftsteller sich nicht in einem kalten Gemüthszustande befinden darf, wenn er nicht will, daß sein Gleichniß verunglücken soll. Eben so wenig aber darf er in heftiger Leidenschaft seyn, weil die Seele dann zu sehr mit ihrem Gegenstande beschäfftiget ist, als daß sie Muße haben sollte, verschönernde Aehnlichkeiten aufzusuchen. Nur derjenige Zustand also, der zwischen diesen beiden äußersten in der Mitte liegt —

eine mäßige Wärme — wird das schickliche Feld für die Gleichnisse seyn.

§. 227. Die Gegenstände, welche man vergleicht, sind in den meisten Fällen sinnlich und bildlich; aber es kann überhaupt jeder Begriff, also auch ein abstracter, durch einen darneben gestellten sinnlichen Fall anschaulich gemacht werden, und letzterer erfordert es um so mehr, da er einer solchen Versinnlichung am ersten bedarf.

Beisp. So ist z. B. in folgender Stelle aus dem Ossian das Verglichene ein abstracter Begriff: „Oft kommt das Gedächtniß vergangner Zeiten, wie die Abendsonne in meine Seele."

§. 228. Will man sich vor den gewöhnlichen Fehlern in Ansehung dieser Figur hüten, so merke man sich folgende wesentliche Erfordernisse derselben:

a) Das Gleichniß muß Aehnlichkeit haben, oder es muß ein leicht zu entdeckendes Tertium Comparationis da seyn. † Auf der andern Seite aber darf die Aehnlichkeit auch nicht zu groß seyn, †† weil das Gleichniß sonst an Interesse verlieren würde.

† Z. B. In einem deutschen Panegyr heißt es zum Lobe einer Fürstinn: „Sie glänzt wie ein Karfunkel am Ringe der gegegenwärtigen Zeit." Wenn d'Alembert von dem Adel sagt, der nicht auf Adel des Geistes, sondern nur auf Ahnen sieht: „ein Mensch, der damit prahlt, ist wie Greise, die wieder zu Kindern werden," so begreift man nicht, wo hier die Aehnlichkeit seyn soll.

†† Z. B. wenn man einen Baum mit einem andern, oder wie Milton die Eva mit einer Dryade vergleicht.

b) Würde und Angemessenheit. Das Gleichniß muß weder an und für sich etwas Unedles enthalten,

noch auch zu hoch, zu niedrig, oder dem Charakter nicht angemessen seyn.

Beisp. „Die Schäferinn verstand die Kunst vortrefflich, jeden Genuß in der Erinnerung zu wiederholen, gleich dem Schafe, das wiederkäuend die genossenen balsamischen Kräuter von neuem schmecket." Oder, wenn ein Geistlicher auf der Kanzel sagt: „Unsere Seele schnappet nach dir, o Herr, wie eine Auster schnappet."

c) Neuheit. Ein schon oft gebrauchtes, allzu bekanntes und abgenutztes Gleichniß thut keine Wirkung mehr, da hier die Aehnlichkeit sogleich errathen werden kann, folglich der Reitz der Neuheit und das Vergnügen des Unerwarteten verloren geht. † Dennoch aber muß es von bekannten Gegenständen hergenommen seyn. ††

Z. B. † Wenn man einen Helden mit einem Löwen, schöne Augen mit Sternen, ein schönes Frauenzimmer mit der Sonne, die Leidenschaft mit einem Sturme vergleicht. Oft kann aber ein solches Gleichniß durch einen neuen Zug gehoben werden.

†† Die Vergleichungen mit Löwen, Tigern, Schlangen, Stiergefechten u. s. w., sind für die wenigsten Menschen anschaulich, weil sie keinen Erfahrungsbegriff davon haben.

d) Es muß den gehörigen Umfang haben, also nicht zu weit über das Tertium Comparationis ausgedehnt werden. Findet man indessen einen grössern Umfang nöthig, so muß die Einheit desselben nicht verletzt werden.

Beisp. Einen unnützen Ueberfluß hat folgendes Gleichniß: „Weil durch die neueste Rechtschreibung unsere deutsche Wörter, gleich Davids Knechten geschändet werden, denen Hanon, der König der Kinder Ammon,

den Bart halb beschur, und ihnen die Kleider bis an den Gürtel abschnitt, daß David ihnen sagen ließ: bleibt zu Jericho, bis euer Bart gewachsen ist."

## VI. Klasse.

### Darstellung unter einem sinnlichen Bilde, oder von den Tropen.

§. 229. Bei den Figuren der vorigen Klasse haben wir gesehen, daß lebhafte Vorstellungen herbeigeholt, und neben die minder lebhaften gestellt werden, um diese dadurch anschaulicher zu machen und zu beleben. Weit mehr Lebhaftigkeit aber muß noch bewirkt werden, wenn man die minder lebhafte Vorstellung in die anschauliche ganz und gar verwandelt, und so mehrere Vorstellungen mit einander zu einer Einigen verbindet. Dies geschieht nun durch die sogenannten Tropen, die wir, nach dem Gesagten, als solche Figuren betrachten, nach welchen anstatt einer minder lebhaften Idee eine andere mit ihr verwandte, lebhaftere gesetzt wird, um jene dadurch anschaulicher zu machen.

Beisp. Wenn ich z. B. das Grab die Wohnung des Friedens nenne, oder die Jugend den Frühling des Lebens, so habe ich die verglichenen Begriffe, Grab und Jugend, verschwiegen, und die ihnen ähnlichen sinnlichen Wohnung des Friedens und Frühling des Lebens an ihre Stelle gesetzt, weil diese anschaulicher sind und größere Mannigfaltigkeit haben.

Anm. Das Wort Trope ist Griechischen Ursprungs, und bedeutet eine Umkehrung, Umwendung, weil die Bedeutung des tropischen Wortes dadurch auf einen andern Begriff angewandt, und also gleichsam umgewendet wird.

§. 230. Sehen wir auf den Ursprung der Tropen, so finden wir, daß sie mit der Erkenntniß und der Sprache selbst ihren Anfang genommen haben. Denn da unsere ganze Erkenntniß von sinnlichen Gegenständen ausgeht, und erst spät und nach und nach auf abstracte Begriffe hinführt; so muß auch die Sprache, als hörbarer Ausdruck unserer Vorstellungen, einen eben so sinnlichen Ursprung haben, als die Erkenntniß selbst. Wir finden auch, daß ein rohes und ungesittetes Volk eben so reich an sinnlichen Begriffen und Ausdrücken ist, als arm an unsinnlichen Vorstellungen und deren Zeichen, und daß, je mehr es an Abstraction und Kultur zunimmt, seine Sprache desto reichhaltiger an Ausdrücken für unsinnliche Begriffe wird. Diese Bereicherung aber geschieht auf Kosten des sinnlichen Theiles seiner Sprache, indem es sich bemüht, von dem Anschaulichen in seinen Wörtern immer mehr zu abstrahiren, und einen verwandten weniger sinnlichen Begriff damit zu verbinden.

§. 231. Auf diese Art erwecken mit der Zeit viele Wörter, welche sinnlichen Ursprunges sind, außer den anschaulichen Begriffen auch noch verwandte unsinnliche. Und hierin liegt nun der Grund der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung eines Wortes. Jene ist die erste, buchstäbliche und ursprüngliche, welche sich der Seele des Zuhörers oder Lesers sogleich und unmittelbar mit dem Worte darstellt; diese aber ist die übertragene, figürliche oder tropische, welche mit jener erstern verwandt ist, und von ihr hergeleitet werden muß.

Beisp. Wenn ich z. B. den Satz lese: ich kann es mit meinem Verstande nicht begreifen, so erweckt bei mir das Wort begreifen zuerst und unmittelbar die Idee des Umfassens eines Körpers mit der ausgebreite-

ten Hand. Dies ist die eigentliche Bedeutung. Allein, ich sehe, daß diese hier nicht gemeint seyn kann, sondern, daß vielmehr von der Unmöglichkeit, eine Sache zu erkennen oder einzusehen, die Rede ist, und finde also nun in dem Begreifen eine uneigentliche, abgeleitete Bedeutung.

§. 232. Bei mehrern Wörtern aber hat sich die erste anschauliche Bedeutung so ganz verloren, daß nur noch die übertragene vorhanden ist. In diesem Falle, wo sie ganz unfähig sind, auf die untern Seelenkräfte zu wirken, muß man den kalten, abstracten Begriff wieder in ein sinnliches Gewand hüllen, oder mit andern Worten: man muß sich statt des minder anschaulichen Begriffes eines verwandten anschaulichen bedienen. Oft ist sogar dieses Hülfsmittel bei sinnlichen Begriffen nothwendig, wenn nämlich diese den verlangten lebhaften Eindruck nicht mehr hervorbringen können.

Beisp. Wenn z. B. Bürger in der Ballade: Adelstan und Röschen, sagt:

> Die Rosen ihrer Wangen sind
> Vom Tode weggepflückt,

so würden die gewöhnlichen Ausdrücke rothe Wangen und verbleichen hier zwar auch einen anschaulichen Begriff gegeben, aber, weil sie zu bekannt und oft gebraucht sind, wenig Wirkung auf die Phantasie gemacht haben, daher er solche verwandte Ausdrücke wählte, welche durch größere Anschaulichkeit und Neuheit reitzen.

§. 233. Alle Redetheile nun, welche ihrer Natur nach einen vollständigen anschaulichen Begriff gewähren können, werden auch einer tropischen Bedeutung fähig seyn. Dahin gehören also vorzüglich das Substantiv,

das Verbum, das Adjectiv, das Adverbium und einige Umstandswörter.

Z. B. Der Herbst des Lebens; die Hoffnung scheitert; goldene Tage; in seiner Seele wird es hell.

§. 234. Wir rechnen zu den Tropen, nach dem oben gegebenen Begriffe, 1) die Metonymie, 2) die Synekdoche, 3) die Metapher und 4) die Ironie. Da aber die Ironie auf dem Verhältnisse des Gegentheiles beruht, und ohne, wie der Trope, um den höhern Grad der Anschaulichkeit besorgt zu seyn, die Absicht hat, zu spotten, so rechnen wir sie lieber zu den Figuren des Spottes.

§. 235. 1) Die Metonymie hat ihren Grund in irgend einem Zusammenhange, oder in einer Verwandtschaft der Begriffe. Sie ist also ein Trope, welcher Verhältnißbegriffe mit einander verwechselt, die in einer natürlichen durch die Ideen-Association leicht zu entdeckenden Verbindung stehen. Diese Verbindung ist entweder nothwendig oder zufällig.

Anm. Metonymie, ein Griechisches Wort, bedeutet eigentlich die Vertauschung oder Verwechselung der Namen, daher man es auch im Deutschen den Namenwechsel genannt hat. Allein diese Benennung ist zu weit, da jeder Trope in einer Vertauschung der Namen und Begriffe besteht.

§. 236. Nothwendig ist die Verbindung

a) zwischen Ursache und Wirkung, wo bald jene für diese, † bald diese für jene gesetzt wird. † †

Z. B. † Die Arbeit der Stiere für das Getreide; von einer Sonne zur andern, st. von einem Tage zum andern. Ceres, Bachus, Venus für Brod, Wein und Liebe.

†† Die Freude des Landmannes, st. Getreide, das ihm Freude macht. Die Wolken träufeln Segen st. Regen; graue Haare st. Alter; Schatten st. Bäume.

b) zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden, wo wieder eines für das andere gesetzt wird (Metalepse.)

Z. B. Sich empfehlen, oder ein Lebewohl sagen st. weggehen. Ein tödtlicher Knall, st. Schuß.

c) zwischen der Eigenschaft und dem damit begabten Wesen, oder zwischen dem Abstractum und Concretum, indem man jenes für dieses setzt.

Z. B. Die Stimme der Freude st. froher Menschen; die Unschuld wohnt in Dörfern, st. unschuldige, unverderbte Menschen; die Thränen des Jammers abtrocknen, die rächende Gerechtigkeit anrufen u. s. w.

d) zwischen der Materie und dem Produkte, wo besonders ersteres für das letztere gesetzt wird:

Z. B. Eisen, Stahl für Schwert, Degen; sich in Seide kleiden st. seidene Kleider; Fichte st. Schiff (*abies mari commissa.*) Hor.

e) zwischen dem Zeichen und der bezeichneten Sache, da man oft jenes für diese setzt.

Z. B. Den Lorbeer erringen st. siegen; Oelzweig st. Frieden.

§. 237. Zufällig ist die Verbindung

a) zwischen dem Orte oder Gegenstande, und dem, was sich darin befindet, wo bald jener für dieses, † bald dieses für jenen gesetzt wird. ††

Z. B. † Der Wald besingt sein Lob st. die Vögel; ein Glas trinken st. was im Glase befindlich ist.

†† Das blaue Salz st. Meer; auf Leichen gehen, st. auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde.

b) zwischen der Zeit, und dem, was darin vorgeht, wo man die erstere für das letztere setzt.

Z. B. Ein aufgeklärtes Jahrhundert; goldene Zeit.

Anm. Es giebt noch mehrere Arten der Metonymie, allein sie sind nicht alle zur Verschönerung gleich brauchbar. Ueberhaupt ist dieser Trope der schwächste, obgleich er, mit Behutsamkeit angewandt, oft ein Mittel der Neuheit, der Mannigfaltigkeit und der kernhaften Kürze zugleich werden kann.

§. 238. 2) Die Synekdoche beruht auf dem Verhältnisse des größern oder geringern Umfanges der Bedeutung, indem sie bald das Größere und Mehrere für das Kleinere und Geringere, bald dieses für jenes setzt. Sie unterscheidet sich also von der Metonymie dadurch, daß bei dieser das Verhältniß zwischen dem bezeichnenden und bezeichneten Begriffe auf dem Zusammenhange beruht, so wie denn auch die Synekdoche einen grössern Grad von Lebhaftigkeit hat.

§. 239. Die vornehmsten Arten sind:

a) Das Ganze statt eines Theils und umgekehrt, der Theil für das Ganze. Im letztern Falle wähle man einen Hauptheil des Gegenstandes.

Z. B. Alle Welt weiß es; die ganze Erde trauert über seinen Fall. Und ein Theil für das Ganze: ein witziger Kopf; Brod für Nahrung: Wellen für See; Spitze des Schwerts für Schwert.

b) Das Geschlecht statt der Gattung † und umgekehrt. ††

Z. B. † Künstler für Mahler; Sterbliche st. Menschen; Streiter st. Soldat.

†† Der Geitzige schielt nach alten Thalern; ich mißgönne dem Städter seine Bälle nicht st. seine Lustbarkeiten.

c) Die Gattung st. des Individui † und umgekehrt. †† Aus dieser Art der Synekdoche machen einige Lehrer der Wohlredenheit einen eigenen Tropen, unter dem Namen Antonomasie.

Z. B. † Der Redner st. Cicero; der Dichter st. Homer.

†† Salomo st. ein weiser König; Paradies, Elysium, st. ein reitzender Ort.

d) Die einzelne Zahl statt der Mehrheit.

Z. B. Die Lerche singt: die Eiche grünt; der Sonnenstrahl erwärmt.

e) Die bestimmte Zahl statt der unbestimmten.

Z. B. Tausend Zungen verkünden dein Lob; hundert junge Lämmer; mit tausend Blumen bestreut.

§. 240. 3) Die Metapher, (Translatio) der vornehmste Trope, setzt statt eines Begriffes einen andern ähnlichen anschaulichern. Das Verhältniß der beiden Begriffe beruht also bei ihr auf der Aehnlichkeit, deren Entdeckung ein Geschäfft des Witzes und der Einbildungskraft ist, daher sie mehr Anschaulichkeit gewährt als die beiden vorigen Figuren, bei denen die Verhältnisse nur durch den Verstand wahrgenommen werden können.

Z. B. So ist der Ausdruck: das Feuer der Rede, metaphorisch; denn der Begriff Feuer ist von einem brennenden Körper entlehnt, der alles um sich her erwärmt, und also mit einer Rede, die durch ihre Stärke und Kraft großen Eindruck auf die Seele macht, Aehnlichkeit hat. — Der Sitz der Metapher kann sowohl ein Substantivum als ein Beiwort und Verbum seyn: der Lenz des Lebens; das sterbende Jahr; der Sturm heult.

§. 241. Die Metapher liegt aber nicht immer in

einzelnen Wörtern; sie kann auch mehrere Worte einnehmen, und so ein vollständiges Gemälde ausmachen, wo jeder einzelne Ausdruck das Seinige zur Anschaulichkeit beiträgt.

Z. B. „Unter einer eingeschränkten Regierung muß sich Minerva selbst nicht selten den Helm in die Augen rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter sehe, als ihr erlaubt wird." Literat. Briefe.

§. 242. Jeder Begriff von einiger Wichtigkeit kann, wenn er anders einer Versinnlichung bedarf, in eine Metapher eingekleidet werden, er mag sinnlich oder unsinnlich † seyn. In beiden Fällen wird diejenige Metapher immer die schönste seyn, welche außer dem glücklichen Bilde auch zugleich die Empfindungen reitzt. ††

Z. B. † Er schwelgt bei dem Mahle der Natur.
†† Die Rose eröffnet schamhaft ihren jungfräulichen Busen.

§. 243. Untersuchen wir, wie ein guter Trope, und besonders eine Metapher beschaffen seyn muß, wenn die verlangte Absicht des Schriftstellers dadurch erreicht werden soll, so bieten sich uns vorzüglich folgende Eigenschaften dar:

1) **Wahrheit und Anschaulichkeit**, d. i. der Trope, besonders die Metapher muß ein wirkliches oder doch mögliches Ding seyn, wo die Aehnlichkeit zwischen dem Bezeichnenden und Bezeichneten leicht zu entdecken ist.

Z. B. Abt nennt die Hoffnung einen Wechselbrief. (Welche denkbare Aehnlichkeit ist zwischen der Hoffnung und einem Wechselbrief!) Eben so, wenn man sagen wollte: ein rechtschaffener Kopf. — In der pragmatischen Uebersicht der Lebens- und Todes-Scenen Ludwigs

Ludwigs des 16ten ist von den Fäden des Kampfs die Rede, und in Ursinus Anweisung im praktischen Briefstellen heißt es: „Bündigkeit der Beweise, Leichtigkeit und Popularität der Darstellung, sind Eigenschaften der wahren und hohen Gelehrsamkeit, der ich mich nicht werth achte, die Schuhriemen aufzulösen.“ Was sind Fäden des Kampfs, was Schuhriemen der Gelehrsamkeit! Folgende Stelle ist reich an solchem bildlichen Unsinn: „Also auch die allgemeine Rechtschreibung bewahrt die Begriffe — eines Volks bis zur feinsten Nebenausbildung — — auf. Man könnte dies Aufbewahrte Mädchenseele der Sprache nennen, an deren Rosen- und Narcissen-Mund sich die Metaphysik der Midasschreiberei vergreift. Ja es ist eine traurige Ehre für diese mythische Nymphen, an den Gliedern, die uns dünken, zum Ersatz mit Häkchen verschönert, und was das ärgste ist, in gemahlte Echo verwandelt zu werden.“

2) Beobachtung des tropischen Sprachgebrauches. Dieser besteht theils darin, daß man bei Uebersetzungen nicht jeden Tropen wörtlich aus einer Sprache in die andere übertrage, da jedes Volk in der Verbindung der Ideen seinen eigenen Gang hat; † theils daß man ihn auch nicht da gebrauche, wo er dem Gange des Geistes unserer Nation und der bei ihr üblichen Ideenverbindung entgegen ist. ††

† So ist z. B. im Griechischen und Latein. τετραγωνος ανηρ und vir quadratus ein edles Bild eines rechtschaffenen Mannes, allein wer wollte sagen: ein viereckiger Mann! Der Franzose sagt: La pointe du jour, aber der Deutsche kann dies nicht durch Spitze des Tages ausdrucken, sondern er muß Anbruch des Tages sagen.

†† Man sagt zwar: Deutschland führt Krieg; aber

nicht: Deutschland läßt zur Ader; er hat eine freche Stirn, aber nicht: er hat eine blühende Stirn.

3) Deutlichkeit. Der Trope muß von bekannten Gegenständen hergenommen seyn, denn man soll ja bei ihm an einen andern ähnlichen oder Verhältniß-Begriff denken.

4) Neuheit. Viele Tropen sind durch den langen und häufigen Gebrauch schon so abgenutzt, daß sie uns entweder gar nicht mehr als Tropen erscheinen, † oder daß sie die Einbildungskraft nur sehr schwach beschäfftigen. †† Diese stumpfen, unwirksamen Ausdrücke muß man mit neuen vertauschen, d. h. mit solchen, welche in der jedesmaligen Verbindung noch neu und zur Unterhaltung der Einbildungskraft wirksam sind.

† z. B. erkennen, einsehen, verstehen, erwägen, fassen, begreifen, entwickeln u. s. w. Um solche Ausdrücke zu beleben, darf man nur das Bild, welches schon darin liegt, durch einen kleinen Nebenzug hervorheben, und z. B. sagen: mit dem Auge des Geistes erkennen, mit der Wage der Vernunft wägen u. s. w.

†† So sind die Tropen, welche Opitz und seine Zeitgenossen liebten, dem größten Theile nach nicht mehr brauchbar, z. B. was die reiche See bearmt; das ganze Land steht nun auf seiner Baare. Eben so sind viele jetzt noch übliche schon sehr matt und unwirksam; purpurne Lippen, Rosen der Wangen, der blasse Neid, der Zahn der Zeit.

5) Würde. Diese Eigenschaft ist bei einem Tropen um so unentbehrlicher, da er zur Verschönerung dienen soll. Ein unedler und niedriger Begriff aber verunstaltet, und wird desto widriger, je anschaulicher er gemacht wird.

z. B. wenn Opitz sagt: „die deutsche Redlichkeit, so jetzt verrecken will,“ und Bodmer: „die Säuglinge darben, weil der Mutter vertrocknete Euter die Nahrung nicht geben.“ Eben so: „an den Brüsten der Natur saugen.“

6) Schicklichkeit und Angemessenheit. Der Trope muß nämlich das gehörige Verhältniß zu dem Begriffe haben, den er ausdrucken soll, folglich nicht zu groß und nicht zu klein seyn; † er muß ferner der jedesmaligen Gemüthsverfassung des Schreibenden und dem Tone des Schriftwerkes angemessen, also in der erhabenen Schreibart von erhabenen, in dem edlen Ausdrucke von edlen, in einem ernsthaften Zusammenhange von ernsthaften Gegenständen hergenommen seyn. ††

z. B. † wenn man die Sonne die Lampe des Himmels, ein volkreiches Land einen Ameisenhaufen, einen unbedeutenden kleinen Fürsten einen Atlas, eine Sonne, oder einen Alexander nennen wollte.

†† Wie kleinlich ist es, wenn der Erzbischof Tillotson in einer Predigt über das jüngste Gericht die Welt um die Ohren des Sünders knacken läßt; oder wenn Hr. Campe, da er den Rath ertheilt, mehr auf die kleinen unbedeutenden, als auf die großen öffentlichen Handlungen der Menschen zu achten, sagt: bei diesen (den öffentlichen Handlungen) ist die Seele in Galla, bei jenen im Schlafrock und in Pantoffeln.

7) Einheit. Diese Haupteigenschaft eines jeden schönen Tropen besteht überhaupt darin, daß der anschauliche Begriff, welchen man aufstellt, ein wirkliches Bild, ein Ganzes ausmache, folglich aus gleichartigen Theilen bestehe, und nicht aus solchen, welche sich gar nicht zusammen denken lassen. So z. B. können wir

in der schon angeführten Stelle aus Gesners Idyllen: „dann will ich Milch und Blumen auf dein Grabmahl streun“ die einzelnen Züge nicht zu einem Ganzen vereinigen, weil das streun wohl zu den Blumen aber nicht zu der Milch paßt. Da diese Eigenschaft selbst von den bewährtesten Schriftstellern so oft verletzt wird, so verweilen wir uns hierbei etwas länger.

§. 244. Die Verletzung der Einheit, welche Quintilian inconsequentiam rerum foedissimam nennt, äußert sich auf zweierlei Art: 1) Wenn man fremdartige Haupt- oder Nebenzüge zusammen paart, welche kein Ganzes ausmachen können; oder gar zwei verschiedene Metaphern von ein und demselben Gegenstande gebraucht. 2) Wenn die Metapher aus tropischen und eigentlichen Ausdrücken zusammen gesetzt ist.

§. 245. Die erstere Art der Verletzung (Katachrese) besteht darin, daß das Prädicat dem Subjecte nicht angemessen ist, und sich mit ihm nicht zu einem einigen Bilde vereinigen läßt.

Z. B. eine Sache in das schwärzeste Licht stellen. — Ein verwelkendes Licht. Bodm. — Da die lauten Thränen im sehenden Auge verstummten. Klopst. — Das Bildniß der Lieder tönt sanft in fernen Gebirgen. Kleist.

Addison sagt: es giebt keinen einzigen Gesichtspunkt, aus welchem sich die menschliche Natur betrachten läßt, der nicht hinreichend wäre, jeden Keim des Stolzes auszulöschen. (Der Gesichtspunkt löscht den Keim aus!)

§. 246. Die zweite Art der Verletzung ist die Mischung figürlicher und eigentlicher Ausdrücke, ein Fehler, dessen sich selbst gute Schriftsteller zu Schulden kommen lassen. Hat man einmal einen Satz mit einer

Metapher angefangen, so müssen auch, wenn das Bild vollendet seyn soll, alle Theile desselben der Idee eines Bildes angemessen seyn. Es gilt daher auch bei der Metapher die Regel, welche Horaz in Ansehung der dramatischen Charaktere dem Schriftsteller giebt;

— Verträglich mit sich selbst, erhalte
Er bis zum Schluß sich so, wie er begann.

Beispiel. Ein auffallendes Beispiel solcher Mischung von figürlichen und eigentlichen Ausdrücken giebt Pope, da er in seiner Uebersetzung der Odyssee, die Penelope, als sie die plötzliche Abreise des Telemach beweint, sagen läßt: „auch die andere Säule des Staates ist dahin, und zwar ohne Abschied genommen, oder auch nur um meine Einwilligung angesucht zu haben.“ Telemach ist erst eine Säule, dann wieder eine Person, welche Abschied nehmen soll, — zwei Vorstellungen, die ganz unverträglich mit einander sind.

§. 247. Das sicherste Mittel, sich vor der Verletzung der Einheit zu sichern, besteht darin, daß man die Metapher als ein Bild oder als ein Gemälde betrachte, (wie sie denn auch nichts anders ist,) und dabei untersuche, ob die einzelnen Theile auch zusammenstimmen, und was für ein Bild das Ganze geben würde, wenn man es von der Hand des Künstlers dargestellt sähe. Auf diese Art wird man die unpassenden Züge in einer Metapher sehr bald und leicht entdecken können.

Z. B. Wenn Shakespear den Zustand von Personen schildern will, die allmählig wieder aus der Bezauberung, worin ihre Sinne gefangen lagen, zu erwachen anfangen, so sagt er: „die Bezauberung wird auf einmal vorüber seyn. So wie der Morgen in die Nacht einbricht, wie Finsterniß hinwegschmelzt, so fangen schon ihre aufgehenden Sinne an, die unwissenden Nebel zu verjagen, welche die Klarheit der

Vernunft umhüllen." Wenden wir obige Regel auf diese Stelle an so finden wir, daß die einzelnen Züge sich nicht zu einem deutlichen Bilde vereinigen lassen. Der Morgen bricht ein, die Finsterniß schmelzt, und menschliche Sinne verjagen die Nebel, und zwar Nebel, die unwissend sind.

§. 248. Endlich darf ich 8) die Erinnerung nicht übergehen, daß man sich hüte, eine Metapher zu weit zu verfolgen Die übermäßige Ausdehnung macht sie verworren und undeutlich, und hat die Ermüdung des Lesers, der dieses Spieles der Phantasie endlich überdrüssig wird, und nicht alle Züge mit gleicher Schnelligkeit auffassen kann, zur sichern Folge.

Z. B. „Deine Gedanken ziehen auf lauter Abentheuer aus; sie streifen alle mitten unter Sandbänken und Klippen und Stürmen umher, um der Lust nachzukreutzen; einer Lust, die sehr oft verfehlt, stets theuer gekauft, und mit größerem Vortheile verfehlt als gewonnen wird; du mußt mit vieler Pein büßen, was du dir mit vieler Pein erworben hast. Phantasie und Sinnlichkeit bringen deine Ladung von einem Ufer her, wo giftige Seuchen regieren, und dein Gewinn ist die Pest. Und doch ist dein Durst so groß — ein unersättlicher Durst, den man nur desto mehr entflammt, je mehr man ihn zu löschen sucht, indeß die Phantasie noch immer fortkreutzt, wenn gleich die arme Sinnlichkeit schon ermüdet ist." Young.

## VII. Klasse.

### Die Allegorie.

§. 249. Die Allegorie macht eine allgemeine Wahrheit unter einem sinnlichen Bilde anschaulich, und ist also nichts anders, als eine fortgesetzte Metapher, oder eine solche, welche durch mehrere Vorstellungen hindurch

geführt wird. Die Gränze zwischen beiden Figuren läßt sich nicht genau angeben; indessen ist doch so viel gewiß, daß eine Metapher, die aus mehreren Wörtern besteht, darum noch keine Allegorie genannt werden kann, da es hier nicht auf die Zahl der Wörter, sondern auf das Ganze der Vorstellung ankommt. In der Metapher wird ein einzelner Begriff, in der Allegorie aber eine Reihe von Begriffen anschaulich gemacht.

Beisp. Die Dichtkunst war zu Rom eine ausländische Blume. Dies ist eine Metapher. Herder macht daraus folgende Allegorie: „die Römische Dichtkunst ward aus Griechischem Samen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als schöne Blume da stand und blühte." — In einer Rede sagt der Abt Sieyes: „Zwei Jahre sind nun verflossen, seit ihr den jungen Baum pflanztet; — Stürme braus'ten um ihn her, drohten ihn mit der Wurzel zu vernichten, und er grünt."

Anm. In den ältern Zeiten brauchte man die Allegorien sehr häufig, wichtige Wahrheiten mitzutheilen. Unsre Fabeln und Parabeln sind nichts anders als Allegorien, und die darin liegende Moral ist der in eigentlichen Worten ausgedruckte Sinn der Allegorie.

§. 250. Die schönsten Allegorien sind diejenigen, in welchen man den anschaulich gemachten Begriff wirken und handeln läßt. Es entsteht daraus eine andere Figur, welche wir in der Folge unter dem Namen der Personification kennen lernen werden.

Beisp. So führt z. B. Voltaire in seiner Henriade die Zwietracht als eine handelnde Person ein; ein Gleiches thun Virgil und Ovid mit der Fama.

§. 251. Alles, was von den Tropen, besonders der Metapher, in Ansehung ihrer Eigenschaften gesagt wor-

den ist (§. 243.) gilt auch von der Allegorie. Besonders ist die Einheit derselben, nach welcher der buchstäbliche und figürliche Sinn nicht mit einander vermischt werden dürfen, eine sehr nöthige Eigenschaft.

Beisp. Mangel an Einheit ist in der sonst so vortrefflichen Allegorie des 80sten Psalms, wo die Israeliten unter dem Bilde eines Weinstocks dargestellt werden:

Aus Aegypten holtest du den Weinstock dir,
Und triebst die Völker aus, und pflanztest ihn:
Jähtetest aus vor ihm, und wurzeltest ihn ein,
Daß er das Land erfüllte —
Sein Schatten deckte rings die Berg' umher,
Und Zedern Gottes waren seine Zweige.
Du senktest seine Reben bis an's Meer,
Bis an den Euphrat seine Reiserchen.
Warum zerreißest du nun seine Mauer,
Daß ihn beraubet, wer vorüber geht? —
Zerwühlt hat ihn die wilde Sau,
Das wilde Thier ihn abgemäht.
Gott Zebaoth, o kehre zu uns wieder!
Schau von dem Himmel her und sieh,
Besuche deinen Weinstock wieder,
Schütz' ihn, den du gepflanzt mit eigner Hand!
Verzehrt vom Feuer, abgemäht
Vom Hauche deines Zorns, vergehet er sonst gar.

Der einzige Zug: Und triebst die Völker aus, paßt nicht auf einen Weinstock, und stört die Einheit, welche sonst in dieser Allegorie von Anfang bis zu Ende sich behauptet.

## VIII. Klasse.

### Die Mythologie.

§. 252. Die mythologischen Bilder gehören ebenfalls zu den Figuren, denn sie sind nichts anders als Tropen und Allegorien einer besondern Art, welche man

zur Versinnlichung neuerer Begriffe aus der Geschichte der ältern Griechen und Römer entlehnt hat. Sie müssen sich daher auch nach denselben Regeln beurtheilen lassen, welche wir bei den Tropen kennen gelernt haben.

§. 253. Wenden wir jene Regeln hier an, so entdecken wir an den mythologischen Bildern allerdings große Mängel, die alle mögliche Behutsamkeit in ihrem Gebrauche nothwendig machen; denn

1) muß jeder gute Trope von allgemein bekannten Gegenständen hergenommen seyn. Die Mythologie aber ist, wenigstens dem größten Theile nach, demjenigen Theile der Menschen, welcher keine Schulgelehrsamkeit hat, fremd, und daher für Gedichte, welche nicht bloß von Gelehrten, sondern von allen Ständen gelesen werden, nicht füglich brauchbar.

2) Fehlt den meisten mythologischen Bildern das bei einem guten Tropen erforderliche Interesse. Dies ist besonders der Fall, wenn man mit ihnen sehr vertraut ist, da sich das Bewußtseyn der Erdichtung nur zu lebhaft äußert und die Täuschung hindert.

3) Sind sie von Dichtern so oft gebraucht worden, daß sie allen Reitz der Neuheit verloren haben, und also keinen lebhaften Eindruck auf die Einbildungskraft mehr hervorbringen können. Endlich

4) stehen sie auch in Ansehung der Würde allen übrigen Tropen nach, denn sie stammen aus den rohen Zeiten Griechenlands und Latiens her. So kann z. B. Jupiter wohl kein Bild des höchsten Gottes oder auch nur eines höhern Wesens abgeben, wenn man mit den Bubenstücken, welche die Mythologie von ihm erzählt, bekannt ist; und so kann Herkules nicht die erhabenen Thaten eines Helden auf eine anständige Art anschaulich machen, wenn man weiß, worin seine Arbeiten be-

standen. Die Griechen und Römer empfanden diese Unschicklichkeit selbst zu den Zeiten des ausgebildeten Geschmacks nicht, weil ihre Erziehung sie damit vertraut gemacht, und die Religion jene Gottheiten geheiligt hatte. Bei unsern veränderten Sitten und religiösen Gebräuchen aber erzeugen sie eine widrige Wirkung, und paaren sich daher um so weniger mit Begriffen aus der christlichen Religion, wo sie alle Einheit und allen Wohlstand verletzen würden.

§. 254. Indessen schließen diese Mängel den Gebrauch der Mythologie in der Dichtkunst nicht ganz aus. Gewisse sehr bekannte Namen, als Muse, Venus, Amor, Mars, Apoll u. s. w. haben allgemeine Verständlichkeit, und gelten als personificirte Abstracta. Durch die Länge der Zeit haben sich die widerwärtigen Nebenbegriffe größtentheils verloren, und können bei sparsamen Gebrauch durch eine geschickte Verbindung auch einiges Interesse erregen.

## IX. Klasse.

### Darstellung eines abwesenden Dinges als gegenwärtig.

§. 255. Da das Abwesende und Vergangene nie so stark auf die Einbildungskraft wirkt, als das Gegenwärtige, so sucht der Schriftsteller in allen den Fällen, wo es ihm um die Lebhaftigkeit der Vorstellungen zu thun ist, den entfernten Gegenstand zu vergegenwärtigen. Dies geschieht besonders auf dreierlei Art: 1) durch den Gebrauch des Präsentis anstatt des Präteriti; 2) durch die Anrede, und 3) durch die Vision.

Anm. Einige Theoristen rechnen auch hieher die Frage, den Einwurf und mehrere kleinere Figuren, von der

nen wir aber schon bei den Formen des Gesprächstyles gesprochen haben.

§. 256. 1) Der Gebrauch des Präsentis. In der gewöhnlichen grammatischen Form des Vortrages wird eine vergangene Begebenheit in einer vergangenen Zeit erzählt. Diese Form aber ändert sich, wenn man Täuschung bewirken will, indem man vergangene Begebenheiten als jetzt geschehend vorstellt, oder anstatt des Präteriti das Präsens gebraucht, wodurch die untern Seelenkräfte gleichsam aufgefordert werden, Theil daran zu nehmen.

§. 257. Sehr gewöhnlich ist diese Figur im gemeinen Leben und in der vertraulichen Schreibart, weil der sinnliche und leidenschaftliche Mensch selten ohne lebhafte Theilnahme erzählen kann, und also, sobald sich seine Einbildungskraft erwärmt, die Sache als eben geschehend vorstellt.

Z. B. Bedenk es nur einmal, ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand,
Und gestern seh' ich gar rc. rc. Gellert.

§. 258. Auch in der pathetischen Schreibart kann das Präsens zuweilen gute Wirkung thun, wenn man eine Begebenheit mit einem hohen Grade erwärmter Einbildungskraft erzählt, und diesen Grad der Täuschung auch seinen Lesern mittheilen will. Allein es ist hierbei viel Behutsamkeit nöthig, theils, daß man diese Figur nicht ohne die gehörige Vorbereitung gebrauche, theils, daß man sie nicht zu lange unterhalte, da eine erhitzte Einbildungskraft keiner langen Dauer fähig ist. Man wird daher wohl thun, nur den wichtigsten Theil der Erzählung zu vergegenwärtigen, und die Einbil-

dungskraft nach und nach erschlaffen zu lassen, um nicht so plötzlich wieder in das Präteritum zurück zu fallen.

Anm. Der Geschichtschreiber sollte als solcher sich dieser Figur nicht bedienen, weil ihm die Wahrheit der Geschichte alle Täuschung und Erhitzung der Einbildungskraft verbietet. Indessen haben sich doch sowohl ältere als neuere Historiker den Gebrauch derselben häufig erlaubt.

§. 259. 2) Die Anrede oder Apostrophe. Diese entsteht, wenn eine abwesende Person als gegenwärtig und ein todter und lebloser Gegenstand als lebend angeredet wird. Da sie eine der stärksten Figuren ist, so setzt sie auch einen ihr angemessenen Grad von Wärme und Begeisterung voraus, und erfordert zugleich eine gewisse Wichtigkeit des angeredeten Gegenstandes.

Beisp. So beginnt Cicero seine erste Catilinarische Rede mit einer Anrede an den Catilina:

Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra? quamdiu etiam furor iste tuus nos eludet? u. s. w. Und Haller seine Trauerrede auf seine geliebte Mariane;

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane, welch ein Lied! rc. rc.

Ossian ist reich an den glücklichsten Beispielen dieser Art, von denen ich hier nur eins anführe:

„Weine, weine über die Felsen der
brausenden Stürme, o Mädchen von
Inistor! Neige dein holdes Haupt über
die Wellen, die du schöner bist als der Geist
der Hügel, wenn er am Mittage
im Sonnenstrahl über Morvens einsame
Gefilde dahin schwebt! Er ist gefallen!
Dein Geliebter erliegt, erliegt mit Blässe
des Todes umzogen unter Cuchullins Schwert.

§. 260. Auch gehört zur Apostrophe das Gebet, wenn Umstände und Verbindung mit dem Uebrigen eine solche Apostrophe an die Gottheit erlauben.

Z. B. Dies ist das zweite Opfer, welches das Braunschweigische Haus für die Ruhe von Europa hingiebt. Sie wird zu theuer für uns gekauft. O Gott, laß es das letzte seyn! Jerusal.

§. 261. 3) Die Vision. Sie entstehet dann, wenn der Schriftsteller abwesende Dinge und Personen als gegenwärtig handeln und wirken sieht. Nach den Graden der Empfindung ist sie auch verschiedener Grade der Stärke fähig.

Z. B. Ich sahe sie, (mir zittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttinn deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn. Ramler.

## X. Klasse.

### Die Prosopopöie oder Personendichtung.

§. 262. Die Personendichtung (Prosopopöia, Personificatio) besteht darin, daß man leblosen Dingen, oder wohl gar abstracten Begriffen, als Tugenden und Lastern, die Eigenschaften lebender Wesen beilegt, und sie als empfindend, handelnd, hörend oder redend einführt. Wir haben drei Arten der Personendichtung.

§. 263. Erste Art. Im weitesten Verstande gehören dahin alle Metaphern und Allegorien, welche von leblosen Dingen gebraucht werden, auch viele Metonymien, weil durch sie leblose Gegenstände als lebendige Wesen dargestellt werden. Diese Art der Personendichtung ist die gewöhnlichste, und so tief in der menschlichen Na-

tur gegründet, daß die ganze Sprache darauf gebauet ist: Die alte Welt hielt nämlich jeden Körper für belebt, und jede Erscheinung, von der man sich keinen Grund anzugeben wußte, war ihr die Wirkung eines unsichtbaren höheren Wesens. Daher finden wir auch in den meisten Sprachen den leblosen Dingen und selbst abstracten Begriffen ein Geschlecht beigelegt, welches beweiset, daß man sich diese Dinge als Personen, und sogar als Personen verschiedenen Geschlechts, dachte. Indessen hat diese Art der Personification durch häufigen Gebrauch schon ihre Lebhaftigkeit verloren, daher der Schriftsteller neue Prosopopöien machen muß, welche durch ihre Neuheit die Einbildungskraft lebhafter rühren.

Beisp. Die Erde durstet nach Regen; die Zeit verwischt, verzehrt alles; der Frühling kommt, das Haus fällt ein; das Glück ist betrüglich, die Ehrsucht rastlos.

§. 264. Zweite Art. In der zweiten und engern Bedeutung versteht man darunter diejenige Figur, welche ein lebloses und abstractes Ding als beseeltes Wesen handeln und wirken läßt. Auch sie hat indessen ihre Grade, indem man das leblose oder abstracte Wesen als handelnd †, als hörend †† und als redend ††† einführen kann, welcher letztere Grad aber viel Behutsamkeit erfordert, und nur bei einer sehr erhitzten Einbildungskraft angebracht werden darf.

Z. B. † So personificirt Haller den Aberglauben:

Erschrecklich Ungeheur! sein Wüthen übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu unsrer Straf' erzeugt.
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron auf Wahn und Furcht gebauet:

Ihm steht mit krummen Hals die schlaue Heuchelei,
Und mit verlarvtem Haupt, Betrug, sein Vater, bei.
Haller.

Und Cicero sagt in der Rede für den Milo: „Bisweilen reichen uns die Gesetze selbst das Schwert dar, einen Bösewicht damit niederzustoßen.

†† Komm, Zephyr, komm, in diesen Büschen
Soll mich dein frischer Hauch erfrischen

††† Unnatürliche Handlungen erregen unnatürliche Unruhe, und ein angesteckte Gewissen murmelt dem tauben Hauptkissen sein Geheimniß zu.

§. 265. Dritte Art. In der dritten und engsten Bedeutung führt diese Figur abwesende oder wohl gar verstorbene Personen als redend ein. Diese Art der Prosopopöie, welche die ältern Lehrer der Wohlredenheit Sermocinatio nannten, verursacht die stärkste Täuschung, und darf daher nur dann gebraucht werden, wenn die Einbildungskraft schon dazu vorbereitet worden ist.

Z. B. So läßt Kleist den Alexander erscheinen:
Ich seh den Griechischen Held, vor dessen Klange der Waffen
Der ganze Erdball erschrak; der Seen mit Menschenblut färbte,
Und bis zum Ganges den Ost in eine Wüste verkehrte,
Wie ausgerissene Meere Feld, Wald und Städte verschlingen;
Ich seh ihn in bleichen Cypressen verlassen und tiefsinnig irren,
Er ringt die Hände und füllt mit diesen Klagen die Lüfte:
„Vor meines Unsinns Vergnügen, jetzt mir erschreckliche Bilder!
„Ihr Leichen voll Wunden und Blut, weicht, weicht aus diesen Revieren, u. s. w.

## Dritter Abschnitt.

### Figuren für die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften.

§. 266. Die Gemüthsbewegungen, welche, wie die Einbildungskraft, die mit ihnen auf das genaueste verbunden ist, ihre eigenen Formen des Audruckes haben, sind von verschiedenen Graden der Stärke; denn sie bestehen entweder in bloßen Empfindungen, oder in Bewegungen, oder in Begierden und Leidenschaften. Wie schwach oder stark sie aber auch jedesmal seyn mögen, so druckt doch die Seele, sobald sie von einer derselben angegriffen wird, sich ganz anders aus, als wenn sie unter der kalten Herrschaft der Vernunft steht. Daher muß auch der Schriftsteller, wenn er Gemüthsbewegungen bei seinen Lesern erwecken will, sich derjenigen Sprache bedienen, welche der Seele in diesem Falle eigen ist; dies aber wird er nur dann können, wenn er sich selbst in derjenigen Stimmung befindet, die er in andern erregen will. Die Sprache der Empfindung giebt das Interesse des Styles. (Mehr davon im zweiten Theile.)

§. 267. Die den Gemüthsbewegungen eigenen Modificationen des Ausdruckes sind entweder allen oder doch den meisten gemein, oder sie sind auch nur einer und der andern besonders eigen. Zu jenen gehören der Ausruf, die Vergrösserung (Hyperbel), die Distribution und Cumulation, die Abgebrochenheit und Ellipse, das Asindeton und das Polysindeton. Zu diesen aber die Ironie und die übrigen Figuren des Spottes, der Wunsch, die Betheurung und der Schwur, die Beschwörung, Verwünschung und Verfluchung.

§. 268. 1) Der Ausruf (Exclamatio) ist der erste und natürliche Ausbruch einer jeden nur etwas

heftigen

heftigen Gemüthsbewegung, sie sey nun angenehm oder unangenehm. Oft kündigt er sich durch ein Ach! und O! an, Empfindungslaute, die, wenn sie zu sehr gehäuft werden, widrigen Eindruck machen, und in einem ruhigen Gemüthszustande frostig und abgeschmackt sind.

Beisp. O was für Freude durchströmet mich!
Wie herrlich ist alles um uns her. Geßner.

Ich kann nicht höher klimmen! — Götter!
Ach Götter rettet mich!
Ich seh den Athamas! An seinen Händen klebt
Noch seines Sohnes Blut!
Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.
O Meer! O Erde! er ist da.

§. 269. 2) Die Vergrösserung oder Uebertreibung (Hyperbel) besteht darin, daß der Schriftsteller einen Gegenstand über die Wahrheit vergrössert. Diese Figur hat ihren Grund in einem leidenschaftlichen Zustande des Gemüthes und in einer erhitzten Einbildungskraft. Beiden ist es natürlich, die Gegenstände größer darzustellen, als sie in der Natur sind, daher die Sprache sinnlicher, leidenschaftlicher Völker und Menschen reich an Hyperbeln ist. Wenn aber die Einbildungskraft oder Leidenschaft des Lesers nicht hinlänglich vorbereitet und nicht so erhitzt ist, daß ihm die Verletzung der Wahrheit unbemerkt bleiben kann, so wird die Figur wie die vorige lächerlich und abgeschmackt.

Anm. Wir bringen selbst im gemeinen Leben hyberbolische Ausdrücke an, wie unsere Höflichkeitsbezeigungen deutlich lehren; z. B. unterthänigster, gehorsamster rc. rc. Dergleichen Ausdrücke aber sind keine Sprachfiguren mehr, denn sie haben schon durch langen und häufigen Gebrauch das Hyberbolische verloren. Wenn es aber in der Bibel heißt: die Zunge ist eine

Welt voll Ungerechtigkeit, so ist dies eine wahre und schöne Hyperbel, welche die Lieblosigkeit menschlicher Urtheile über den Nächsten stark und treffend schildert; oder wenn Kleist sagt:

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

§. 270. Indessen hat auch die Hyperbel ihre Gränzen. Ueberschreitet der Schriftsteller solche, und geht er, selbst für die erhitzte Phantasie, zu weit über die Wahrheit hinaus, so läuft er Gefahr, Bombast und Unsinn zu sagen. Nur dem komischen Schriftsteller darf dies erlaubt seyn, da er durch solche Uebertreibung das Lächerliche erhöht.

Beisp. So ist es z. B. abgeschmackt, wenn Ariost von einem seiner Helden sagt: „er sey in der Hitze des Gefechts nicht gewahr worden, daß er todt sey, sondern habe noch immer fortgefochten;" oder wenn Lukan den Nero bittet, „nicht einen der beiden Pole, sondern die Mitte des Himmels zu seinem Sitze zu wählen, damit nicht bei einer Wendung auf die eine oder die andere Seite sein Druck das Gleichgewicht des Weltalls aufhebe." Aber in der komischen Schreibart werden beide Hyperbeln ihre Wirkung thun, eben so, als wenn es in Yoriks Reisen heißt: „aber ich fürchte, mein Freund, diese Locke werde nicht stehen. Sie können sie, versetzt' er, in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehen."

§. 271. Die Hyperbel kann auch eine Verkleinerung seyn, so daß ein Gegenstand über die Wahrheit herabgesetzt wird. Sie hat theils Bescheidenheit und Demuth, theils Verachtung und Spott zum Grunde,

entsteht aber mit der Vergrösserung aus derselben Quelle, nämlich aus der Neigung, Jemanden von der Wahrheit einer Behauptung recht lebhaft zu überzeugen.

Anm. Hr. Adelung erwähnt diese Figur nur ganz flüchtig in einer Note, und sagt, sie sey von weit eingeschränkterem Gebrauche, und thue bei weitem nicht die Wirkung als die erstere. Dennoch glaube ich, daß sie zur Anschaulichkeit viel beitragen kann, wenn sie nur am rechten Orte gebraucht wird. — So z. B. kommen in den Psalmen viele treffliche Figuren der Art vor, welche sich auf Bescheidenheit und Demuth des Psalmisten gegen Gott gründen; und so läßt Weiße den Atreus von dem Thyest sagen:

Jetzt hat er nichts, als sein unwürdig Sich. —
Sich? weniger als nichts — ein schlecht Gerippe,
Das ich zerreißen kann; zehn Tropfen Bluts,
Die ihm noch übrig sind, und ein verwelkt,
Empfindungsloses Herz. —

Wird aber der Gegenstand zu sehr über die Wahrheit herabgesetzt, so wird die Figur ebenfalls lächerlich. So ärgerte sich Jemand über seinen kleinen Hof hinter dem Hause, und, da wir gerade an einem kleinen eisernen Ofen zusammen saßen, rief er voll Unwillen aus; „ich sage Ihnen, er ist so klein, so klein — wie der Ofen."

§. 272. 3) Die Distribution und **Cumulation** sind nahe verwandt, und im Grunde nur eine und dieselbe Figur. Die erstere besteht in der Auflösung eines Begriffes in mehrere ähnliche, die letztere in der Häufung ähnlicher Begriffe. Jene dient oft auch der Einbildungskraft, und ist alsdann mit der Auflösung eines allgemeinen Begriffes in seine einzelnen Fälle einerlei. Sie ist aber auch, wie die Cumulation, hefti-

gen Gemüthsbewegungen eigen, die sich gerne bei dem ihnen wichtigen Gegenstande verweilen.

Beisp. So spricht in Weißens Eduard 3. Isabelle zum Mortimer:

Du Abscheu, kennst du mich?
Ich, die du wider Pflicht und Ehre frech empörtest?
Ich, die du Ehebruch und Stolz und Mordthat lehrtest?
Ich, die du von dem Weg der Tugend abgeführt?
Mich stets verhärtetest, wenn sie mich ja gerührt?
Ich soll dich schützen? dich? dich Mörder? dich Verräther?

§. 273. 4) Die Ellipse und Abgebrochenheit sind hier nicht die durch den Sprachgebrauch eingeführten Abkürzungen, sondern diejenige Auslassung eines oder mehrerer Wörter, die in einer heftigen Gemüthsbewegung ihren Grund hat, da denn die Seele in der unruhigen Eilfertigkeit und beim raschen Gange des Affektes nur die Hauptbegriffe hinwirft, und alle unwichtigern Nebenbegriffe (in so fern deren Auslassung nicht den Sinn stört) übergeht. Geschieht dies bei einem oder einigen Wörtern, so entsteht die Ellipse †; wird sie fortgesetzt, und besteht eine ganze Rede aus solchen ohne scheinbare Verbindung hingeworfenen Hauptbegriffen, so nennt man sie Abgebrochenheit ††, die aber nur den stärkern Graden des Affektes angemessen ist.

Z. B. † Genug, o Jüngling, länger nicht!
Genug der Lieb und Ruh! Weiße.

Arete. Flieh nach Athen! Flieh noch in dieser Nacht!
Kallikr. Ich fliehn? — warum? Ders.

†† Mich schaudert — Still! — wer ruft? — die Stimme Heinrichs — ja —

Noch einmahl — noch einmahl! — Da kommt sein
Schatten — da!
Er schreitet auf und ab — er flieht — er naht sich
wieder —
Er steht — sein Auge rollt — gießt Flammen auf
mich nieder —
Er droht — winkt — winkt — wohin? — umsonst —
ich folge nicht!
Er flieht — die Erde bebt — weg schreckliches Gesicht!

(Hier ist auch der Gedankenstrich sehr gut angebracht, da die gewöhnlichen Verbindungszeichen nicht hinreichen würden, den Mangel der Verbindung und die davon abhangenden Pausen stark genug zu bezeichnen.)

Anm. Einige Theoristen rechnen hieher auch noch die Abbrechung (Suspensio, Praecisio, Aposiopesis oder Reticentia), die darin besteht, daß man einen Gedanken plötzlich abbricht, ohne den Sinn zu vollenden. Nach Herrn Adelung ist es nicht ihre nächste und eigentliche Absicht, die Einbildungskraft zu beschäftigen, daher er sie nicht unter den Hülfsmitteln der Lebhaftigkeit aufführt. Ich denke aber doch, daß sie jene Absicht allerdings hat, und in vielen Fällen die beste Wirkung thun kann. Z. B. „hier brach zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an der obern nicht noch gehalten hätte" — —

Engels Philos.

Komm ich hinauf zu dir, so soll dein Blut — — —

Gellert.

Auch die bekannte Drohung Neptuns im Virgil: Quos ego — — — gehört hieher.

§. 274. 5) Das Asyndeton, eine Figur, welche die Lateinischen Schriftsteller Dissolutio nennen, ist eigentlich eine Unterart der Ellipse. Sie besteht darin, daß die gewöhnlichen Verbindungswörter (auch, und rc. rc.) ausgelassen, und die zusammenhängenden Vor-

stellungen durch Wegnehmung jener Verbindungszeichen gleichsam aufgelöst werden. Da sie aber ihren Grund in einer erhitzten und schnell forteilenden Einbildungskraft hat, so darf sie auch nur im Affekte gebraucht werden, sonst wird sie frostig.

Z. B. „Sie schlossen ihre Schilde an einander, wurden gedrängt, stritten, tödteten, blieben auf der Stelle." Und das bekannte veni, vidi, vici.

§. 275. 6) Das Polysyndeton ist der vorigen Figur gerade entgegengesetzt, indem es die Verbindungswörter häuft. Es thut also auch die entgegengesetzte Wirkung. Das Asyndeton schildert den eilfertigen Gang der Phantasie und der Empfindung, das Polysyndeton will den raschen Lauf der Einbildungskraft mäßigen, um die Aufmerksamkeit bei jeder einzelnen wichtigen Idee festzuhalten.

Z. B. So sagt Klopstock von einem auf dem Schlachtfelde sterbenden Gotteslängner:

Er glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Himmelan Blut.

§. 276. 7) Die Ironie ist eine Figur des Spottes, welche das Gegentheil von dem sagt, was man verstanden wissen will. Da hierdurch ein Widerspruch zwischen unserm Urtheile und dem Gegenstande entsteht, so wird die entgegengesetzte Vorstellung gehoben, und die Rede stärker und lebhafter. Sie muß aber so angelegt seyn, daß sie schon leicht aus dem Zusammenhange entdeckt werden kann, damit der Leser den wahren Sinn nicht verfehle. Am zweckmäßigsten ist sie

in der mündlichen Rede, weil hier der Ton des Sprechenden und seine Gebehrden mitwirken können.

Beisp. So ist es z. B. Ironie, wenn man einen feigen Menschen einen Achilles, einen Reimer einen großen Dichter nennen wollte. Eine schöne Ironie findet man in Gellerts Fabel von der Betschwester:

Beate, laß die Lästrer schmähn,
Und laß sie aus Verläumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten,
Als hättest du nichts als den Tugendschein.
Schweigt, Spötter, schweigt, das kann nicht seyn,
Denn singend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Anm. Einige Theoristen sprechen auch noch von einer lobenden Ironie, die darin besteht, daß man Jemanden eine Unvollkommenheit zuschreibt, die er gar nicht hat; z. B. wenn man den Cicero einen schlechten Redner nennen wollte. Allein von dieser Figur sind mir keine Beispiele, weder in den ältern noch in den neuern Schriftstellern bekannt, und sie kann auch wohl nur sehr wenig zur Schönheit der Rede beitragen.

§. 277. Außer der Ironie bemerken wir noch drei Figuren des Spottes: a) den Sarkasmus, oder den beissenden Spott gegen einen Sterbenden; † b) den Diasyrmus, oder die Verspottung eines Lebenden, die bald fein, bald boshaft ist †† c) Die Mimesis, oder die spöttische Wiederholung der Worte eines Andern.

Beisp. † „Halt laß sehen, ob Elias komme und dir helfe,“ sagten die Kriegsknechte zu Jesu.

†† Die arme Galathee! man sagt, sie schwärzt ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war. Lessing.

§. 278. 8) Der Wunsch, der sich allemal in einen Ausruf einkleidet, ist der natürliche Ausbruch eines starken Verlangens, einen Gegenstand zu besitzen oder zu entfernen.

Z. B. So sagt Nikodemus in seiner Rede:

„Bester unter den Menschen! du Gottessohn! Engel des Bundes!
Theurer Jüngling! — Mein Ende sey wie dein Ende! Mein Grab sey
Bei dem Grabe dieses Gerechten! nah bei den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruhn, zum ewigen Leben erwachen!“

§. 279. 9) Die Betheurung und der Schwur sind Wirkungen des heftigsten Verlangens, Andere von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen. Jene ist eine Versicherung bei Gegenständen, die uns theuer und heilig sind, bei diesem wird Gott selbst als Zeuge und Rächer der Unwahrheit angerufen.

Z. B. Gott soll meiner vergessen, wenn ich deiner vergesse!

In der Messiade schwört Gott selbst:

— — Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag': ich bin ewig!
Sag' und schwöre dir Sohn: ich will die Sünde vergeben!

§. 280. 10) Die Beschwörung ist eine heftige Bitte mit einer kurzen Anführung der vorzüglichsten Bewegungsgründe.

Z. B. Bei dem Andenken an deine verklärte Mutter, bei den Gebeten, die sie oft in der einsamen Mitternacht für dein Glück zum Himmel aufschickte, bei dem letzten ihrer Seufzer, der noch um Segen für dich flehte, bei der Ruhe deines Lebens, — bei Gott, Himmel

und Seligkeit beschwöre ich dich, Julie, laß nie von der Liebe zur Tugend.

§. 281. 11) Die Verfluchung oder Verwünschung ist ein Ausbruch der Wuth und der Verzweiflung, und erfordert noch mehr Vorsicht als die vorigen Figuren.

Z. B. Daß du statt Hosanna den Fluch des Ewigen hörtest! Daß die Stimme des Donnerers dir im bebenden Ohre Statt des Triumphtons erschalle!

## Vierter Abschnitt.

### Figuren für den Witz und Scharfsinn.

§. 282. Der Witz ist die Fertigkeit, feine und verborgene Aehnlichkeiten unter verschiedenen, und der Scharfsinn, feine und versteckte Verschiedenheiten unter ähnlichen Dingen leicht und schnell zu entdecken. Ersterer ist ein Geschenk der Natur, letzterer aber kann durch Uebung erlangt werden. Beide sind dann um so vollkommner, wenn sie mit einander verbunden sind, denn Witz ohne Scharfsinn artet leicht in falschen Schimmer und Abgeschmacktheit, und Scharfsinn ohne Witz in Spitzfindigkeit aus.

Anm. Dem genauern philosophischen Sprachgebrauche nach ist der Scharfsinn diejenige Wirkungsart des Verstandes, vermöge welcher man nicht nur das Verschiedene in ähnlichen, sondern auch das Uebereinstimmende in verschiedenen Gegenständen des höhern und abstracten Denkens leicht und deutlich einsieht. Witz und Scharfsinn haben es also beide mit Entdeckung der verborgenern und feinern Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu thun, und zwar mit dem Unterschiede, daß der Witz mehr in dem Gebiete der untern, der

Scharfsinn aber in dem Felde der obern Seelenkräfte wirksam ist, obgleich sich hier keine genaue Gränzlinie ziehen läßt.

§. 283. Die Entdeckung dieser feinen Verhältnisse gewährt der Seele wegen des ihr so eigenthümlichen Hanges zum Neuen eine angenehme Unterhaltung, die dann um so grösser ist, wenn beide Kräfte zugleich auf die Einbildungskraft und die Empfindung wirken. Sollen sie aber wahres Interesse erregen, so müssen die Aehnlichkeiten und Unterschiede außer der Wahrheit der Gedanken, vorzüglich einen hohen Grad der Klarheit, der zwanglosen Natürlichkeit und Schicklichkeit und ein gewisses Maß der Neuheit haben. Fehlt es ihnen daran, so verunglückt der Witz, und er wird schaal, matt und frostig.

§. 284. Mehrere der schon angeführten Figuren thun auch in dem Style für den Witz ihre guten Dienste, wenn sie gleich zunächst auf irgend eine der andern Seelenkräfte gerichtet sind. Dahin gehören z. B. die Metapher, die Allegorie, die Metonymie, und das Gleichniß.

Z. B. Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm (dem Schneider) und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. — Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hingen zwo Excellenzen ohne Aermel u. s. w. Rabener.

§. 285. Indessen hat sowohl der Witz als der Scharfsinn seine ihm eigenthümlichen Figuren. Die vornehmsten sind: die Vergleichung, der Contrast, oder das Antitheton, der Gegensatz, das Unerwartete,

das Paradoxe, das Naive, die Sentenz oder der Denkspruch.

§. 286. 1) Die Vergleichung (Parallele) stellt zwei Dinge neben einander, die Aehnlichkeiten oder Unterschiede zwischen denselben zu zeigen. Durch solche Zusammenstellung kann man nun entweder unterrichten und belehren, indem man einen oder beide verglichene Gegenstände anschaulicher macht, oder auch durch Entdeckung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten überraschen und vergnügen wollen. Die erstere Art der Vergleichung, welche bloß für den Verstand ist, gehört hierher nicht, sondern nur die, welche das Vergnügen befördert.

Anm. Von der Vergleichung ist das Gleichniß (§. 224.) leicht zu unterscheiden. Dieses hebt bloß eine einzige Hauptähnlichkeit heraus, welche zwei Dinge mit einander gemein haben, um einen Begriff durch den andern anschaulich zu machen; in jener aber werden die Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten des Ganzen stückweise aufgezählt, um zu vergnügen. Ein schönes Beispiel findet man in Garve's Abhandlungen zu Ciceros Buch von den Pflichten, B. 2. S. 193, wo eine lange Vergleichung zwischen einem liebenswürdigen Menschen und einer schönen Landschaft am Abend angestellt wird.

§. 287. Schon aus der §. 282. gegebenen Erklärung geht hervor, daß die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten nicht zu nahe liegen, nicht zu leicht in die Augen springen müssen. Wäre dies, so ginge der Reitz der Neuheit und also das Vergnügen, welches die Vergleichung gewähren soll, verloren. Auf der andern Seite aber dürfen sowohl Aehnlichkeit als Verschiedenheit auch nicht zu entfernt seyn, oder bloß in zufälligen Umstän-

den liegen, † weil es ihnen sonst an Interesse fehlen, und sie matt und frostig ausfallen würden.

z. B. † Von der Art ist die alberne Vergleichung Abts zwischen der Gelehrsamkeit und einem schönen Frauenzimmer: „Der dauerhafte Bau ihres Körpers ist gründliches Denken; die Symmetrie des Ganzen und der schöne Contour das schöne Denken; die Kleidung der gemeine Sprachgebrauch; der Putz die ausgeputzte Schreibart; die Seele das Genie.“

§. 288. 2) Der Contrast (Antitheton) besteht in der Zusammenstellung zweier ähnlichen Gegenstände, die in mehreren Beschaffenheiten entgegengesetzt erscheinen, um einen durch den andern zu heben. Je grösser die Aehnlichkeiten der contrastirenden Gegenstände sind, und je mehr sich die Sätze in ihrem Bau einander gleich kommen, desto lebhafter ist die Figur.

z. B. Du schläfst auf weichem Bette, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See, u. s. w.
Ewald.

§. 289. 3) Der Gegensatz (Antithese) ist mit der vorigen Figur verwandt. Er stellt Gegenstände neben einander, die sich wirklich entgegengesetzt sind, dagegen jene beim Contrast ähnlich seyn konnten, und oft seyn mußten. Die Antithese hat auch die Absicht, entgegengesetzte Dinge in einem gewissen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zu vereinigen, bei dem Contraste aber sollten die entgegengesetzten Beschaffenheiten merklich gemacht werden.

§. 290. Sie theilt sich in zwei Hauptarten, je nachdem entweder gleich lautende, oder verschieden lautende Namen entgegengesetzter Begriffe mit einander

verbunden werden. Jene nennt man Paronomasie, diese die Antithese oder den Gegensatz in engerer Bedeutung.

§. 291. Die Paronomasie hat wieder verschiedene Arten: a) die Ploce, b) die Antanaclasis, c) die Antimetabole oder Commutatio. Ohne uns hierbei aufzuhalten, bemerken wir nur im Allgemeinen, daß Paronomasie nicht durch Wortspiel ausgedruckt werden kann, (wie einige Theoristen gethan haben,) indem dieses eine tadelhafte Art jener Figur ist, die zuweilen in der gesellschaftlichen Unterhaltung eine vorübergehende Belustigung gewähren kann, aber nur zu häufig ins Kindische und Spielende fällt.

Beisp. Gute Paronomasien, deren es nicht viele giebt, sind folgende: „Wenn die Stimme des Jammers die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst nicht ruhen kann, und den Himmel in seinem Himmel vermißt.“ Engel. (Hier werden zwei verschiedene Bedeutungen des Worts Himmel einander entgegengesetzt, und in einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte vereinigt.) D. Radcliffe, ein Englischer Arzt, hatte seinen Hof pflastern lassen, und verweigerte dem Arbeiter seine Bezahlung. „Du hast, sagte er, schlechte Arbeit gemacht, und sie nachher mit Erde bedeckt.“ — „Ey nun, versetzte dieser, es giebt wohl mehr Leute, die ihre schlechte Arbeit mit Erde bedecken.“ Der Doktor fühlte den Stich, und bezahlte.

Zu den Wortspielen gehört die Stelle im Rabener, wo ein Liebhaber an seine Geliebte schreibt:

„Sie heißen Dorothea, denn sie sind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße, so wird es überflüssig seyn, zu beweisen, daß wir beide für einander geschaffen sind.“ Noch unerträglicher sind die

verstümmelten Namen: England und Engelland. Eine schnell vorübergehende Belustigung aber gewährt Kästners Wortspiel mit Roßbach und Hippokrene.

§. 292. Der Gegensatz in engerer Bedeutung gehört zu den schwächern Figuren, befördert aber darum nicht minder die Schönheit der Rede, und schickt sich besonders für die vertrauliche und leichte Schreibart. Von den verschiedenen Arten derselben bemerken wir nur zwei der wichtigsten: 1) wenn einem Substantivo ein dem Anschein nach widersprechendes Beiwort gegeben wird. † 2) Wenn man einem Subjecte zwei entgegengesetzte Prädicate beilegt, wovon ihm jedes in gewissen Rücksichten zukommt. ††

Beisp. † Eine leichte Bürde; eine süße Mühe.

†† Die Lehre von der Einheit Gottes, welche in den Büchern des A. T. sich findet und nicht findet.

§. 293. 4) Das Unerwartete (παραδοξεια) liegt eigentlich in allen Figuren, in so fern sie einen gewissen Grad der Neuheit haben müssen. Hier aber nehmen wir das Wort in der engern Bedeutung, und verstehen darunter eine solche Ideenverbindung, die der Leser nach dem gewöhnlichen Gange der Vorstellungen nicht erwarten konnte. Der Schriftsteller hintergeht gleichsam die Erwartung des Lesers. Ein hoher Grad des Unerwarteten ist die Ueberraschung.

Z. B. Ich habe die Baronesse auf der Promenade zwei Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehsterben, von den schönen Wissenschaften und ihrem Hunde gesprochen.

Rabener.

„Er nahm einen Strick, rannte auf den Boden — und erhenkte sich nicht."

§. 294. 5) Das Paradoxe ist eine Art des Unerwarteten, und besteht darin, daß eine Idee einer allgemein angenommenen Meinung, oder dem gesunden Menschenverstande zu widersprechen scheint. Soll aber der paradoxe Satz nicht zum Spielwerk, oder gar zum Unsinn herabsinken, so muß er Wahrheit und Interesse haben, und so gestellt seyn, daß der Leser die Auflösung nicht verfehlen kann.

Z. B. „Die Stunden sind länger als die Jahre.“

„Er würde dieses Zutrauens zu sich selbst nicht fähig gewesen seyn, wenn er mit seinen Schwachheiten weniger bekannt gewesen wäre.“ (Dieser Satz scheint zwar widersprechend, hat aber einen guten Verstand, da man ohne genaue Bekanntschaft mit seinen eigenen Schwachheiten und Fehlern, solche auch nicht mit Nachdruck bekämpfen, und sich nicht gehörig dagegen waffnen kann.)

§. 295. 6) Das Naive. Der französische Ausdruck naiv, der wahrscheinlich von nativus herstammt, welches in dem mittleren Lateine offenherzig, freimüthig, vielleicht auch natürlich bedeutete, enthält den Begriff des im hohen Grade Natürlichen, und in diesem weiten Sinne gehört das Naive zur Angemessenheit und Natürlichkeit des Styles, und ist eine Eigenschaft, die in mehreren kleinern Schriftwerken, z. B. in Anakreons Liedern, gefunden wird. Betrachten wir es aber als eine Figur, so denken wir uns darunter eine besondere Art des Unerwarteten, die mit einer unschuldigen Offenherzigkeit verbunden ist. Die Naivität verräth mehr als sie verrathen will, und entdeckt eine kleine Schwachheit, ohne es selbst zu wissen, weil sie mit der Mode und der künstlichen Lebensweise der feinen Welt nicht bekannt genug ist; sie kommt unerwartet, weil sie gegen

die eingeführte Gewohnheit und Sitte verstößt. Daher schickt sich das Naive auch am Besten für junge Personen und unschuldige Landbewohner.

Beisp. So sagt Gellerts Kleine:

Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.

Und wenn die Mutter in Weiße's Jagd zu Röschen sagt: „man muß niemals die Hände in den Schooß legen, wenn man eine gute Hausmutter werden will," so antwortet Röschen sehr naiv: „je nun ja, wer's nur schon wäre."

Anm. Statt aller der verschiedenen Erklärungen, welche Marmontel, Blair, Moses Mendelssohn, Riedel, Engel und andere von dem Naiven gegeben haben, führen wir hier bloß die Meinung des Königsbergischen Weltweisen an, nach welcher (s. Kritik der Urtheilskraft S. 228.) „die Naivität der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordenen Verstellungskunst ist." Daher sagt Lazarus Bendavid in seinem Versuch einer Geschmackslehre S. 117.: „das Wohlgefallen an demselben (an dem Naiven) beruht stets auf dem stillschweigend eingestandenen Werth der Tugend und der Unschuld; stillschweigend wird dadurch der Tugend gehuldigt, und ein Glaubensbekenntniß von der ursprünglichen moralischen Natur des Menschen abgelegt."

§. 296. 7) Maximen, Sentenzen oder Denksprüche sind kurze Sätze der Rede, welche allgemeine Wahrheiten enthalten. Sie sind ein Werk des Scharfsinnes, und setzen abstracte, auf Erfahrung oder Vernunftschlüsse gegründete Ideen an die Stelle der sinnlichen. Ihr Hauptverdienst besteht in Wahrheit, Klarheit

heit und Würde, aber auch bei diesen Eigenschaften müssen sie nur sparsam und an schicklichen Orten angebracht werden.

Z. B. Der Weg zum wahren Ruhm ist Siegen oder Sterben. Weiße.

Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend gebohren. Jerusal.

§. 297. Es giebt noch verschiedene After-Figuren, die wir hier nicht ganz übergehen können, weil wir mit ihnen, als unächten Hülfsmitteln eines schlechten Geschmacks, Wohlgefallen zu erregen, bekannt seyn müssen, um uns davor hüten zu können. (§. 179.) Dahin gehören:

1) Die Onomatopöie, die wir bereits als eine fehlerhafte Gleichheit des Tones mit dem Hörbaren in der Natur kennen gelernt haben. (§. 100.)

2) Parodien, eine Benennung, womit man sonst gewöhnlich scherzhafte Nachahmungen ernsthafter Werke in Ausdrücken, Wendungen, und im ganzen Tone belegt; hier aber verstehen wir darunter scherzhafte Anspielungen auf einzelne ernsthafte Stellen. In der komischen Schreibart kann diese Figur einige Wirkung thun; in der ernsten aber ist sie wider die Würde. Ueberhaupt ist viel Vorsicht dabei nöthig, weil doch immer ein Theil des Lächerlichen auf das parodirte Werk selbst fällt. Am unerlaubtesten und unschicklichsten sind die biblischen Parodien.

Z. B. So sagt Abt: „Fast alle große Unternehmungen werden gesäet in Unehren, ihre Herrlichkeit erscheinet erst alsdann, wenn sie aufgehen.

3) Das Echo ist eine Art Wortspiele, da der Schluß eines Wortes ein anderes bekanntes Wort giebt.

Z. B. Was bedeuten die Heuschrecken? Echo: Schrekken! — „Ihr sagt, die Nüsse sind in diesem Jahre nicht gut gerathen. Aber ich beweise euch, daß sie gut gerathen sind. Giebt es nicht viel Hindernisse, Kümmernisse, Betrübtnisse rc. rc.?" Doch dieses Beispiel gehört mehr zu den unglücklichen Wortspielen.

4) Das Anagramm versetzt die Buchstaben eines Wortes oder eines kurzen Satzes, um ein anderes Wort oder einen anderen Sinn herauszubringen. Nur selten ist die Versetzung so leicht und natürlich, daß das Anagramm als Spiel müßiger Augenblicke vergnügen kann.

Z. B. So fand Flemming in dem Namen Michael Scholtz die Worte: ich mache stolz.

5) Die Sprichwörter sind gangbare sinnreiche Aussprüche, welche meistentheils durch Gleichnisse oder durch Anführung einzelner Fälle ausgedruckt werden. Sie sind die Sentenzen des großen Haufens, und also nicht nur sehr alltäglich, sondern auch, weil sie den Fähigkeiten und Vorstellungsarten des gemeinen Mannes angemessen sind, größten Theiles zu niedrig, als daß sie sich für die edlere Schreibart schicken sollten.

Z. B. Man muß Pfeifen schneiden, so lange man im Rohre sitzt. — Wo ein Aaas ist, da sammeln sich die Adler.

6) Das Räthsel ist eine gemeiniglich in eine Frage eingekleidete Allegorie, wo die angegebenen Merkmale fremd, zweideutig, oder widersprechend sind. Es gewährt ein unschuldiges gesellschaftliches Spiel, aber keine Verschönerung der Rede.

Z. B. Welches Thier geht jeden Tag auf Nahrung aus, ohne daß es sein Haus verläßt? (Die Schnecke.)

# Zehntes Kapitel.

## Von der Mannigfaltigkeit.

§. 298. Mannigfaltig nennen wir überhaupt das, was der Aehnlichkeit unbeschadet verschieden ist. So hat eine Gesellschaft mehrerer Personen verschiedenen Geschlechts Aehnlichkeit genug in dem, was zu dem Begriffe eines Menschen gehört, aber dennoch ist ihre Verschiedenheit sehr groß. Dies angewandt auf die Schreibart ist die Mannigfaltigkeit des Styles diejenige Eigenschaft desselben, da man ähnliche Gedanken auf verschiedene Art ausdruckt. Der ihr entgegen stehende Fehler ist die Einförmigkeit.

§. 299. Die Mannigfaltigkeit gründet sich auf ein Bedürfniß unseres Geistes, nach welchem die Vorstellungen, so wie sie fortschreiten, auch Abwechselung und Veränderung erfordern. Selbst bei dem interessantesten Gegenstande verweilt die Seele nur so lange, als sie etwas Mannigfaltiges an ihm entdeckt. Findet sie das nicht mehr, so erschlafft sie, uud der Gegenstand wird ihr gleichgültig. Daher ist die Mannigfaltigkeit eine wesentliche Eigenschaft der Schönheit, die wir in allen Werken der schönen Künste, und also auch des schönen Styles, nothwendig erfordern.

§. 300. In der Schreibart erstreckt sich die Mannigfaltigkeit 1) auf einzelne Wörter und Gedanken; 2) auf deren Verbindung und Folge; 3) auf die ganze Form der Rede, und 4) auf die Rede als ein Ganzes betrachtet.

§. 301. 1) Mannigfaltigkeit in einzelnen Wörtern und Gedanken erfordert, daß man da, wo es sich thun läßt und nöthig ist, die Wiederholung einer Idee mit den-

selben Worten vermeide, und einerlei Hauptbegriff mit verschiedenen Nebenbegriffen darstelle. Dies geschieht a) durch Synonimen; b) durch Umschreibungen, und c) durch die grammatische Variation, wenn die Wörter in grammatischen Nebenbegriffen verschieden sind, wohin besonders die Verwandelung der Redetheile in andere gehört, z. B. die Verwandelung eines Adjektivs in ein Substantiv und umgekehrt. †

Z. B. † Sterbliche, für Menschen; der Ewige, für Gott; das Dunkel der Nacht, für die dunkle Nacht; der Duft der Blumen, für die duftenden Blumen.

§. 302. 2) In Ansehung der Verbindung und Folge der Wörter fordert die Mannigfaltigkeit a) Abänderung in der Stellung der einzelnen Ausdrücke durch die verschiedenen Arten der Inversion (§. 186.); b) Veränderung in der Stellung und Verbindung der Gedanken und Ideen in mehreren auf einander folgenden ähnlichen Sätzen. Letztere Regel wird vorzüglich dann übertreten, wenn Sätze von einerlei Art und von gleicher Länge auf einander folgen.

§. 303. 3) Ein und dieselbe Form würde durch einen ganzen Vortrag hindurch ermüden. Die Mannigfaltigkeit verlangt daher eine schickliche Abwechselung der verschiedenen Redeformen, und so geht z. B. der kalte Lehrton in den Gespräch-Styl über, der bald Fragen, bald Einwürfe, bald Ausrufe herbeiführt.

§. 304. 4) Die Mannigfaltigkeit in der ganzen Rede wird nun schon durch die Abwechselung in den einzelnen Theilen derselben befördert, besonders in dem Baue der Sätze und Perioden (s. die Lehre vom Wohlklange); aber außerdem erfordert sie auch, daß man nicht über alle Theile der Rede einerlei Lebhaftigkeit und Schönheit verbreite, sondern daß der Schriftsteller

wie der Künstler seinem Werke Licht und Schatten zugleich gebe.

§. 305. Wir brauchen wohl kaum noch zu erinnern, daß auch die Mannigfaltigkeit ihre Gränzen habe, und nicht übertrieben werden dürfe. Wo diese Gränzen sind, läßt sich nicht nach Regeln bestimmen, und muß der Empfindung eines Jeden überlassen werden. Indessen sieht man leicht, daß alle noch so verschiedenen Theile eines Schriftwerkes die Einheit (von der wir in der Folge reden werden) eben so wenig verletzen, als den übrigen Eigenschaften des schönen Styles, der Deutlichkeit, Kürze, Schicklichkeit, Angemessenheit und Würde, Abbruch thun dürfen.

---

# Eilftes Kapitel.

## Von der Neuheit.

§. 306. Neu ist hier nicht, was noch nie gesagt und gedacht worden, sondern das Ungewöhnlichere und alles, was noch nicht zu sehr verbraucht und abgenutzt ist. Dieses Neue hat überhaupt seine verschiedenen Grade, und ist ein sehr relativer Begriff, indem das, was dem Einen alt und bekannt ist, dem Andern neu und fremd seyn kann.

§. 307. Die Begierde zum Neuen ist mit dem Triebe nach Mannigfaltigkeit auf das engste verbunden, denn auch die Abwechselung, welche dieser Trieb fordert, hat ihren Grund in der Neigung der Seele, weniger bekannte oder doch in dem Augenblicke nicht gedachte Gegenstände mit bekannteren zu vertauschen. Dieser Trieb nach Neuheit kann allerdings sehr schädlich

werden, wenn er in Neuerungssucht ausartet, und die Erfahrung lehrt, daß er in der physischen und moralischen Welt Unheil genug gestiftet, und namentlich in der Literatur gewisse Mißgeburten des Geschmacks erzeugt hat, die noch jetzt nicht ganz ausgestorben sind. Allein auf der andern Seite ist dieser Trieb auch sehr wohlthätig für die menschliche Gesellschaft überhaupt, wenn er nur von Vernunft und gutem Geschmacke geleitet wird, und gewährt den schönen Künsten besonders wachsendes Interesse und steigende Vollkommenheit. Und diese unschuldige, nützliche Art der Neuheit ist es, welche wir auch von einem Schriftwerke verlangen, wenn es Anspruch auf Schönheit machen soll.

§. 308. Die vornehmsten Absichten der Neuheit sind

1) Anschaulichkeit. Alle anschaulichen Vorstellungen und Wörter behalten ihre Kraft nur so lange, als sie noch den Reitz der Neuheit haben. Durch ihre öftere Wiederholung wird ihre Wirkung auf die Seele immer schwächer und schwächer, bis sie endlich ganz in den kalten und stumpfen Eindruck der abstracten Begriffe übergehen, und unfähig werden, lebhafte Vorstellungen zu erregen. In diesem Falle müssen sie durch andere Vorstellungen und Wörter ersetzt werden.

Z. B. Die Sonne des Glücks, der blaue Himmel, der gelbe Neid, der blasse Tod u. s. w. haben jetzt schon ihre Anschaulichkeit verloren. Dagegen ist es neu, wenn Herder sich so ausdruckt: „was kann in diesem Augenblicke die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen?" oder wenn er die Zusammensetzungen: Römergeist, Römerherz, Buchstabenkram gebraucht.

2) Kürze und Präcision. Neue Ausdrücke und Wendungen drängen oft die Begriffe mehr zusammen, und wenn dies auf eine geschickte, der Deutlichkeit und

Richtigkeit nicht nachtheilige Art, geschieht, so müssen Kürze und Präcision dabei gewinnen.

Beisp. So sind z. B. die Ausdrücke entblättern, belauben, umkränzen u. s. w. der schönen Kürze beförderlicher, als wenn wir sagen wollten: von Blättern entblößen, der Blätter berauben, mit Kränzen umgeben. Kurz, aber sprachwidrig und den Wohlklang beleidigend ist vervollkommnen für vollkommner machen, daher hier die Neuheit fehlerhaft ist.

3) Würde. Manche Begriffe sind öfters für den jedesmaligen Zusammenhang zu unedel, daher man sie auf eine neue und edlere Art auszudrucken sucht.

Beisp. So würde es z. B. für die höhere Schreibart nicht edel genug seyn, zu sagen: „sie hielt die Hände vor das Gesicht, daher wir diese Vorstellungsart mit der ungewöhnlichern: sie verbarg das Gesicht hinter den Händen, vertauschen.

§. 309. Das Neue besteht 1) entweder in neuen Wörtern, oder 2) in neuen Verbindungsarten, oder 3) in der neuen Darstellung des ganzen Gedanken.

§. 310. 1) Was die neuen Wörter betrifft, so ist darüber schon (§. 70. ꝛc.) das Nöthige gesagt worden. Wir bemerken daher hier nur noch, daß die Neuheit des Styles von dem Schriftsteller fordert, den ungewöhnlicheren Wörtern den Vorzug vor den allzubekannten und schon verbrauchten in allen den Fällen zu geben, wo Deutlichkeit und allgemeine Verständlichkeit nicht darunter leiden.

§. 311. 2) Neue Verbindungsarten sind solche, welche noch nicht durch den häufigen Gebrauch den Reitz der Neuheit verloren haben. Es gehört dahin nicht nur die Inversion, sondern auch eine nur der höheren Schreib-

art eigene Verbindung mancher Redetheile; z. B. die Verbindung einiger Zeitwörter mit dem Genitiv †; des Genitivs mit manchen Adverbien und Adjectiven ††; der Gebrauch des Dativs statt der Präposition †††.

Beisp. † Der Thränen spotten; des Kummers lachen.
†† Du hast der Freuden so viel; der letzte der Menschen.
††† Dir opferte ich mich auf.

§. 312. 3) Die vorzüglichste Neuheit liegt in der Darstellung des ganzen Gedanken, theils weil hier das Neue nicht bloß in Nebenbegriffen besteht, theils auch, weil der Schriftsteller hier eine Menge von Hülfsmitteln hat, indem er über die meisten Figuren, besonders aber über Tropen und Umschreibungen gebieten kann. Auch diese Art ist zwar der höhern und dichterischen Schreibart am angemessensten, aber die übrigen Arten des Styles machen ebenfalls einigen Anspruch darauf, da einige Grade der Lebhaftigkeit, Neuheit und Mannigfaltigkeit sich mit jedem Ausdrucke vertragen. Die neue Darstellung des ganzen Gedanken macht die wahre Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers aus, da sein Witz, sein Geschmack und seine Beurtheilungskraft sich hier im besten Lichte zeigen können.

Beisp. Wieland druckt den Gedanken; „die bekanntesten Wahrheiten können von neuen Seiten betrachtet und aufs Neue benutzt werden,“ sehr gut so aus: „Es giebt wenig gelehrte Gemeinplätze, welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.“

Anm. Das Neue kann auch in der ungewöhnlichen Form eines Schriftwerks liegen. So kleiden wir

z. B. allgemeine Wahrheiten oft in Gespräche und Briefe, und machen sie dadurch auch für den genießbar, der sie in einer andern bekanntern Form schon gelesen hat. Doch davon im zweiten Theile.

§. 313. Die Neuheit der Einkleidung kann indessen auch zu weit getrieben werden, und in Affektation ausarten. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, bedenke man

1) Daß die Neuheit nicht um ihrer selbst, sondern um höherer Absichten willen da ist, besonders einen unedlen Begriff edler, und einen matten, alltäglichen Gedanken lebhafter darzustellen. Der gute Geschmack und eine gesunde Beurtheilungskraft müssen entscheiden, welche Gedanken eine neue Bekleidung vertragen.

Beisp. So wäre die Neuheit lächerlich, wenn ein Geschichtschreiber sagen wollte: „in diesem Treffen sollen 40,000 Römer den Todesengel erblickt haben;" oder: „die letzte Fluthöhe von 1799 tritt der von 1784 um ein Vieles vor."

2) Daß die neue Darstellung, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, auch nothwendig anschaulicher seyn muß, als die alte. Ueberhaupt muß man ja nicht durch bloße Worte die meiste Neuheit und Originalität zu erstreben suchen. Es ist eine armselige Neuheit unsrer After-Genien, wenn sie mit der Neuheit des Ausdrucks nicht auch Neuheit der Gedanken verbinden. Sind die letztern abgenutzt und trivial, so können bloße Worte hier wenig helfen.

Beisp. Welche größere Anschaulichkeit liegt z. B. wohl in dem neu eingekleideten Gedanken Bodmers:

Dann will ich auch am Herde die Fackel mit Feuer bestecken.

3) Bedenke man, daß die Neuheit eine untergeordnete Eigenschaft des schönen Styles ist, und Richtigkeit, Reinigkeit und Deutlichkeit schon voraussetzt, also nicht auf Kosten jener erzwungen werden darf. Eine Neuheit, die darauf nicht Rücksicht nimmt, kann nie gefallen, und darf auf Schönheit wenigstens keinen Anspruch machen.

Anm. Daß in der Lehre vom Style nur von der Neuheit der Einkleidung, nicht von der Neuheit der Materie, in Gedanken, Charakteren und Bildern die Rede seyn kann, folgt ganz natürlich daraus, daß die Lehre vom Style schon die Gedanken voraussetzt, und sich nur mit dem zweckmäßigen schönen Ausdrucke derselben beschäfftigt (§. 24.)

# Zwölftes Kapitel.

## Von der Einheit des Styles.

§. 314. Die Einheit besteht in der Verbindung aller Theile zu einem einzigen Endzwecke oder zu einem schönen Ganzen. Sie ist die letzte allgemeine Eigenschaft des schönen Styles, in der alle übrigen zusammentreffen müssen, und die nur durch sie erst ihr gehöriges Maaß und ihre nähere Bestimmung erhalten. Besonders muß die Mannigfaltigkeit durch sie in Schranken gehalten werden, damit die Aufmerksamkeit nicht zerstreut oder von der Hauptsache abgezogen werde.

§. 315. Die Eigenschaft der Einheit ist ein wesentliches Erforderniß eines jeden Kunstwerkes überhaupt. Alle

Theile desselben müssen einen einzigen Zweck beabsichtigen, zu einem einzigen Totaleindruck zusammenlaufen, und durch ihre Unzertrennlichkeit in der genauesten Verbindung stehen. Der Grund hierzu leuchtet von selbst in die Augen. Der Künstler kann die Absicht, zu welcher er sein Produkt bestimmt, nicht erreichen, wenn nicht alle Theile das gehörige Verhältniß gegen das Ganze sowohl als unter sich haben, und wenn er sie nicht so zu verbinden weiß, daß sie nur den beabsichtigten Zweck und keinen andern erreichen.

§. 316. Auch die Rede hat einen Endzweck, aber sie muß auch nur **Einen** haben. Will der Schriftsteller mehrere Zwecke zugleich erreichen, so kann er, wenn anders diese Zwecke mit einander verträglich sind, sie einander unterordnen, und zu einem einzigen Hauptzwecke verbinden. Auf diese Art lassen sich die Absichten, zu unterrichten, zu überreden und zu rühren, einander unterordnen und zu einem Ganzen vereinigen; aber nicht rühren und den Witz belustigen, nicht erhabene Empfindungen erwecken und auch komisch seyn, weil diese Dinge sich nicht zu einander passen, und folglich auch nicht zu einem einzigen Totaleindrucke zusammenlaufen können. Alles geht bei der Einheit auf die Uebereinstimmung der Mittel mit dem Zwecke hinaus. Jedes Mittel, das mit seinem Zwecke in keiner Verbindung, in keinem Verhältnisse steht; Alles, was kein zum Ganzen passender Theil ist, und mit den übrigen Theilen zum Ganzen nicht verbunden werden kann, das stört die Einheit und ist also fehlerhaft.

§. 317. In der Schriftsprache wird die Einheit verletzt:

1) Durch Alles, was der Hochdeutschen Mundart nicht eigen ist. Dahin gehört a) Beimischung des

Fremdartigen, oder der veralteten, provinziellen, unnöthigen fremden und sprachwidrig gebildeten neuen Wörter, Formen und Verbindungsarten. Diese verunstalten das Ganze durch Theile, welche der jedesmaligen Absicht entgegen wirken, und daher für die ernste und edle Schreibart durchaus untauglich sind. b) Sprachunrichtigkeit, die den allgemeinen Vorschriften, nach welchen die Wörter unsrer Hochdeutschen Schriftsprache gebildet, gesprochen, gebogen, verbunden und geschrieben werden, entgegen ist. (§. 77. ꝛc.)

2) Durch Mangel an Klarheit und Deutlichkeit, indem entweder einzelne Ideen zu wenig Licht haben, oder Theile eingemischt werden, welche zur Erreichung der Absicht hinderlich sind.

§. 318. Ueberhaupt sind folgende fünf Hauptstücke zur Erhaltung der Einheit in einem Schriftwerke nöthig:

1) Plan und Ordnung des Ganzen. Dazu gehört, daß alle Theile, welche das Ganze erfordert, vorhanden, und in diejenige Stellung gebracht sind, welche für die jedesmalige Absicht die schicklichste ist. Anfang, Mitte und Ende müssen sowohl gegen sich, als gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnisse stehen.

2) Plan und Ordnung der einzelnen Theile. Auch die einzelnen Theile müssen unter sich eine ihrer jedesmaligen Wichtigkeit angemessene, verhältnißmäßige Länge und Ausführung haben, und in der schicklichsten Ordnung auf einander folgen. Hieher gehört Alles, was schon im Vorigen von dem Wohlklange, von der Einheit der Perioden, der Sätze und der Metaphern gesagt worden ist.

Beisp. So hat folgende Stelle keine Einheit im Schmucke. „Viele Gesetze gleichen einem Gebäude, welches nach und nach aufgeführt worden. Sie lassen

sich so wenig mit einander verbinden, als die Kleidertrachten verschiedener Zeitalter. Bei jedem liegt, gleich großer Rechtssachen, eine eigene Geschichte zum Grunde. Man muß ihre Springfedern oft aus der innersten Bewegung der Menschen herleiten. Sie sind Gemählde der Denkungsart gewisser Zeiten. Es sind Fragmente, die nur eine willkürliche Verbindung haben. Sie gleichen den Strömen in ungebauten Ländern u. s. w.

(Wie kann mit dieser verworrenen Häufung der Bilder die Einheit bestehen!)

Anmerk. Indessen muß der Plan, nach welchem der Schriftsteller gearbeitet hat, auf eine geschickte Art verborgen seyn, so daß das Mannigfaltige mehr Anschaulichkeit hat, als die Regel, nach welcher es verbunden ist. Im entgegengesetzten Falle wird das Produkt einförmig, kalt und steif.

3) Vollständigkeit. Es darf nicht nur kein Theil ausgelassen werden, dessen Mitwirkung zum Ganzen nothwendig ist, sondern jeder einzelne Theil muß auch wieder seine eigene Vollständigkeit haben. Im erstern Falle muß man der Sache, worüber man schreibt, kundig seyn, und sie vorher reiflich überdacht haben, damit man nichts auslasse, was zur jedesmaligen Absicht nothwendig ist. † Im zweiten Falle muß jeder Gedanke so vollständig seyn, als sein Verhältniß zu dem Ganzen oder die jedesmalige vernünftige Absicht des Schriftstellers es erfordert; denn wichtige Gedanken bedürfen einer größern Ausführlichkeit, als unwichtigere.

Z. B. † Ein Schriftsteller wollte Patriotismus empfehlen; er vergäße aber, den Begriff desselben vorher gehörig zu bestimmen, oder er überginge einige triftige Bewegungsgründe dazu, so würde sein Vortrag keine Vollständigkeit, und folglich auch keine Einheit haben.

4) Abwesenheit alles Ueberflusses. Wenn kein nothwendiger Theil zum schönen Ganzen fehlen darf, so darf auch kein größeres oder kleineres Stück überflüssig seyn. In diesem Falle würde es nicht nur zur Erreichung der jedesmaligen Absicht nichts beitragen, sondern auch die Aufmerksamkeit auf die wesentlicheren Theile hindern.

5) Einheit in Ansehung des Tones. Unter Ton verstehen wir hier den in einem Schriftwerke herrschenden jedesmaligen Gemüthsstand. Man schreibt entweder vertraulich, oder ernsthaft, oder rührend, oder witzig u. s. w. Hat man nun eine von diesen Schreibarten gewählt, so muß man auch in dem angefangenen Tone fortfahren, und nicht zwecklos in einen andern nicht verwandten übergehen. Wenn der Schriftsteller also rühren will, so darf er nicht zugleich Witz anbringen, und wenn er erhaben schreibt, darf er nicht in den Ton der Vertraulichkeit fallen. Diese verschiedenen Tonarten sind einander entgegengesetzt, und stören die Einheit, die eine Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen erfordert.

# Zweiter Theil.

## Besondere Arten des Styles.

### Einleitung.

§. 319. Die im vorigen Theile abgehandelten allgemeinen Eigenschaften der schönen Schreibart sind von doppelter Art. Einige sind unbedingt nothwendig, und machen den Grund des schönen Styles überhaupt aus; andere sind es nur in gewissen Graden, welche wieder theils von den persönlichen Verhältnissen des Schriftstellers und Lesers, theils von dem Inhalte und der Form der Schrift, vorzüglich aber von der Absicht des Schriftstellers abhangen. So kann dieser z. B. belehren und unterrichten, rühren und Empfindungen erwecken, oder auch mehrere nicht widersprechende Absichten mit einander verbinden wollen.

§. 320. Aus diesen verschiedenen Absichten und Nebenumständen entstehen nun auch verschiedene Arten des Styles, welche den Inhalt dieses zweiten Theiles ausmachen, und sich unter drei Klassen bringen lassen. Wir betrachten sie

1) Nach den Nebenumständen der Person und des Inhaltes, oder: nach der **Würde** des Styles. Dahin gehören:

a) der vertrauliche,
b) der mittlere, und
c) der höhere Styl.

2) Nach den Absichten des Schreibenden. Diese sind entweder mit jenen Nebenumständen verbunden oder nicht, und geben also so vielfache Arten des Styles, als es merklich unterschiedene Absichten giebt. Der Schriftsteller kann nämlich

A) Unterrichten und belehren. Dahin gehören:
a) der Geschäfts-Styl,
b) der Geschichts-Styl,
c) der Lehr-Styl.

B) Die Einbildungskraft unterhalten. Dahin gehört
der figürliche oder bildliche Styl.

C) Gemüthsbewegungen erregen, und zwar
a) sanfte; dies giebt den rührenden Styl,
b) starke; dies giebt den pathetischen Styl,
c) erhabene; dies giebt den erhabenen Styl.

D) Ueberreden. Dies giebt
den Rede-Styl.

E) Belustigen; dies giebt
den muntern Styl mit seinen Unterarten bis zu dem Niedrig-Komischen.

F) Die größte Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit erregen; dies giebt
den poetischen Styl.

3) Nach der Form. Dahin gehören:
a) Gespräche,
b) Briefe,
c) Reden.

§. 321.

§. 321. Da aber die beiden ersten Klassen in vielen Fällen sich sehr bequem mit einander verbinden lassen, so stellen wir folgende Eintheilung fest:

Erster Abschnitt. Von den verschiedenen Arten des Styles, in Ansehung der Würde und der Absicht des Schreibenden.

Erste Abtheil. Von der vertraulichen Schreibart.

Zweite Abtheil. Von der mittleren, und deren Unterarten:

a) dem Geschäfts-Style,

b) dem Kanzelley-Style,

c) dem Geschichts-Style,

d) dem Lehr-Style.

Dritte Abtheil. Von dem bildlichen Style.

Vierte Abtheil. Von dem rührenden Style.

Fünfte Abtheil. Von dem höheren, und dessen Unterarten:

a) dem pathetischen,

b) dem erhabenen,

c) dem Rede-Style.

Sechste Abtheil. Von dem komischen Style.

Siebente Abtheil. Von dem poetischen Style.

Zweiter Abschnitt. Von den verschiedenen Arten des Styles in Ansehung der Form.

Erstes Kapitel. Von dem Gespräche.

Zweites Kapitel. Von den Briefen.

Drittes Kapitel. Von der förmlichen Rede.

---

# Erster Abschnitt.

## Von den verschiedenen Arten des Styles, in Ansehung der Würde und der Absicht des Schreibenden.

### Einleitung.

§. 322. Die Würde des Styles besteht in dem Verhältnisse desselben gegen die eigenthümliche Denkungs- und Empfindungsart jeder Klasse von Menschen. Er ist unedel und niedrig, wenn er mit der eigenthümlichen Denkungs- und Empfindungsart der niedern Klassen übereinstimmt; edel aber ist er, wenn er der eigenthümlichen Denkungs- und Empfindungsart der obern Klassen gemäß ist (§. 143.) Nur diese letztere Art des Ausdrucks, oder die absolute Würde (§. 146.) gehört (das Niedrig-Komische ausgenommen) für den Schriftsteller.

§. 323. Der edle Ausdruck aber hat verschiedene Grade, denn jede besondere Gattung des Vortrags erfordert ein anderes Maß der Würde. Dieses Maß richtet sich theils nach Stand und Würde der Person, zu der man redet, und derjenigen, welche selbst redet, theils nach dem Gegenstande, von welchem man spricht, theils aber auch nach der jedesmaligen Absicht des Sprechenden. Dies giebt die relative Würde (§. 146.), auf welche sich die Eintheilung des edlen Styles:

a) in den vertraulichen (populären),
b) in den mittleren und
c) in den höheren

gründet. Die Gränzen lassen sich hier freilich nicht genau angeben, allein man kann doch in jedem einzelnen

Falle bestimmen, ob ein Ausdruck der vertraulichen, mittleren oder höheren Schreibart angemessen ist.

Anm. Diese Eintheilung ist schon sehr alt, und bis jetzt noch immer eine der vorzüglichern. Die Römischen Rhetoren hatten ein genus dicendi tenue, mediocre, sublime.

## Erste Abtheilung.

### Vertrauliche Schreibart.

§. 324. Die vertrauliche Schreibart (welche wir zur Vermeidung der Zweideutigkeit nicht die niedere nennen wollen) ist eine Art des Ausdrucks, welche Liebe und Wohlwollen einflößt. Da sie eine gewisse Gleichheit voraussetzt, so gehört sie besonders für den gesellschaftlichen Umgang unter Freunden, und für solche Schriftwerke, in denen man sich in das Verhältniß eines Freundes vom Leser setzen darf, oder sich zu den Fähigkeiten Anderer herablassen, und seine Ueberlegenheit verbergen will. Sie befreit daher auch von manchem Zwange, welchen die ernste Würde in andern Verhältnissen erfordert.

§. 325. Hieraus erhellet zugleich, daß der vertrauliche Styl seine Grade hat, die theils nach dem Gegenstande, von welchem, theils von der Person, zu welcher man spricht, und theils nach der Stärke oder Schwäche des Vertrauens, welches man erwecken will, bestimmt werden müssen. Ohne uns indessen dabei aufzuhalten, berühren wir nur im Allgemeinen, welche Arten der Vorstellungen, der einzelnen Ausdrücke, des Redebaues und Schmuckes die vertrauliche Schreibart verstattet.

§. 326. Was die Vorstellungsart betrifft, so zeigt die vertrauliche Schreibart die Gegenstände in demjenigen Lichte, in welchem sie Wohlwollen und Vertrauen erwecken können. Sie wählt also gern solche Gegenstände, welche schon von Natur eine gewisse Kleinheit und mindere Wichtigkeit haben. Steht aber die Wahl nicht bei ihr, und sind ihre Gegenstände erhaben und wichtig, so zeigt sie an ihnen nur diejenigen Seiten, welche theils den gemeinen Fähigkeiten einleuchten, theils Gefallen und Vertrauen erregen.

Anm. Beispiele dazu findet man in Menge in den Kinderschriften eines Salzmann, Campe, Rochow ꝛc. ꝛc.

§. 327. In Rücksicht der einzelnen Ausdrücke und Formen erlaubt sich der vertrauliche Styl alles, was für die höhere Schreibart zu gemein, aber darum doch nicht niedrig und unedel ist. Eine genaue Gränzlinie läßt sich hier unmöglich ziehen; allein, da der Charakter der vertraulichen Schreibart Vertrauen, leichte Faßlichkeit und kleinliche Beschaffenheit der Begriffe ist, so werden die Wörter und Formen, deren sie sich erlauben darf, leicht zu bestimmen seyn.

Beisp. Artig für gesittet; kriegen für bekommen; Backe f. Wange; Geige f. Violine; Mäulchen f. Kuß; Hausehre f. Hausfrau; böse werden; einen Bock machen; unser einer; ein Freyer; fuchteln; gaffen; Abendsegen, Morgensegen; garstig; Gaudieb; groß oder dicke thun; mucken, mausen; knickern; prellen; einen Schuß haben; viele Diminutiva auf chen: Knäbchen, Sächelchen; leichte Zusammenziehungen: am, im, aufs; aber nicht ausm, aufm, und leichte Ellipsen: habs gehört; kanns nicht glauben; sollst nicht mehr weinen, armes Kind.

§. 328. In Ansehung des Baues und der Ver-

bindung der Rede bemerken wir, daß der vertrauliche Styl alles Künstliche und Abgemessene verbietet. Er liebt eine gewisse Nachlässigkeit in dem Baue der Sätze, und meidet lange Perioden, die für seinen Ton zu feierlich sind; allein er verträgt auch nicht das Unzusammenhängende und Abgebrochene, sondern verstattet im Gegentheile leichte Abschweifungen und eine gewisse Ausführlichkeit.

Anm. Vortreffliche Beispiele hierzu findet man besonders in Engels Philosoph für die Welt, in den Erzählungen: Tobias Witt und Elisabeth Hill.

§. 329. Was endlich den Schmuck des vertraulichen Styles betrifft, so wählt er aus der Menge der Figuren nur diejenigen, welche so leicht, vertraulich und nachlässig sind, als sein ganzer Ton. Vorzüglich gehören dahin die Formen des gesellschaftlichen Lebens, und die Figuren des Witzes bis auf das edle Komische, besonders, wenn der Schriftsteller zunächst gefallen und belustigen will, weil er sich alsdann in einem Gemüthszustande befindet, der dem Witze am angemessensten ist.

§. 330. Die allgemeinen Eigenschaften des schönen Styles, Sprachreinigkeit, Richtigkeit, Klarheit und Deutlichkeit, Präcision, Lebhaftigkeit und Einheit, müssen im vertraulichen Style eben sowohl beobachtet werden, als in den übrigen Schreibarten. Es ist daher ganz falsch, wenn man glaubt, daß diese Styl-Art sich darüber hinaussetzen könne. Sie unterscheidet sich ja von den übrigen nicht in der absoluten, sondern bloß in der relativen Würde, und darf sich also auch keine Sprachfehler, Barbarismen, oder andere Sünden gegen die allgemeinen Eigenschaften des schönen Styles zu Schulden kommen lassen. Was besonders die Richtigkeit betrifft, so muß der Schriftsteller aus der Sprache, wie der Künstler aus

der Natur, nur das wirklich Gute und Schöne herausheben; sein Ausdruck muß die Natur nachahmen, aber nicht die rohe Natur selbst seyn. Eben so wenig darf er gegen die Klarheit, Präcision, Einheit und Lebhaftigkeit verstoßen, wenn er gefallen, und den Charakter seiner Schreibart bis zu Ende behaupten will.

Beisp. Fehlerhaft ist z. B. die Trennung der relativen Partikeln: da können sie nichts vor; da wird nichts draus; es hilft nichts vor.

§. 331. Die Fehler, welche aus der Vernachlässigung dieser Regel entstehen, sind so vielfach, als die Eigenschaften selbst, gegen welche der Schriftsteller verstoßen kann. Fehlt es seinem vertraulichen Style an Lebhaftigkeit, so wird er matt, trocken, langweilig. Fehlt es ihm an der absoluten Würde, so wird er platt, trivial und niedrig. † Haben die Vorstellungen selbst, welche Vertrauen erwecken sollen, kein Interesse, so wird der Styl tändelhaft, kindisch und läppisch. ††

Z. B. † „Sich das Baß von den Fingern melken.“ — Folgende Stelle aus dem Aufsatze eines Bürgers in der Berlinischen Monatsschrift, ist von der platten, trivialen und niedrigen Art: „Ich will nun heute meinen besten Rock anziehen, und zum Königsschießen hinausgehen, und will losknallen, daß unsere Weiber und Töchter vor Schrecken kreischen sollen, und unsere Jungens sich freuen, auch erst eine Flinte abzudrücken. Gott segne den König, und er soll heute Mittag hoch leben.“

†† Raffs Naturgeschichte und Geographie, Campe's Robinson und andere enthalten reichliche Belege zum kindischen und läppischen Style. Hier nur ein Pröbchen aus Raffs Geographie: „Sechszehn Königreiche, und

doch nur eilf Könige? Wie geht denn das zu? Ganz natürlich. Besinnt euch einmal, wie es wohl zugehen möge! Ach, nun fällt mirs bei! Es haben vielleicht einige Könige zwei Königreiche zusammen? Richtig, so ist es."

## Zweite Abtheilung.

### Mittlere Schreibart.

§. 332. Der mittlere Styl steht zwischen dem vertraulichen und höheren in der Mitte, und hat eben daher auch seine Benennung. Er stellt also die Gegenstände weder von der angenehmsten und kleinlichsten Seite dar, nach welcher sie Wohlwollen und Vertrauen erregen, noch von derjenigen Seite, welche Bewunderung und Ehrfurcht erweckt. Seine Absicht geht vielmehr dahin, Geschäfte des bürgerlichen Lebens abzuhandeln, oder über geschehene wahre Begebenheiten zu unterrichten, und den Verstand von einer Wahrheit zu überzeugen. Er hat es also bloß mit dem Verstande zu thun, und zeigt darum auch die Gegenstände, wie sie wirklich sind, oder wie sie der ruhigen Betrachtung erscheinen.

§. 333. Hieraus geht zugleich hervor, daß der dieser Schreibart eigene Grad der Würde über den vorigen vertraulichen sich erheben, dem folgenden höheren aber nachstehen muß. Hat sie den Zweck, den Verstand zu belehren und zu überzeugen, so muß auch der Leser aus dem Ausdrucke empfinden, sowohl daß es dem Schreibenden mit dem, was er sagt, ein wahrer Ernst ist, als auch, daß sein Vortrag Wahrheit enthält. Ersteres wird durch Ernst und Anstand des Ausdrucks befördert, letzteres durch Vermeidung alles dessen, was stark auf die unteren Seelenkräfte wirken kann.

§. 334. In Rücksicht der Würde dieser Schreibart bemerken wir nur im Allgemeinen, daß Alles zu ihrem Gebiete gehört, was nicht bloß der vertraulichen und der höheren Schreibart eigen ist. Sie wählt also weder solche Wörter, welche die Begriffe mit einer gewissen Größe oder auf eine ungewöhnliche Art ausdrücken, noch solche, welche sie mit kleinlichen Nebenbegriffen darstellen. Nur die, welche die Sache auf eine edle Art zeigen, wie sie ist, sind ihrem Charakter angemessen.

Beisp. Die vertrauliche Schreibart spricht von einem Gaule, die mittlere von einem Pferde und die höhere von einem Rosse. Jene läßt uns einen Gegenstand begucken, die andere läßt ihn besehen, und die letztere erfordert, ihn zu beschauen. In den übrigen Fällen, wo nur ein einziger Ausdruck für einen Begriff vorhanden ist, paßt derselbe auch für alle Schreibarten.

§. 335. Die allgemeinen Eigenschaften eines schönen Styles dürfen, wie überhaupt, auch in der mittleren Schreibart nicht verletzt werden. Besonders nöthig aber sind ihr Klarheit, Präcision und edle Einfalt. Sie hat es mit dem Verstande zu thun, und muß daher so viel Licht, als möglich ist, über ihre Vorstellungen zu verbreiten suchen, so wie ihr denn auch, da sie wenig Lebhaftigkeit verstattet, Präcision und edle Einfalt um so nöthiger sind, damit der Mangel der Lebhaftigkeit einigermaßen ersetzt werde.

§. 336. Das Feld des vertraulichen Styles sind theils Geschäfte aller Art, theils die wahre Geschichte, theils unterrichtende und beweisende Aufsätze, theils endlich auch solche Reden, welche mehr Unterricht und Ueberzeugung als Rührung bezwecken. Daher theilt sich der mittlere Styl in den Geschäfts-Styl, Geschichts-Styl und Lehr-Styl.

# Erstes Kapitel.

## Von dem Geschäffts-Style.

§. 337. Geschäfte sind nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, dem wir hier folgen, solche Aeußerungen menschlicher Angelegenheiten, die unter einer Art von Pflicht und Nothwendigkeit stehen. Wir theilen sie in Privat- und öffentliche Geschäffte. Da wir von der Schreibart für jene noch weiter unten bei den Briefen sprechen werden, so bemerken wir hier nur im Allgemeinen, daß sie nicht nur die höchste Klarheit, Deutlichkeit und Präcision erfordert, sondern auch schmucklose und ungekünstelte Einfalt.

§. 338. Die öffentlichen Geschäffte betreffen Angelegenheiten des Staates, der Obrigkeit und der Unterthanen, und werden von den Kanzelleien und Curien betrieben. Daher heißt der Styl der Geschäffte Kanzellei- oder Curial-Styl. Dieser theilt sich wieder nach dem Unterschiede der Geschäffte in den Hof- und Gerichts-Styl. Zu jenem gehören sowohl die Verhandlungen zwischen den verschiedenen Staaten selbst, als auch zwischen der Regierung und ihren Unterthanen; † zu diesem alle Verhandlungen der Kollegien unter sich, so wie alle Angelegenheiten der Glieder eines Staates sowohl vor als außer Gericht. †† Beide Arten haben vieles mit einander gemein, weichen aber auch in manchen Stücken von einander ab.

Anm. † Dahin: Manifeste, Memoiren, Friedensschlüsse, Handelsverträge, Protestationen, Verordnungen, Patente, Privilegien, Begnadigungen, Rescripte, Kabinetsbefehle, so wie Bittschriften, Beschwerden, Berichte, Gutachten, Vorschläge der Unterthanen ꝛc. ꝛc.

†† Dahin: Citationen, Protocolle, Decrete, Sentenzen, Rescripte, Steckbriefe, Klageschriften, Anfragen, Pässe, Bescheinigungen, Punctationen, Contracte aller Art, Scheine, Quitungen ꝛc. ꝛc.

§. 339. Von den allgemeinen Eigenschaften der schönen Schreibart erfordert der Kanzellei-Styl besonders

1) **Würde und Ernst.** Sowohl der Hof- als Gerichts-Styl behandelt Gegenstände, die nicht nur wegen des Standes der unterhandelnden Personen, welche sie betreffen, sondern auch wegen ihres Einflusses auf das Wohl der einzelnen Glieder des Staates von großer Wichtigkeit sind. Ueberdies haben diese Geschäffte eine Art von Publicität, die ihnen ein gewisses feierliches Ansehen giebt, daher auch die Schreibart ein vorzügliches Maß von ernster Würde erfordert.

2) **Deutlichkeit und Bestimmtheit.** Diese Eigenschaften gehen schon von selbst aus der Wichtigkeit der verhandelten Gegenstände hervor, indem alles, was schwankend und zweideutig ausgedruckt ist, die nachtheiligsten Mißverständnisse und die langwierigsten Streitigkeiten verursachen kann. Die Erfahrung giebt dazu reichliche Belege, und zeigt, daß der Kanzellei-Styl von je an ein fruchtbares Feld für die Chicane gewesen ist.

3) **Kürze und Präcision.** Da diese Eigenschaften so sehr die Verständlichkeit befördern, so sind sie für den Kanzellei-Styl besonders nöthig, indem hier wegen der an Verstandeskräften so ungleichen Personen der höchste Grad der Faßlichkeit und Begreiflichkeit erfordert wird. Sie werden dadurch erreicht, daß man die Hauptbegriffe so nahe als möglich zusammenrückt, alles Zweckwidrige, z. B. die Häufung gleich-

bedeutender Ausdrücke, zu entfernen sucht, und überhaupt alle Sorgfalt im Bau der Perioden beobachtet.

§. 340. Außerdem aber erfordert der Kanzellei-Styl noch besonders die Beobachtung der einmal hergebrachten, bekannten Formen und Ausdrücke. Man benennt dies mit dem Französischen Worte Courtoisie. Diese besteht zwar zunächst in den Titeln und andern Zeichen der Ehrerbietung und Höflichkeit, aber auch in den veralteten Ausdrücken, Latinismen und Kunstwörtern, kurz in der technischen Sprache, welche die Rechtslehre so gut wie jede andere Wissenschaft hat. Die Gründe, warum diese hergebrachten Formen und Ausdrücke der Hauptsache nach geschützt werden müssen, liegen theils in Verhältnissen zwischen Staaten und Staaten, Personen und Personen, theils in der allgemeinen Verständlichkeit und bündigen Kürze.

Beisp. der Courtoisie: einen Beweis führen; es von ihnen gewärtigen; es ihnen auferlegen; wir sprechen; wir erachten; wir erkennen; von Rechtswegen.

§. 341. Eben deswegen muß der Kanzellei-Styl auch mit dem Gebrauch neuer Wörter und Formen sehr behutsam seyn, oder mit andern Worten, er muß alles Neologische zu vermeiden suchen. In allen übrigen Arten des Styles ist der Schriftsteller verbunden, den Veränderungen der Sprache, wenn sie wirkliche Verbesserungen sind, zu folgen; allein der Kanzellei-Styl darf dies nur sehr von weitem und nur nach und nach thun, weil diese Neuheit sehr leicht der Bestimmtheit und Deutlichkeit schaden, und wider den feierlichen Ernst dieser Schreibart streiten könnte. Man muß ihr daher lieber einige Archaismen zu Gute halten, und solche als Kunstwörter gelten lassen, wenn sie nur nicht darin zu

weit geht, und aus bloßer Liebe zum Alten das bessere Neue verachtet.

§. 342. Beurtheilen wir nun den gewöhnlichen Kanzellei-Styl nach den so eben gegebenen Regeln, so finden wir, daß er gar sehr davon abweicht; denn

1) Hat er eine Menge von alten Oberdeutschen Wörtern, Formen und Verbindungsarten, die geschmacklos sind und die Deutlichkeit verhindern.

Z. B. Deube für Diebstahl; benahmsen f. benennen; vermittelst Eides erhalten f. erhärten.

2) Ist er ohne Noth mit Latinismen bis zum Ekel überladen.

3) Hat er eine unerträgliche Weitschweifigkeit, da er Synonimen auf Synonimen häuft, welche die Uebersicht des Ganzen hindern, und statt Misdeutungen vorzubeugen, den Verstand nur verwirren.

Z. B. Jegliches zu seinem Antheile und pro rata; die Kosten gegen einander compensiren und aufheben; dahin verweisen und remittiren.

4) hat er ungeheuere verworrene Perioden, von denen oft eine einzige mehrere Seiten und Blätter einnimmt, so daß der Verstand, wenn nicht ganz dadurch verdunkelt, doch sehr erschwert wird.

Beisp. Zum Beweise, welche schlechte Produkte der Kanzellei-Styl noch hervorbringt, mögen hier ein Paar Beispiele stehen, von denen das erste aus einem Formularbuche, das andere aus Hommels Deutschen Flavius entlehnt ist. Wir wollen das erstere mit einigen Verbesserungen begleiten.

Formular einer Vollmacht: „Ich Endesunterschriebener vor mich, meine Erben und Erbnehmen gebe hiermit, nebst meinem Herrn *Curatore*, ingleichen mit *Consens* (Einwilligung) und Genehm-

haltung meines bestätigten Herrn *Curatoris* —— völlige Macht und Gewalt, daß er in Schuldsachen meiner *contra* (wider) Herrn —— an meiner Statt vor allen und jeden Gerichten, da es nöthig, erscheine, Klage erhebe, ändere, zum Theil oder ganz fallen lasse, und neue anstelle, Beweis und Gegenbeweis führe, Zeugen und *Documente producire* (beibringe), jene zu vereiden und abzuhören bitte, oder auch fallen lasse, und andere *denominire* (ernenne), ihnen die Pflicht (den Eid) erlasse, diese aber zu *recognosciren* (anzuerkennen) vorlege, oder auch deren *Edition* (Darlegung) oder *Recognition* (Anerkennung) suche, *reproducta documenta recognoscire* (die von dem Gegentheile beigebrachten schriftlichen Urkunden anerkenne) oder *ad jurato diffitendum* (zu der eidlichen Verläugnung) wie auch *ad comparationem litterarum* (zu der Vergleichung der Schrift) mich anerbiethe, *Juramenta de- et referire*, (Eide zuschiebe und zurückschiebe), *acceptire* (annehme), *ad jurandum* mich *offerire* (zum Eide mich darbiete), oder das Gewissen mit Beweis vertrete, *juramenta revocire* (Eide widerrufe), *remittire* (nachlasse) oder fallen lasse," und wie dieser Wust weiter heißt.

Ein Urtheil: „Als dieselben uns die Acten, nebst einer Frage zugeschickt, demnach erachten wir, daraus zu befinden, daß Cajus eidlich zu erhalten, und daß er, von wem, und auf wessen Anstiften in die Semmel und Milch, von welcher am 25sten Februar Titius gegessen, etwas, so einem Menschen an seinem Leben, Gemüthskräften oder an seiner Gesundheit schaden könne, gemenget worden, auch worinnen das Schädliche, so man in gedachte Semmel und Milch gethan, bestanden habe, nicht anzuzeigen wisse, zu schwören schuldig."

Wer kann solche Ausdrücke und Verbindungsarten auch nur erträglich finden!

§. 343. Diese Barbarei des Kanzellei-, besonders aber des Gerichts-Styles, hat der Deutsche mit fast allen Nationen gemein, so daß auch die gebildetsten Völker nicht davon ausgenommen sind. Die Ursachen dieser so allgemeinen Mängel liegen zwar wohl mit darin, daß man durch eine Veränderung zugleich der Würde und Bestimmtheit des Ausdrucks zu schaden glaubte, aber weit mehr als dies haben Gewohnheit, Unwissenheit, Bequemlichkeit nud schlechter Geschmack der Concipienten Antheil daran, wie man denn überhaupt hergebrachte Formen, selbst bei einer bessern Ueberzeugung, aus einer gewissen Anhänglichkeit und Gewohnheit, immer gern zu erhalten sucht.

---

# Zweites Kapitel.

## Von dem historischen oder Geschichts-Style.

§. 344. Die Geschichte erzählt Begebenheiten und Handlungen, die entweder wirklich vorgefallen sind, oder doch hätten vorfallen können. Sie theilt sich daher in die wahre und in die erdichtete Geschichte, und da beide Absichten nicht ganz einerlei sind, so zerfällt auch ihr Styl in den Styl der wahren und der erdichteten Geschichte.

### I. Styl der wahren Geschichte.

§. 345. Die wahre Geschichte, welche ihren Stoff theils aus dem Reiche der Natur, theils aus den bürgerlichen Verhältnissen, theils aus der kirchlichen Verfassung, theils aus dem Gebiete der Wissenschaften

hernimmt, erzählt Begebenheiten, welche wirklich vorgefallen sind. Sie muß daher nicht nur treu erzählen, d. h. so wie sich die Begebenheiten ereignet haben, sondern auch genau, d. h. mit allen zur jedesmaligen Absicht gehörigen Umständen, womit sie begleitet gewesen sind. Der Hauptcharakter des historischen Styles ist also Wahrheit.

§. 346. Die für jede Stylart nothwendigen allgemeinen Eigenschaften der Sprachrichtigkeit und Reinheit behaupten auch in der historischen Schreibart ihre Rechte. Ein großer Theil ihrer Schönheit beruht auf Präcision, Simplicität und edle Einfalt. Besonders aber erfordert der Charakter der Wahrheit

1) **Klarheit und Deutlichkeit**, damit der Leser nicht den natürlichen Gang der Begebenheiten aus dem Gesichte verliere, oder gar durch Zweideutigkeit des Ausdrucks, und unrichtigen Gebrauch der relativen Fürwörter (der, welcher, sein rc. rc.) in Ungewißheit gelassen werde. Es gehört auch hieher der richtige Gebrauch der Temporum, damit man in Ansehung der Zeit, in welcher die Begebenheiten vorfielen, nicht ungewiß sey.

2) **Ernst und Würde.** Die Einmischung lustiger Umstände, komischer und niedriger Züge, beleidigt nicht nur die Würde des Geschichts-Styles, sondern entstellt auch den Zusammenhang ernsthafter Begebenheiten, und wird dadurch der Wahrheit nachtheilig. Eben so werden Würde und Wahrheit durch die übertriebene Beobachtung der Courtoisie oder der sogenannten Curialien † verletzt, indem der Geschichtschreiber sich dadurch als einen kriechenden Höfling zeigt, in dessen Händen die Wahrheit sehr schlecht aufgehoben ist.

Beisp. † Manche Geschichtsbücher strotzen von Excellen-

zen, Durchlauchten, Gnaden, und allerlei Titeln, selbst wenn die Rede von Verstorbenen ist.

§. 347. Eben dieser Charakter der Wahrheit verbietet denn auch allen gesuchten Schmuck und alle starken Figuren. Diese setzen eine erhitzte Einbildungskraft oder starke Gemüthsbewegungen voraus, welche nicht nur den Verdacht erregen, daß der Schriftsteller selbst einen Theil der Wahrheit zu Gunsten seiner lebhaften Schreibart aufgeopfert habe, sondern die auch das ruhige Nachdenken des Verstandes bei dem Leser selbst verhindern, indem sie auf die untern Seelenkräfte wirken, und da Leidenschaften erregen, wo bloß Belehrung und Unterricht statt finden sollten. Daher ist der historische Styl eben kein fruchtbares Feld für die Lebhaftigkeit, und der Geschichtsschreiber muß, wenn er nicht fürchten will, die Wahrheit zu verletzen, alle anschauliche Schilderungen, Deklamationen und künstliche Zierrathen sorgfältig vermeiden.

Anm. Zu dem unerlaubten Schmuck gehört auch der Gebrauch des Präsentis anstatt des Imperfekts, welches im Deutschen das historische Tempus genannt wird. Da dieses sehr leicht den Zeitpunkt einer Begebenheit verrücken kann, und Täuschung hervorbringt, so sieht man leicht, daß es in der wahren Geschichte in den meisten Fällen sehr zur Unzeit angebracht ist.

Beisp. In einer Geschichte der Kreutzzüge kommt folgende Stelle vor: „Jerusalem! Nun dringen mehrere Christenhelden in deine Mauern ein! Gaston von Bearn, Hugo von St. Paul u. s. w. ihr wäret unter den muthvollen Rittern, welche das Stephansthor einrennten, und den übrigen Kriegern einen freien Weg eröffneten. Wie sie hinein drungen! Wie die Luft von dem Siegesgeschrei wiedertönte: Gott will es haben! — Die Oeffnung war für die große Menge zu klein;

viele erstickten; die Pferde scheuten, sie richteten Unordnung an; das Gewühl — beschreib es wer da will — es war kreutzfahrerisch u. s. w."

Noch ein Beispiel aus demselben Geschichtsschreiber: „Da (in der Geschichte der Kreutzzüge) findet der unbefangene Prüfer Handlungen, die ihm Berichte vom Protokolle des Menschenthuns in einem halben Jahrtausende aufwägen. Reines Christenblut, in Einfalt des Glaubens und der Schwärmerei hingegossen, wie Bäche, für Knochen- und Kreutzes-Reliquien; zusammengeraffte Fürstenmacht — — gegen das dreimal zerstörte Jerusalem; Chalifen, Herrn auf Kanzel und Thron, wie Patriarch, Pabst und Dalailama, Gebieter über muthige Krieger, denen es auch, wie dem Volke Kanaans und der Heerde Christi, Religionsgesetz war, im Blute der Feinde das unaufhaltsame Schwert zu röthen; niedergestürzte Thronen, und neue Reiche auf den Trümmern der hingesunkenen errichtet; Hinsterben der edelsten Geschlechter, des Kerns der Söhne von Deutschland, die vor den Mauern Jerusalems ihre Thatkraft verspützten — — — Dies sind die Früchte der heiligen Kriege, und sinds nicht alle! Jerusalem, gieb deine Todten wieder! — rc. rc."

§. 348. Indessen ist dem Style der wahren Geschichte so wenig aller Schmuck der Lebhaftigkeit untersagt, daß die einschläfernde Trockenheit vielmehr ein großer Fehler desselben ist; allein er muß sich mit dem leichteren Schmucke begnügen, und unter der Zahl der Figuren nur die schwächern und gefälligern (die Metonymie, Synecdoche, Metapher, das unterrichtende, erläuternde Gleichniß, die Vergleichung, Antithese, die Umschreibung, das Beispiel und einige andere) für sich auswählen, die jedoch ebenfalls nur sparsam und an den schicklichsten und unschädlichsten Orten gebraucht werden müssen. Am besten ist es, wenn die Kraft der Ge-

schichtserzählung und die Wirkung derselben auf unser Vorstellungs- und Empfindungs-Vermögen, in dem Gegenstande selbst liegen, und aus ihm herausgehen.

Beisp. Der Lebhaftigkeit Vereinzelung des Allgemeinen: „Unter diesen grausamen Bedrückungen (zu Rom) entsank Vätern und Söhnen der unruhige Muth, mit welchem sie sich sonst zum Kriege zu melden pflegten, indem sie kein Vaterland mehr hatten, und nicht mehr für die Gräber ihrer Vorfahren, für die Altäre ihrer Hausgötter und für die Heiligthümer ihrer Familien, sondern für die Ueppigkeit einer kleinen Anzahl von Tyrannen fochten.“ Meiners.

Schwächere Art des Gleichnisses: „Um Friedrichs (Königs von Dännemark) Thron drängte sich ein zufriednes, frohlockendes Volk; es umringte ihn, wie in dem ersten Alter der Welt eine Familie ihren Vater umringte.“ Sturz.

§. 349. Um so mehr muß sich der Geschichts-Styl, da ihm die starken und hervorstechenden Figuren abgehen, durch die strengste Beobachtung des Wohlklanges, durch einen sorgfältigen Periodenbau und einen angenehmen Numerus auszeichnen. Alle langen oratorischen und künstlich verflochtenen Perioden fallen also hier weg, oder müssen doch wenigstens nur sparsam angebracht werden.

§. 350. Zuweilen darf auch der Geschichtsschreiber seine Erzählungen durch eingestreute Maximen und Reflexionen unterbrechen, und aus dem historischen in den didaktischen Vortrag übergehen. Da aber das Ganze so angelegt und ausgeführt seyn muß, daß sich diese Betrachtungen dem Leser von selbst darbieten, so dürfen sie auch nur zuweilen und nur da angebracht seyn, wo der Leser sich solche selbst vielleicht nicht herleiten möchte.

§. 351. Diese allgemeinen Vorschriften für den historischen Styl leiden indessen einige Abänderungen, besonders in Ansehung der Lebhaftigkeit, wenn wir auf die Gegenstände sehen, welche die Geschichte behandelt, und auf die verschiedene Art ihrer Darstellung. Die wahre Geschichte wird nämlich in Werken von verschiedener Gattung erzählt. Wir rechnen dahin 1) Geschichtsbücher. 2) Lebensbeschreibungen. 3) Charaktere.

§. 352. 1) Was die eigentlichen Geschichtsbücher betrifft, worin wahre Begebenheiten mit einer zusammenhängenden Vollständigkeit nach einer allgemeinen Absicht erzählt werden, so theilen sich diese entweder a) in kurz gefaßte, zum Unterricht bestimmte Schriften (Lehrbücher, Compendia), oder b) in ausführlichere Behandlungen der Geschichte, theils nach ihrem ganzen Umfange, theils nach einzelnen Theilen und Abschnitten. Die Lehrbücher verstatten die wenigste Lebhaftigkeit, obgleich auch hier durch manche glücklich angebrachte Nebenzüge die Trockenheit vermieden werden kann. Ihr größtes Verdienst aber bleibt immer eine gute Auswahl und Stellung der Begebenheiten, so wie Reinigkeit und Klarheit des Ausdruckes. Die ausführlicheren Geschichtsbücher sind das eigentliche Feld des historischen Styles, wo der Geschichtsschreiber sich in seiner ganzen Größe zeigen kann. Hier gilt alles das, was in den vorigen §§ gesagt worden ist.

Anmerk. Hieher lassen sich auch die Reisebeschreibungen (deren Hr. Adelung nicht gedenkt) rechnen. Sie haben die Merkwürdigkeiten einer Reise zum Gegenstande, und sind entweder vermischten Inhaltes, oder schränken sich bloß auf Bemerkungen und Beobachtungen aus einem einzigen Fache, z. B. der Physik, Oeko-

nomie u. s. w. ein. Die von der erstern Art erlauben, wegen der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, einen abwechselnden Ton, und oft ein ziemliches Maß von Lebhaftigkeit, da der Schriftsteller hier als Augenzeuge auftritt, oder wohl gar bei den beschriebenen Vorfällen selbst interessirt gewesen ist. Auch können in solchen Werken lange politische, moralische, ökonomische, physikalische und andere eingeschaltete Betrachtungen ihren Platz finden.

§. 353. 2) Lebensbeschreibungen (Biographien) haben die Geschichte einzelner Menschen, ihre Handlungen und Schicksale, oft auch die Schilderung ihres Charakters zum Gegenstande. Sie haben also auch nur selten den Grad der feierlichen Würde, welchen ein ganzes Volk oder ein Staat hat, daher der Biograph hier seinen Ton etwas herabstimmen kann. Ueberdies enthält eine Lebensbeschreibung kleinere und unwichtigere Umstände, als eine andere Geschichte, und verstattet daher auch mehr Schmuck und einen höheren Grad der Lebhaftigkeit. Da aber diese Schreibart besonders das Gepräge der Unpartheilichkeit an sich tragen muß, so wird man sich auch sehr sorgfältig vor dem panegyrischen Tone zu hüten haben, in den man leicht fällt, wenn man für seinen Helden erwärmt wird, der aber unfehlbar den Schriftsteller von der Wahrheit ableitet, und den Leser mit Verdacht gegen ihn erfüllt. Die sogenannten Eloges sind daher keine Lebensbeschreibungen, da, wie schon ihr Name sagt, das Lob ihr einziger und höchster Gesichtspunkt ist, und wir können sie also auch nur als Bastarde der wahren Geschichte und des Romans betrachten.

§. 354. 3) Charaktere, sowohl einzelner Individuen, als auch einer ganzen sittlichen Menschengattung,

können entweder mit der Geschichte verwebt, oder auch als eigene Produkte dieser Art aufgestellt werden. Sie sind Schilderungen der herrschenden Neigungen, Leidenschaften, Fertigkeiten, und aller Bestimmungen, welche die eigenthümliche sittliche Beschaffenheit eines Menschen ausmachen. Da hier die Beweggründe menschlicher Handlungen aufgesucht und entwickelt werden müssen, so gehört dazu, außer einer großen Menschenkenntniß und einem scharfsinnigen Beobachtungsgeiste, auch genaue Bekanntschaft mit dem Subjekte, das geschildert werden soll, mit den Nebenumständen, Verhältnissen, dem Alter, Stand und der Erziehung, also viel Kunst und eine gute Gabe einer deutlichen, kurzen und bestimmten Zeichnung, damit kein Hauptzug verfehlt oder die Person in ein falsches Licht gestellt werde. So weit es der Wahrheit unbeschadet geschehen kann, darf man sich in solchen Schilderungen auch eine größere Lebhaftigkeit erlauben, da hier der Gegenstand noch individueller ist, als bei der Lebensbeschreibung.

Anm. 1) Die Charakterschilderungen können ernst, erhaben, sanft und komisch seyn, je nachdem der Gegenstand es zuläßt. Darnach richtet sich denn natürlich die Würde des Styles In Theophrast's Charakteren findet man mehrere sehr glückliche komische Schilderungen.

Anm. 2) Es lassen sich hieher auch die Anekdoten rechnen, in so fern sie einzelne Charakterzüge betreffen. Sie erfordern besonders Präcision, edle Simplicität der Darstellung und sparsam vertheilten Schmuck.

## II. Styl der erdichteten Geschichte.

§. 355. Die erdichtete Geschichte erzählt nicht Handlungen und Begebenheiten, welche wirklich vorgefallen sind, sondern welche nur hätten vorfallen können. Wir fordern also von ihr auch nicht die strenge Wahrheit, wel-

che den Charakter der wahren Geschichte ausmacht; aber sie muß sich dennoch an die Wahrheit, wenn gleich nur an die poetische und idealische halten, oder die erdichteten Handlungen müssen so erfunden und gestellt seyn, daß sie unter den Umständen sich wirklich so hätten zutragen können. Der Charakter der erdichteten Geschichte ist also die Wahrscheinlichkeit.

§. 356. Hieraus geht zugleich der Unterschied in der Schreibart für beide hervor. Der Styl der wahren Geschichte hat es zunächst und unmittelbar mit dem Verstande zu thun; er darf also die untern Seelenkräfte nur schwach, und in so fern beschäfftigen, als jener nicht dadurch gehindert wird, die Wahrheit zu erkennen. Bei der erdichteten Geschichte dagegen gewinnt die Wahrscheinlichkeit sehr oft durch die Mitwirkung der untern Kräfte, besonders der Phantasie und der Empfindungen, daher ihr Styl auch weit mehr Schmuck und Mahlerei verträgt, also so viel Lebhaftigkeit, als nur immer mit der Wahrscheinlichkeit bestehen kann.

§. 357. Die Produkte der erdichteten Geschichte sind entweder Romane oder Erzählungen.

1) Roman nennen wir jede ausführliche Erzählung erdichteter Begebenheiten einzelner Menschen oder ganzer Familien. Je nachdem sein Inhalt ernsthaft, komisch oder vermischt ist, wird auch die herrschende Schreibart der erdichteten Geschichte näher bestimmt und modificirt, wozu auch die Form des Romans, die nicht immer die erzählende, sondern oft auch die dialogische oder auch die Briefform ist, das Ihrige beiträgt.

Anm. Wir haben das Wort Roman zunächst aus dem Französ. Roman entlehnt, welches dieselbe Bedeutung hat. Sein Ursprung ist jetzt nicht mehr ungewiß. In den mittlern Zeiten wurde in dem ganzen westli-

chen, von den Römern ehedem unterjochten Europa, die aus dem gemeinen Latein entstandene Landessprache Romana lingua, und im Französ. Romance, Romans, Roman genannt, da sie denn der eigentlichen Lateinischen Sprache entgegengesetzt wurde. Als nun im eilften Jahrhunderte die Troubadours, eine Art von Geschichtserzählern und Barden in der Provence, wider alle Gewohnheit der damaligen Schriftsteller, in dieser Sprache ihre wunderbaren Helden- und Liebesgeschichten zu schreiben und zu dichten anfingen, so erhielten ihre Dichtungen den Namen Roman, Romans, Romanze; und diese Benennung blieb auch in der Folge für alle erdichteten Geschichten dieser Art.

2) Erzählungen schlechtweg, sind kürzere erdichtete Geschichten, die entweder in den vertraulichen Styl übergehen, oder komisch sind, und ihren Schmuck aus dem Gebiete des Lächerlichen nehmen.

---

# Drittes Kapitel.

## Von dem Lehr-Style.

§. 358. Der didaktische, dogmatische oder Lehr-Styl hat es mit dem Vortrage, der Erklärung, dem Beweise und der Anwendung allgemeiner theoretischer oder praktischer Wahrheiten zu thun. Er findet also entweder in Lehrbüchern statt, worin allgemeine Wahrheiten zusammenhängend und in wissenschaftlicher Form vorgetragen werden, oder in Abhandlungen und didaktischen Reden, welche einzelne allgemeine Wahrheiten zum Gegenstande haben. Seine nächste Absicht ist daher Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes, ent-

weder allein, oder nebst diesen zugleich Lenkung des Willens.

§. 359. Daraus folgt, daß er sich der möglichsten Faßlichkeit und Deutlichkeit befleißigen muß, weil der Verstand nicht anders als durch deutliche Begriffe belehrt und überzeugt werden kann. Der Grad dieser Deutlichkeit hängt zwar von den Fähigkeiten derer ab, für welche der Unterricht zunächst bestimmt ist; allein sie erfordert doch in allen Fällen lichtvolle Ordnung, Zusammenhang und Bestimmtheit der Begriffe, so wie eine mit dem Ganzen und der Hauptabsicht verhältnißmäßige Erweiterung und Ausführung jedes einzelnen Theiles, welche die Mittelstraße zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und trockener, unverständlicher Kürze zu halten sucht.

§. 360. In so fern gehört also der Lehr-Styl zu der mittleren Schreibart, welche einen Gegenstand weder von der angenehmsten und kleinlichsten, noch von derjenigen Seite darstellt, wo er Bewunderung und Ehrfurcht erregt.

§. 361. Am passendsten für den Lehrstyl ist die Individualisirung oder die Darstellung einer allgemeinen Wahrheit unter dem Bilde eines einzelnen gemeiniglich erdichteten Falles, worauf sich zugleich die Fabel, die älteste Art des Lehr-Styles, gründet. Dadurch werden die obern und untern Kräfte zugleich und fast in gleichem Grade in Bewegung gesetzt, und thun daher eine desto gewissere Wirkung. Allein, da der Verstand die Ueberzeugung immer desto lieber aufnimmt, je mehr der Schriftsteller von dem steifen Lehrtone abweicht; und da auf der andern Seite mit dem Unterrichte zugleich oft die Anwendung praktischer Wahrheiten verbunden wird, so kann der Lehrstyl nicht nur mit dem vertraulichen,

sondern auch mit dem sanft rührenden und erhabenen sich mischen, welches dann um so nöthiger seyn wird, wenn der Schriftsteller zugleich Lenkung des Willens beabsichtigt.

§. 362. Ueberhaupt aber kann der Lehr-Styl ein größeres Maas der Lebhaftigkeit vertragen, als der historische. Besonders giebt es in Aufsätzen von einiger Ausführlichkeit immer der Zwischenräume genug, wo man dem Verstande einige Ruhepunkte gönnen, und ihn vermittelst der untern Kräfte aufheitern kann. Benutzt der Redner oder Schriftsteller diese Zwischenräume auf eine schickliche Art, und nimmt er besonders die Gelegenheit wahr, wo der Zuhörer oder Leser schon hinlänglich belehrt und von der vorgetragenen Wahrheit überzeugt ist, so kann er sich aller erlaubten Mittel bedienen, auf die Empfindung zu wirken, um dadurch dem Verstande die vorgetragene Wahrheit noch anschaulicher und eindringender zu machen.

§. 363. Man sieht indessen leicht, daß dies weder auf jeden Gegenstand, welchen der Lehr-Styl behandelt, passen, noch unter allen Umständen gleiche Anwendung finden kann. Eine andere Art des Schmuckes und der Lebhaftigkeit fordert der Vortrag theoretischer, eine andere der Vortrag praktischer Wahrheiten. Der Volkslehrer, der seinen Zuhörern eine moralische Wahrheit an das Herz legt, spricht anders, als der Lehrer, der auf dem Katheder einen mathematischen oder philosophischen Satz beweisen will. Der Schriftsteller und Redner muß sich hier durch Klugheit, Umstände und Bedürfnisse bestimmen lassen. Hat er die Natur seines Stoffes, nebst der Absicht, warum er schreibt oder spricht, vor Augen, so wird er sich eben sowohl vor kraftloser Trockenheit, welche einschläfert, als vor überladenem

Schmucke, der die Ueberzeugung verhindert, zu hüten wissen. Er wird also z. B. Wahrheiten, die noch neu, oder ganz aus dem Fache des speculativen Denkens hergenommen sind, in einer einfachern und schmucklosern Kleidung darstellen, als Wahrheiten, die entweder schon bekannter und geläufiger, oder aus dem Gebiete des sinnlichen Denkens entlehnt sind.

Beisp. Einige Beispiele mögen zeigen, bis zu welchem Grade der Lebhaftigkeit sich der didaktische Styl erheben dürfe. Wenn Herr Adelung in der Abhandlung der Deutschen Mundarten auf das Hochdeutsche kommt, so bedient er sich folgender schönen Allegorie: „die verblühete ältere Schwester (die Oberdeutsche Mundart) beneidete Anfangs die jüngere (die Hochdeutsche) wegen ihrer Reitze, und suchte sie aus Verzweifelung durch den Vorwurf der Ketzerei verhaßt zu machen. In guten Stunden vergaß sie zwar diese Grille, und fing sogar an, sich nach ihr zu bilden; allein die böse Laune stellte sich bald wieder ein, und dann behauptete sie wohl in allem Ernst, daß ihre Runzeln, ihre steifen und stelzen Blicke und ihre Archaismen regelmäßiger wären, als die sanftern Reitze des jungen gefälligen Mädchens. Mitunter schrie sie auch über Despotismus und Tyrannei, obgleich das gute Mädchen nichts weniger als despotisch war, und nur der ältern Schwester, wenn ihr die Coquetterie der jüngern Jahre ankam, zuweilen den Spiegel vorhielt, und sie an ihre Falten und verblüheten Reitze erinnerte.“

Eine Stelle voll hoher Empfindung findet sich in Mendelssohns Betrachtung über die Schönheit: „Ich komme zu dir, der himmlischen vortrefflichsten Vollkommenheit! Nicht wie dich die Sinne fassen, wie dich die Vernunft begreift! Wahrer Endzweck der Schöpfung! Rathgeber Gottes! Ich würde deine Göttlichkeit entweihen, wenn ich dir nur Vorzüge für ein-

geschränkte Wesen einräumen wollte. Nein, auch dem Unendlichen gefallen deine Vortrefflichkeiten."

# Dritte Abtheilung.

## Von dem bildlichen Style.

§. 364. Wir haben bisher diejenigen Styl-Arten abgehandelt, deren nächste Absicht auf Unterricht und Belehrung des Verstandes hinausgeht. Es bleiben uns nun noch die andern Arten übrig, welche es zunächst mit den untern Seelenkräften zu thun haben, und auf solche, vermittelst der Figuren, die man den Schmuck der Rede zu nennen pflegt, hinwirken. Hierin besteht die Lebhaftigkeit des Styles, durch deren Mangel die Rede kalt, trocken und matt wird. Da aber nicht nur die Lebhaftigkeit selbst verschiedene Grade hat, sondern es auch mehrere Arten der untern Kräfte giebt, und der Schriftsteller seine Aufmerksamkeit oft nur auf eine derselben vorzüglich richtet, so entstehen daraus wieder mehrere besondere Arten des Styles, von denen jede ihre eigene Anwendung erfordert.

§. 365. Die wichtigste der untern Seelenkräfte ist die Einbildungskraft. Geht die Absicht des Schriftstellers dahin, vorzüglich auf diese zu wirken, so entsteht diejenige Stylart, welche wir die figürliche oder bildliche, auch wohl die blühende oder blumige zu nennen pflegen. Zeichnen sich in dieser Schreibart die Tropen als herrschende Figuren vor den übrigen aus, so nennen wir sie auch die tropische.

§. 366. Es fragt sich aber: wie weit der prosaische Schriftsteller in der Wirkung auf die Einbildungskraft gehen dürfe? So viel sehen wir wohl gleich Anfangs,

daß, da keine Schreibart die allgemeinen und abstrakten Begriffe entbehren kann, auch des Bildlichen nicht so viel seyn muß, daß der Zugang zum Verstande dadurch versperrt wird; daß also das gehörige Verhältniß nicht überschritten werden darf, welches zwischen der untergeordneten und höchsten Absicht, oder zwischen Mittel und Endzweck statt findet.

§. 367. Nicht alle Schönheiten der Schreibart, ja nicht einmal die vornehmsten derselben beruhen auf Tropen und Figuren. Viele der erhabensten und leidenschaftlichsten Stellen unsrer Prosaisten sind in der einfachsten Sprache ausgedruckt, und durchaus ohne allen Schmuck der Rede. Und so kann auf der andern Seite ein Aufsatz mit den ausgesuchtesten Figuren angefüllt seyn, und doch sehr frostig und trocken ausfallen. Klarheit, Bestimmtheit, Bündigkeit und Präcision sind weit höhere und wesentlichere Erfordernisse, die schlechterdings voran gehen müssen, wenn die figürliche Schreibart von Wirkung seyn soll.

§. 368. Das Bildliche des Styls ist nichts anders als der Schmuck der Rede, der mit dem Gegenstande selbst auf das innigste verbunden und gleichsam von ihm selbst eingegeben seyn muß. Alle Wendungen werden daher auch nur in so fern schön seyn können, als sie aus wirklicher Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung herkommen. Sie müssen der Erguß einer Seele seyn, die von dem Gegenstande, welchen sie schildern will, mehr als gewöhnlich gerührt ist; nie aber dürfen sie mühsam herbeigeholt werden, um die Rede, wie ein Kleid mit Tressen, nach Willkühr zu besetzen.

§. 369. Ist die Einbildungskraft des Schriftstellers von dem Gegenstande, über welchen er schreibt, erfüllt, und ergießt sie sich nun freiwillig in jene bildliche Spra-

che, die einer erwärmten Phantasie so natürlich ist: so sehe er darauf, daß das Verhältniß zwischen dem Bildlichen, als Schmuck, und den höheren Absichten der Schrift, beobachtet, und das Bildliche nur sparsam angebracht werde. Dies geschieht, wenn er die Figuren immer an den schicklichsten Ort stellt, d. h. wo sie wirklich verschönern oder auch dem Verstande zu Hülfe kommen können. Handelt er dagegen, so sind die Bilder müßig und tragen zur vernünftigen Absicht nichts bei, ja sie schwächen sogar den Eindruck, da wir vor aller Ueberladung nicht zu uns selbst kommen, und den Schmuck eben so wenig auf lange Zeit schön, als in allträglichen Gedanken zweckmäßig finden können.

§. 370. Um so unerträglicher und unverzeihlicher ist es, wenn ein Schriftsteller da, wo er lehren und unterrichten will, von Anfang bis zu Ende seiner erhitzten Einbildungskraft freien Lauf läßt. Dadurch schadet er nicht nur der Wahrheit, sondern er verfällt auch nur zu leicht in einen Fehler, der seinen ganzen Styl unausstehlich macht, indem er theils unrichtige und verstümmelte Bilder, theils solche wählt, denen es an Aehnlichkeit und Einheit mangelt.

§. 371. Aus diesem Mißbrauch des Bildlichen ist in unserer Literatur die poetische Prose entstanden, die wir, da sie weder Poesie noch Prose ist, und doch von beiden etwas an sich hat, nur als ein unglückliches Mitteldіng betrachten können, das zu mancherlei Verirrungen Veranlassung giebt, dem guten Geschmacke wohl keineswegs vortheilhaft ist. Indessen möchte sie für diejenigen Arten des Styles, welche zunächst auf die untern Kräfte wirken sollen, noch hingehen, wenn sie nur nicht auch in das Gebiet des Verstandes sich eindringen, und dadurch den nothwendigern Eigenschaften der Klarheit und Deutlichkeit Abbruch thun wollte.

## Vierte Abtheilung.

### Von dem rührenden Style.

### I. Von den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften und ihrem Style überhaupt.

§. 372. Die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, welche man auch wohl Affekten, Begierden und Empfindungen in engerer Bedeutung zu nennen pflegt, theilen sich nach den Graden ihrer Stärke in schwache und sanfte, in heftige und pathetische, und in große und erhabene. Die schwachen und sanften, zu denen die Zufriedenheit, das Vergnügen, die Traurigkeit und die schwächeren Grade der Gemüthsbewegungen gehören, geben den rührenden Styl. Die heftigen und pathetischen Gemüthsbewegungen, welche die Seele nicht mäßig rühren, sondern erschüttern, geben den pathetischen, und die großen und erhabenen, welche Bewunderung und Erstaunen erwecken, den erhabenen Styl. Die Gränzen eines jeden Grades lassen sich natürlich hier nicht genau angeben, da die Begriffe so relativ sind, und es von den jedesmaligen Umständen abhängt, was sanft, pathetisch und erhaben genannt werden soll.

§. 373. Der Schriftsteller kann die Gemüthsbewegungen auf zweifache Art erregen: 1) Wenn er die Leidenschaften selbst nach ihrer ganzen Beschaffenheit mit allen ihren Umständen nach ihren Ursachen und Wirkungen anschaulich darstellt. 2) Vermöge der Sympathie, wenn er seine eigenen Empfindnisse und Leidenschaften schildert.

§. 374. Diese Schilderung der Leidenschaften kann wieder auf doppelte Art geschehen: a) Entweder er beschreibt als Zuschauer und Beobachter, was und wie

etwas geschehen ist, oder b) er nimmt den Charakter der in der Leidenschaft befindlichen Person an, und läßt diese selbst auftreten, sprechen und handeln; mit andern Worten — er dramatisirt. Das erste Mittel ist das gewöhnlichste, besonders unter Rednern und Dichtern; das zweite wirkt am schwächsten, und erfordert Behutsamkeit, damit das Bild nicht unangenehm werde; das dritte ist das stärkste, und wird besonders in Schauspielen und Heldengedichten gebraucht.

§. 375. Welche Mittel aber auch immer der Schriftsteller anwenden mag, auf die Gemüthsbewegungen zu wirken, so muß doch der Gegenstand selbst, welchen er wählt, der Erregung einer Gemüthsbewegung werth seyn. Ist dieser zu klein und unbedeutend, und hat er an und für sich selbst kein Interesse, so kann er auch die verlangte Wirkung auf den Leser oder Hörer nicht hervorbringen, wenn auch der Schriftsteller oder Redner alle Kunst seiner Beredsamkeit aufbieten wollte. Eben so nothwendig ist es aber auch, daß der Schriftsteller selbst von seinem Gegenstande erfüllt sey, damit er sich in denjenigen Zustand versetzen könne, welchen man die Begeisterung nennt, und welcher vorausgehen muß, wenn die Gemüthsbewegungen des Lesers wirklich erregt werden sollen. Wo diese Erfordernisse fehlen, und wo also dem Gegenstande das Interesse, und dem Schriftsteller die eigene Gemüthsbewegung, welche er in Andern hervorbringen will, abgeht, da entsteht das, was wir Frost nennen.

Anm. Frost herrscht besonders in Gelegenheits-Gedichten und Leichenreden u. s. w. Daher ist es sehr gut, wenn der Verfasser die Kunst versteht, seinen oft so alltäglichen und geringfügigen Gegenstand von neuen Seiten darzustellen, oder, wenn er sich in irgend eine

mit dem Objecte des Gedichts oder der Rede natürlich verwandte anziehende Materie einläßt, und das Object selbst nur kurz berührt.

§. 376. Aber auch die Begeisterung hat ihre Grade. Wird sie nicht von der Vernunft und dem Geschmacke des Schriftstellers geleitet, so überschreitet sie leicht ihr gehöriges Maß und artet in Raserei und Wuth aus. Dieser Fehler, in den so manche Schriftsteller verfallen, wenn sie heftige Gefühle erkünsteln wollen, ist um so nachtheiliger, da der Leser dadurch aus seiner Fassung gebracht, und folglich die Absicht des Schreibenden an ihm verfehlt wird. Man nennt eine solche bis zur Wuth getriebene Sprache der Leidenschaften, welche alle Wahrheit und Natur vernichtet, Parenthyrsus.

§. 377. Ueberhaupt ist zu merken, daß jeder Affekt eine seiner Natur und dem Grade seiner Stärke angemessene Sprache und Figuren hat. So sind z. B. sanfte Empfindungen in Ansehung ihres Gegenstandes wortreich, und ein hoher Grad der Betrübniß ist sprachlos und abgebrochen. Diese Sprache muß der Schriftsteller in der Natur selbst studieren, und sich mit dem eigenen Ideengang der verschiedenen Affekten bekannt machen, wenn er sie in jedem Falle treffen und sich vor den gerügten Fehlern sichern will.

§. 378. Außerdem muß die Sprache der Gemüthsbewegungen auch Würde haben. Der Schriftsteller soll zwar jede Person ihrem Charakter und ihrem Stande gemäß empfinden und sprechen lassen; allein auch die niedern Stände haben eine ihnen angemessene Art eines veredelten Ausdrucks, und nur diese darf er auffassen, nicht aber bis zum Schmutzigen und Pöbelhaften herabsinken, welches selbst in den untersten Klassen

für unanständig gehalten wird, und allemal ein sehr schlecht gewähltes Mittel des Nachdrucks und der Stärke ist.

§. 379. Aeußerungen des Witzes können in der Sprache der Gemüthsbewegungen, einige sanfte vertrauliche Empfindungen ausgenommen, nicht statt finden. Denn der Witz erfordert eine müßige, mit keinen ernsthaften Gegenständen beschäfftigte Seele, und setzt also etwas voraus, was mit dieser Schreibart nicht bestehen kann.

## II. Von der rührenden Schreibart besonders.

§. 380. Das Rührende, welches die Alten ἦθος nannten, besteht in der Erregung sanfter, angenehmer und vermischter Empfindungen. Dahin gehören nicht nur alle die Empfindungen, welche an und für sich keines starken Grades fähig sind, als Hoffnung, Mitleiden, Dankbarkeit, Zufriedenheit, sondern auch diejenigen, welche zwar zu einer gewissen Stärke anwachsen können, sich hier aber nur in schwächern Graden äußern müssen, als Kummer, Gram, Liebe, Zärtlichkeit, Reue, Verlangen, Sehnsucht und dergleichen.

§. 381. Da eine sanftbewegte Seele Ruhe und Muße hat, ihre Gegenstände von allen ihr wichtigen Seiten zu betrachten, und da sie ihre Empfindungen darüber gern mit einem gewissen Ueberflusse ausgleßt, so ist auch der Ausdruck der Rührung ausführlich, reich an Worten und Ideen, † obgleich nicht weitschweifig und wässerig. Ihre Sprache ist immer sanft und gemäßigt, und auch die Figuren, welche sie sich wählt, sind von der schwächern Art, als ein sanfter Ausruf und eine gefühlvolle Frage. † †

Beisp. † In Geßners Tod Abels spricht Mehala, Kains Gattinn, zu Thirza: „Dies (die Beruhigung

des trübsinnigen Kain) ach dies ist mein Gebet, ach wie manche mitternächtliche Stunde! Wenn ich stillweinend die Hände über meinem Haupte ringe, wenn ich bet' und weine, und wenn mein Schmerz und mein Seufzen oft laut wird, und er an meiner Seite erwacht: dann schreckt mich seine donnernde Stimme zurück, daß ich die erquickende Ruh ihm störe, das einzige Glück (so sagt er) in diesem Elende, auf dieser von dem Rächer so sehr verfluchten Erde. Ach Thirza, dies ist mein seufzendes Gebet, wenn ich bei häuslichen Geschäfften in der Hütte sitze; dann weinen meine unschuldigen Kinder um mich her, wenn sie meinen Schmerz und meine Thränen sehen, und fragen stammelnd und schmeichelnd, warum die betrübte Mutter weint. Ach, Thirza, ich verwelke unter dem Schmerze, wie eine Blume verwelket u. s. w."

†† „Wir verlassen unser Landhaus, um welches rauher die Luft zu wehen beginnt, und die weite Gegend umher ihre ausgeblüheten Reitze abgeworfen hat. Lebe denn wohl, geliebtes Land! Lebt wohl, ihr Hügel und Thäler und Bäche und Wälder, und du, schöne Wohnung, in deren Schoß wir einen Ueberfluß der süßesten und edelsten Vergnügungen genossen. Erfüllt mit einer geheimen Dankbarkeit und mit sanfter Wehmuth verlassen wir dich, und mit einem Auge, welches eine gerechte Empfindung feuchtet, schauen wir zu dir zurück. Keine Rauhigkeit des Winters wird uns die Bilder so vieler Reitze auslöschen; unsere immer belebte Phantasie wird sich selbst durch die dicken Schneegestöber eine heitere Aussicht eröffnen, und uns den Anblick jener unvergeßlichen Freuden immer wieder gegenwärtig machen. Entkleidet euch denn von euren falben Blättern, ihr Wälder; werft nur den kahlen Rest eures Schmuckes ab, ihr Fluren, und ruhet unter den schützenden Decken des Winters, bis ihr, zu neuen Schönheiten erwacht, das Auge der Städter reitzt, und auch

uns vielleicht zu den Freuden des Landlebens wieder rufet. O! möchte ich dann mit eben dieser sorgenfreien Brust euren Reitzungen wieder entgegen eilen; oder wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter seyn soll, als es mein Morgen war, o! so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäffte nicht unwürdig ermattet in den Schatten des Landes zurück zu kriechen (!), da die letzten Erquickungen der Weisheit zu schöpfen, und nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist voll stiller Zufriedenheit zu dem Genuß weit höherer Freuden auszuathmen, als die er hier empfing, zu den Entzückungen eines Frühlings, der nimmer verblühen wird."

Hirschfelds Landleben.

§. 382. Das Rührende erstreckt sich sehr weit, denn es hat nicht nur sein eignes Gebiet in der Prose und Poesie, wohin z. B. alle rührende moralische Schriften, Erzählungen, das rührende Lustspiel (sonst das weinerliche genannt), die Elegie, Lieder u. s. w. gehören, sondern es läßt sich auch mit andern Absichten des Schriftstellers verbinden, und macht alsdann einen mehr oder weniger nothwendigen Theil des Schriftwerkes aus. Nur hüte man sich, Empfindungen zu erregen, ohne begreifliche vernünftige Absicht, oder über das gehörige Maß derselben hinauszugehen, wodurch das Verhältniß zwischen den Empfindungen und dem jedesmaligen Endzwecke aufgehoben wird. Diesen nicht seltenen Fehler nennen wir Empfindelei, ein Wort, das wir mit Empfindsamkeit nicht verwechseln dürfen, da jene eine Krankheit der Seele und des Körpers ist, diese aber eine schätzbare Eigenschaft eines Menschen, der für sanfte Empfindungen eine leichte Empfänglichkeit hat.

Beisp. der Empfindelei: „Hier, meine Tochter, sehn Sie, wie die Aprikosen- und Pfirsichbäume geblühet haben. — O Sie hätten es sehen sollen, wie die Blüthe so gar herrlich war, daß man kaum das Auge davon wegwenden konnte! — Wenn dann der Abendwind durch die Blüthen säuselt, und den süßen Geruch mir zuweht; dann ist mir's oft, als fühlt ich Gottes Gegenwart leibhaftig, und müßte mich schnell vor ihm niederwerfen und anbeten. O es ist ein herrlich Ding um die Welt! Alles ist so schön, und jeder Monat hat seine eigene Schönheit, aber doch der Mai am meisten! Da seht mir nur Wundershalb den Kirschbaum an! Ists nicht, als obs ein Strauß wäre, da man kaum das Laub dran siehet. — Da seht einmal den herrlichen Apfelbaum! Sieht er nicht aus, wie das liebe Morgenroth! Mein Gott! die Augen vergehen einem, wenn man ihn lange ansieht. Da leben nun in einem Baume tausend Würmchen, Käfer und Bienen, die sich ihres Daseyns freuen, und im Dufte herumtaumeln, und hintennach haben wir den vollen Segen davon einzuerndten u. s. w. (Wer kann solche Sprache ohne Ekel und Widerwillen anhören!)

## Fünfte Abtheilung.

### Von dem höheren Style.

§. 383. Wir haben drei Hauptgrade des edlen Styles angenommen, und ihn darnach in den vertraulichen, mittlern und höheren eingetheilt. Von den beiden ersten haben wir bereits gesprochen, und gesehen, daß die vertrauliche Schreibart die Gegenstände von der angenehmsten und kleinlichsten (§. 326.) die mittlere aber von derjenigen Seite darstellt, wie sie wirklich sind, oder wie sie der ruhigen Betrachtung erscheinen. (§. 332.)

Ueber beide erhebt sich die höhere Schreibart, die an den Gegenständen nur das Große und das Wichtige zeigt, dasjenige, was die Einbildungskraft unterhalten und ernste Empfindungen erregen kann. Ihre Absicht geht also weder auf das Kleinliche und Gefällige, noch auf das Wahre und Gewöhnliche, sondern auf das Starke, Ernste und Große.

§. 384. Ehe wir aber das, was zur höheren Schreibart gehört, angeben, müssen wir zuvor den Begriff festsetzen, welchen wir mit dem Worte Groß zu verbinden haben. Es ist allerdings wahr, daß Groß und Klein sehr relative Begriffe sind, bei denen sich die Gränzen nicht bestimmt ziehen lassen, weil man einen Gegenstand nur immer in Bezug auf das Maß, womit man ihn mißt, groß nennt, und ein und der nämliche Gegenstand für ein kleines Maß groß, und für ein großes klein heißen kann. So z. B. würde der Lappländer, der in Zelten und Hütten zu leben gewohnt ist, eine Mittelstadt in Deutschland ungeheuer groß finden, die dem gebildeten Europäer, der in Pallästen lebt, nur sehr klein oder gewöhnlich erscheint. Und (daß wir hier nur bei dem Style stehen bleiben) so möchte ein ehrlicher Handwerker in einem Hochzeitsgedichte Größe und wohl gar Erhabenheit wahrnehmen, das ein Gelehrter für sehr unbedeutend und wohl gar für niedrig hält. Allein unter Menschen von gleich gestimmten Empfindungsvermögen ist doch für jeden Gegenstand ein solcher Maßstab wirklich vorhanden. Wir haben z. B. einen Maßstab, wenn wir die größte und kleinste Menschenlänge bestimmen wollen, indem wir gerade die Mitte zwischen beiden annehmen, welche von der allergrößten eben so weit als von der allerkleinsten absteht. Eben so läßt sich nun auch der Begriff des Großen und Kleinen un-

ter uns festsetzen. Der Maßstab für beide ist das Gewöhnliche. Was das Gewöhnliche an Umfang übertrifft, nennen wir groß, was dessen Umfang nicht erreicht, heißt klein. (S. von der erhabenen Schreibart.)

§. 385. Wenn das Gewöhnliche die Seele kalt und leer läßt, und das Kleine sie gleichsam verenget, so fühlt sie sich dagegen durch das Große erweitert, und mit ernster Würde und Achtung erfüllt. Dieses Große wirkt auf eine zweifache Art: 1) Durch sich selbst, durch seine Größe, die schon an und für sich Achtung und Bewunderung einflößt, da es mehr Fähigkeiten und Anstrengung kostet, das Große zu umfassen. 2) Durch die Neuheit, die immer mit der Größe verbunden ist, da es das Gewöhnliche so weit übertrifft.

§. 386. Sehen wir, worin das Große besteht, so liegt es 1) in den Gegenständen selbst. Diese können aus der physischen oder moralischen Welt hergenommen seyn. Zu jenen gehört alles das aus dem Reiche der Natur, was das Gewöhnliche übersteigt, als: große Räume, Massen, Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben, Gewitter; zu diesen gehören alle Kräfte und Eigenschaften, welche Anstrengung kosten und große Wirkungen erzeugen, als: Tapferkeit, Muth, Uneigennützigkeit u. s. w. Das moralisch Große sieht nicht auf die Moralität der Handlung, sondern auf die Kraft, aus der sie hervorgeht, daher das Laster einen eben so hohen Grad von Größe haben kann, als die Tugend.

§. 387. Das Große liegt aber auch 2) in der Vorstellungsart. Wir haben schon gesehen, daß die verschiedenen Stylarten bei den meisten Gegenständen Anwendung leiden, sobald der Schriftsteller diejenige Seite an ihnen heraushebt, welche sich zu ihnen paßt. So wie der vertrauliche Styl nicht immer kleine, sondern

auch große und erhabene Gegenstände behandelt, wenn der Schriftsteller bei dem Kleinlichen und Angenehmen an ihnen stehen bleibt, so kann auch der höhere Styl einen kleinen Stoff wählen, sobald dieser nur einige Seiten hat, die Rührung, Achtung und Bewunderung einflößen können. Es kommt also auf die Vorstellungsart an, welche der Schriftsteller von seinem Gegenstande hat. Indessen muß es diesem Gegenstande natürlich nicht an relativer Größe fehlen, weil er sonst zu einer großen Vorstellungs- und Behandlungsart unfähig seyn würde.

§. 388. Mag nun das Große in dem Gegenstande oder in der Vorstellung liegen, so muß es doch allemal Ernst, Achtung und Bewunderung einflößen. Dazu wird erfordert:

1) Daß der Verstand es muß begreifen, und die Möglichkeit davon einsehen können. Dies darf aber nur auf eine unvollkommene Art und mit Mühe geschehen, da sonst die Bewunderung wegfallen würde; daher muß es nur bis zu einem gewissen Grade deutlich gemacht, oder versinnlicht werden.

Beisp. So ist z. B. der Satz, Gott ist unendlich, für die höhere Empfindung untauglich, da wir die Möglichkeit davon nicht begreifen; aber wenn Haller sagt:

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

so hat er uns durch diese Versinnlichung die Unendlichkeit auf eine dunkle Art als möglich vorgestellt. Was aber die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit übersteigt, und so groß ist, daß es mit keinem Begriffe umfaßt werden kann, ist abentheuerlich und ungeheuer.

Beisp. Von der Art ist die Rabbinische Beschreibung der Unermeßlichkeit Gottes: „Die Augen Gottes sind 300800 göttliche Meilen von einander; eine göttliche Meile ist 100,000 göttliche Ellen, und eine solche Elle vier göttliche Spannen lang; eine göttliche Spanne aber ist so groß, als der Diameter der Erde."

2) Daß es Interesse habe, um auf die untern Kräfte wirken zu können. Dazu gehört, daß es in Beziehung auf uns und unsere Verhältnisse stehe, aber uns auch nicht zu bekannt sey, weil es sonst keinen Reitz der Neuheit haben könnte.

§. 389. Ist nun der Gegenstand oder die Vorstellung so beschaffen, daß sie Ernst, Achtung und Bewunderung erregt, so muß auch der Ausdruck mit der Größe des Gegenstandes übereinstimmen, und den höchsten Grad der Vollkommenheit haben; oder mit andern Worten: die Sprache muß sich mit ihrem Gegenstande erheben. Es versteht sich daher schon von selbst, daß die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart dem höheren Style nicht nur nicht fehlen, sondern ihm ganz vorzüglich eigen seyn müssen. Besonders aber erfordert er den höchsten Grad der Würde, so daß der Schriftsteller nur das Edelste und Beste aus dem ganzen Vorrathe der Ideen und der Sprache ausheben darf, nur das, was höhere Empfindungen erwecken und unterstützen kann. Auch der kleinste unedle oder gemeine Zug würde hier das Ganze verunstalten.

Beisp. So ist es z. B. unedel, wenn Hagedorn in einer erhabnen Ode an Gott sagt:

> In Bosra hält der Herr ein Schlachten.

und ekelhaft, wenn es im Haller heißt:

> Das Geblüt, das kein geiles Eiter säuft.

Anm. Hierher gehören auch die fremden Wörter, deren Gebrauch nicht nur die Reinigkeit der Sprache verletzt, sondern auch in der höhern Schreibart durchaus matt und kraftlos ist. Wenn man sie indessen doch bei einigen Dichtern, z. B. Ramler, findet, so sind sie in den meisten Fällen als Tropen anzusehen. So sagt Ramler st. Minister Satrapen und Bassen.

§. 390. Die höhere Schreibart entfernt sich überhaupt von allem, was durch den Gebrauch in den niedern Ständen zu sehr abgenutzt und gewöhnlich geworden ist, und wählt jedesmal das, was wegen seiner Seltenheit neu, und entweder einen edleren Nebenbegriff oder doch mehr Wohlklang und Kürze hat. Diese Eigenschaften liegen entweder 1) in einzelnen Ausdrücken, oder 2) in ganzen Verbindungsarten und Wortfügungen.

§. 391. 1) In einzelnen Ausdrücken. Man sieht leicht, daß es sich nicht nach Regeln bestimmen läßt, welche Wörter und Formen die höhere Schreibart als untauglich für ihren Zweck verwerfen, oder als brauchbar aufnehmen dürfe. Dies muß und wird in jedem einzelnen Falle aus der eigenen Empfindung des Schriftstellers selbst hervorgehen, da wirklich große und erhabene Gedanken auch große Ausdrücke nach sich ziehen, und schon das Gefühl von der Würde eines Gegenstandes jedes Wort zurückdrängt, womit ein unedler Nebenbegriff verknüpft ist. Indessen wollen wir hier doch bemerken, daß es besonders auf folgende Stücke ankommt:

a) Daß ein Wort einen edlern Nebenbegriff habe.

Beisp. Wenn es z. B. in einer poetischen Darstellung heißt: der magere Tod anstatt der hagere Tod, so findet man, wie unpassend und unedel hier der Ausdruck ist. Mager bezeichnet den eigentlich physischen Theil des Begriffs, und man denkt sich darunter das

Gegentheil von fett. In hager aber wird der Begriff von seinen physischen Bestandtheilen gleichsam entblößt, es bleibt nur die allgemeine, geistige Idee zurück, und ich brauche es daher in allen den Fällen, wo ich das Körperliche nur andeuten oder leise bezeichnen will. Daher der hagere Greis, nicht aber der magere, welches ein sehr niedriges Bild geben würde, indem ich mir hierbei einen alten Mann dächte, der ganz von Fleisch entblößt ist. Dagegen fühlt man, wie unschicklich der Ausdruck hager bei einer Kuh gebraucht seyn würde, da hier das Physische absichtlich bezeichnet und von einem wirklichen Mangel an Fleisch die Rede seyn soll. — Nach diesem erläuternden Beispiele wollen wir einige edle Ausdrücke der höheren Schreibart nahmhaft machen: Haupt für Kopf; Gefilde für Felder; Krieger f. Soldat; Wange f. Backe; Pfad f. Weg; Roß f. Pferd; Gewand f. Kleidung, und mehrere sinnverwandte Wörter.

b) Daß es ungewöhnlicher sey, und also durch seine Neuheit reitze. Dies ist auch schon bei den edlern Ausdrücken der Fall; es giebt aber außerdem noch eine Menge von Wörtern, die, wenn sie auch keinen auffallend schönern Nebenbegriff enthalten, doch in der Sprache des gemeinen Lebens und in dem gewöhnlichen Schriftausdrucke nur selten vorkommen, und eben daher auch die Seele mehr anziehen.

Z. B. Das Roth st. die Röthe; laß f. träge; senden f. schicken; beugen f. bücken; harren f. warten; Scheitel f. Spitze; Fläche f. Breite oder Ebene, und die noch seltenern, aber darum doch nicht veralteten Ausdrücke: Veste f. Festung; Zähre f. Thräne; Reihen f. Tanz; Sänger f. Dichter u. s. w.

c) Daß es eine größere Würde des Tons und wegen der Doppellauter mehr Fülle habe.

Z. B. feist f. fett; schauen f. sehen; kommt f. kömmt; fleuch f. flieh; geuß für gieß.

d) Daß es kürzer sey, und auch wohl eine ganze Redensart ersetze. Zusammenziehungen und Verkürzungen geben dem gewöhnlichen Ausdrucke mehr Gedankenvolles und Bedeutendes, indem er mit weniger Lauten dieselben Begriffe bezeichnet, und dadurch auch in weniger Momenten mehr Ideen, als man gewohnt ist, vor die Seele bringt!

Z. B. kund f. bekannt; der f. derjenige; mein, dein, sein, f. meiner, deiner, seiner; enden f. endigen; staunen f. erstaunen; Nord, Ost, Süd, f. Nord- Ost- Südwind; jüngst f. neulich; indeß f. indessen; seit f. seitdem; einst f. einmal oder künftig; singen f. besingen; empor f. in die Höhe; beblümen, entblättern, entfesseln, entlocken, entwölken, erstreben, erstreiten, durchrauschen.

§. 392. 2) In Verbindungsarten. So wie die höhere Schreibart bei den einzelnen Ausdrücken auf Neuheit und Kürze sieht, so sucht sie auch in den Verbindungsarten, so viel Klarheit und Deutlichkeit nur immer erlauben, von dem Alltäglichen sich zu entfernen, und besonders die Hauptbegriffe so nahe als möglich zusammenzurücken. Die vornehmsten dieser kürzern Verbindungsarten sind:

a) Der Gebrauch des Imperfectes für das zusammengesetzte Perfectum

Z. B. Die Erde, welche unter seinen Fußtritten bebte, f. gebebt hat.

b) Der Gebrauch des Imperatives, anstatt der bedingenden Partikel.

Z. B. Sey ohne Freund, wie viel verliert dein Leben. st. Wie viel — wenn du ohne Freund bist.

c) Des Participii. Die Participial-Constructionen sind zwar wegen der Dunkelheit und Härte, die sie gewöhnlich machen, nicht zu empfehlen, und erfordern wenigstens viel Behutsamkeit; allein der wärmern Einbildungskraft und der lebhaften Empfindung liegt an der Klarheit der Nebenbegriffe nicht viel, im Gegentheil sind sie der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit nur hinderlich, daher denn auch die höhere Schreibart dergleichen Constructionen nicht nur duldet, sondern sogar gern aufnimmt, sobald ihre Dunkelheit für den Grad der Einbildungskraft und Empfindung nur nicht zu groß ist.

Z. B. Bald will ich das junge Lamm, mit Blumen umkränzt, dir opfern.

d) Des Genitives, der ehedem im Deutschen häufig gebraucht wurde, dunkel gedachte Verhältnisse auszudrucken. Da nun dem höheren Style auf die klarern Nebenbegriffe, wie schon vorher gesagt ist, oft nicht so viel ankommt, so hat man diese alten Formen hier beibehalten.

Z. B. Keiner meiner Wünsche ist dir verborgen; der Stürme wüthendster; des Thoren spotten; so viel der Freuden; seines Blutes schonen u. s. w.

e) Des Dativs, wodurch eine Präposition, und oft auch mehrere Wörter erspart werden.

Z. B. Dir (zu dir) flehen wir; dir (für dich) tönt ein frohes Lied; dir (zu deinem Vergnügen) grünet Berg und Thal.

f) Gebrauch der Conjunctionen und Partikeln. Diese werden, da sie die Rede schleppend machen, in der höhern Schreibart häufig weggelassen, und mit kürzern Wendungen vertauscht.

Z. B. „Also sprach er und verschied“ st. Nachdem er das gesprochen hatte, verschied er, oder: indem er &c.
„Gehn wir auf grüner Au“ st. wenn wir &c.

g) Endlich die Weglassung mancher Bestimmungen und Nebenbegriffe, die den raschen Gang der Einbildungskraft und Empfindungen nur aufhalten würden (Ellipsen.)

z. B. Böse, daß die Vögel schwiegen, Böse, daß die Quelle rauschte, hab ich dich behorcht. Geßn.

Sprach's, und riß von der Seite das Schwerdt, st. Er sprach es und ꝛc.

§. 393. Wenn aus dem bisher Gesagten hervorgeht, daß der Schriftsteller sich in der höheren Schreibart mancher kleinen Abweichung von den allgemeinen Regeln erlauben könne und müsse, so folgt doch keinesweges daraus, daß es ihm frei stehe, sie nach Gefallen zu vernachlässigen. So z. B. ist der lebhaften und erwärmten Phantasie an der Klarheit der Nebenbegriffe nicht viel gelegen, aber die Hauptbegriffe müssen den höchsten Grad des Lichtes haben, welcher ihnen nach dem Maße ihrer Wichtigkeit zukommt. Und so liebt die erwärmte Phantasie die Kürze, aber auf der andern Seite auch wieder eine gewisse Vollständigkeit, nach welcher manche Vorstellungen in einem feierlichen Gewande auftreten müssen. Dahin gehört z. B. die sorgfältige Beobachtung der Biegungssylben, welche sich auch in der höheren Schreibart nicht ohne Uebelstand unterdrücken lassen. Richtigkeit, Reinigkeit, Klarheit, Deutlichkeit, Präcision, Angemessenheit und Würde müssen aufs engste mit einander verbunden seyn, wozu sich denn noch der Wohlklang gesellt, der besonders einen sorgfältigen Periodenbau erfordert, und in dem höheren Style um so nöthiger ist, da auch die geringste Verletzung desselben zugleich die Empfindung schwächt, welche in dem Leser erweckt werden soll.

§. 394. Die letzte und wichtigste Eigenschaft aber, welche der höheren Schreibart in einem noch vorzüglichern Grade zukommt, als den übrigen Stylarten, ist die Lebhaftigkeit. Hier ist das wahre Feld für die Figuren der Einbildungskraft und der Empfindung, daher auch alles, was die Lebhaftigkeit nicht gehörig unterstützt, oder sie gar schwächt, den Styl matt macht. Indessen muß sowohl der Grad als die Art der Lebhaftigkeit der jedesmaligen Würde des Gegenstandes angemessen seyn.

§. 395. Auch der höhere Styl hat seine verschiedenen Arten nach der Verschiedenheit der Empfindungen und den Graden ihrer Stärke. Wir nehmen deren drei an 1) den **pathetischen**, 2) den **erhabenen**, und 3) den **Rede-Styl**.

---

# Erstes Kapitel.

---

## Von dem pathetischen Style.

§. 396. **Pathos** (Affectus, perturbatio) ist der Name für alle heftige Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, die nicht die Seele rühren, sondern sie erschüttern. Der pathetische Styl ist folglich diejenige Art des Ausdruckes, welche den in einem hohen Grade erregten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften eigen ist. Zu diesen gehören die höheren Grade des Schreckens, des Entsetzens, der Rache, des Abscheues, des Zornes, der heftigen Freude, der Wuth, des Patriotismus, des Schmerzes u. s. w.

§. 397. Leidenschaften dieser stärkern Art, welche die Seele so heftig bewegen, geben wegen der damit

verbundenen Geschwindigkeit den Ideen einen raschern Gang, und erhitzen zugleich die Phantasie, welche dann in diesem Zustande die Gegenstände anders betrachtet, als sie sind, sie bald vergrößert, bald verkleinert, und sich solche höchst lebhaft und anschaulich vorstellt. Auch verweilen sie gerne bei einem Gegenstande, indem sie ihn von allen Seiten betrachten, halten sich aber bei keiner dieser Seiten lange auf; immer unruhig, vertragen sie sich nicht mit dem kältern und regelmäßigern Ideen-Gange der Vernunft, sondern verursachen, daß sich die Vorstellungen der Seele stoßen und drängen, um sich einander zuvorzukommen. Sie dauern aber auch nicht lange im Grade der Heftigkeit fort, sondern wechseln mit einem größern und geringern Maße der Stärke, oft auch mit verwandten, ja wohl gar mit entgegengesetzten Leidenschaften.

§. 398. Hieraus läßt sich nun auch die Natur des pathetischen Styles bestimmen, der, wegen der heftigen Leidenschaften, jede Idee vergrössert, und also zu der höhern Schreibart gehört. Daher hat er auch alle die Eigenheiten, welche wir in den vorigen §§. kennen gelernt haben. Er liebt nicht nur die stärksten Figuren für die Empfindungen, sondern auch die kühnsten Wendungen und Bilder der Imagination, aber Bilder, wie sie die Sache selbst giebt, ohne Kunst und Mühe, so, daß sie weder gesucht noch vollständig ausgemahlt sind.

**Beisp.** Ein schönes Beispiel giebt die Rede, welche Weisse die Königinn an Richard 3 halten läßt.

„Wie lange sprichst du noch gekränkter Tugend Hohn?
Wer sind wir und wer du? Und wessen ist der Thron
Den du verschenken willst? — Geh! eil es aufzuschlagen

Das höllenschwarze Buch von deinen Lebenstagen!
Kein Blatt! ein jedes klagt ein teuflisch Laster an;
Kein Schritt! Und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn.
Die Erde, wo du stehst, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmahl siehst, tönt der Erschlagnen Stimme;
Sie tönt, schreit auf zu Gott! und Gott, Gott höret sie,
Spannt seine Donner an, und kommt spät oder früh.
Die Dien'rinn seines Zorns auf ausgespannten Flügeln,
Die Rache rauschet schon von jenen Leichenhügeln,
Und schwebet über dir! ich hör' sie, Bösewicht,
Ich hör, ich sehe sie: und du erzitterst nicht?—"

§. 399. Der pathetische Styl bekümmert sich auch nicht um überdachte Ordnung und sorgfältige Verbindung. Dies ist eine Sache des kältern Verstandes, nicht aber einer durch heftige Gemüthsbewegungen erschütterten Seele, die in dem Ungestüm der Affekten nur die stärksten Begriffe nachlässig hinwirft, und alle schwächern aus Eilfertigkeit übergeht. Daher ist die Sprache abgebrochen; die gewöhnlichen Bindewörter fehlen, oder werden auf der andern Seite, wenn die Seele sich auf einen Augenblick abspannt, gehäuft, und dieselbe Idee wird in veränderter Gestalt wiederholt.

Beisp. In Lessings Philotas spricht der gefangene Philotas zum Könige: „Woran erinnerst du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! aber ich will es nie wieder werden! Bei diesem meinem Schwerdte, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater,

Vater, nein! heute sparet dir ein Wunder das schimpfliche Lösegeld für deinen Sohn; künftig spar' es dir sein Tod! Sein gewisser Tod, wenn er sich wieder umringt sieht. — Wieder umringt? — Entsetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährten! Freunde! Brüder! Wo seyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas? Ha! Nimm das, Verwegener! Und du das! — Und du das!" (Um sich hauend.)

Eben diese Unordnung, Abgebrochenheit der Ideen und Wiederholung des schon Gesagten findet man in dem Monolog, den Marc Antoine in Weisse's Jean Calas kurz vor seinem Selbstmorde hält.

„Ha! Wie ist mir? — Wo bin ich? — Mein Gehirn kocht! Mein Herz fliegt empor! Das Blut sprengt mir die Adern! Die Flamme lodert! Fort, daß sie nicht andere verzehre! Heraus, heraus aus dem Herzen, was dich fesselt. Was? was? — Fühlst du nicht, daß die Erde unter dir bebt, unwillig dich zu tragen? — Hinunter, hinunter! Da nur gehörst du hin! — Nicht seyn, schlafen, nicht träumen — ewigen Schlaf, ewige Nacht! — Weg, weg! Vater, Mutter, Freunde! — Ihr sollt mir danken — euch will ich von dem Unglücklichen befreien — mich von meiner Höllenangst. — Hör! Wer ruft? — Der Tod! der Tod! Fort, eh er wieder entfleucht! Fort! — (Er läuft die Treppe hinunter.)

§. 400. Da die Leidenschaften in Ansehung ihrer Stärke auch wechseln, und bald ab- bald zunehmen, so richtet sich darnach auch der pathetische Styl, der mit der Leidenschaft steigt und fällt. Hat diese aber den höchsten Grad erreicht, so unterliegt die Seele der Anstrengung, sie bricht die Rede plötzlich ab, und verliert sich in stumme Betäubung oder Ohnmacht.

Beisp. In Geßners Sündfluth spricht Semira bei der

Annäherung der immer steigenden Wellen zu ihrem Geliebten, Semin: „Weiter ist keine Rettung mehr, o mein Geliebter, mein Semin! Rings umher vom brüllenden Tode eingeschlossen! O Verwüstung! O Jammer! — Immer steigt er näher heran, der Tod! Welche von diesen Wellen, o welche wird uns begraben? Halte mich, halte mich in deinen bebenden Armen, o mein Geliebter! Bald, bald bin ich, bist du nicht mehr, hingerissen in die allgemeine Verwüstung! — Jetzt — o Gott —, dort wälzt sich's her! Wie fürchterlich! Es wälzt sich näher von Blitzen erhellt. Jetzt, o Gott! Gott! Richter!" — Sie sprach's und sank an Semin hin.

§. 401. Wer pathetisch schreiben will, bedenke besonders 1) daß kalte, ruhige Betrachtungen der Vernunft und spielender Witz, nirgend unschicklicher angebracht sind, als in dieser Schreibart; denn sie zeigen von Mangel an Begeisterung, und verrathen, daß der Schriftsteller den Pathos nur erkünstelte. In diesem Falle entsteht statt des Reichthums an großen Ideen und kraftvollen Ausdrücken eine kraftlose, wässerige Geschwätzigkeit, und anstatt der pathetischen Stärke Parenthyrsus. 2) Daß auch der stärkste Affekt sein Maß haben, und sowohl der Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen seyn, als einen gewissen Grad des Wohlstandes beobachten müsse. Er darf also nie in Raserei ausarten.

## Zweites Kapitel.

### Von dem erhabenen Style.

§. 402. Der erhabene Styl hat die Erregung hoher und erhabner Empfindungen zur Absicht. Diese

Empfindungen sind Bewunderung, Ehrfurcht und Erstaunen, nebst allen Leidenschaften von der rührenden und pathetischen Art, in so fern sie mit jenen Empfindungen verbunden sind, oder auch, in so fern sie durch einen sehr hohen Grad der Stärke und durch ihre ungewöhnlichen Aeußerungen und Wirkungen bei Andern Bewunderung, Ehrfurcht und Erstaunen erwecken.

§. 403. Das Erhabene ist von je an ein schwieriger Gegenstand für die Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften gewesen, und von den Meisten sehr schwankend und ungewiß behandelt worden, indem es Einige mit dem Großen, Andere mit dem Lebhaften und Schönen, noch Andere mit dem Pathetischen, oder auch mit dem was edel ist und Würde hat, verwechselt haben. Wir müssen uns daher nothwendig zuvor über den Begriff des Worts zu verständigen, und die Bedeutung desselben nach dem Sprachgebrauche zu bestimmen suchen, ehe wir von dem erhabenen Style selbst sprechen können.

§. 404. Erhaben (sublimis) welches von heben gebildet ist, heißt im eigentlichen und weitesten Verstande alles das, was auf der Oberfläche hervorragt; in engerer Bedeutung aber bezeichnet es nur das, was sich weit über der Horizontalfläche erhebt, und in diesem Sinne sagt es so viel als das Wort hoch. Hierauf gründet sich die figurliche Bedeutung, auf die es gegenwärtig ankommt, und nach welcher dasjenige erhaben heißt, was das Gewöhnliche an Macht, Würde und Wichtigkeit übertrifft, und zwar so weit übertrifft, daß es Ehrfurcht, Bewunderung und Erstaunen erregt.

Anm. Dies stimmt genau mit dem Sprachgebrauche überein. Wir sagen in der physischen Bedeutung: ein

erhabenes Stück Land, d. i. solches, das über alles übrige, von dem es umgeben wird, hinausragt, und so sagen wir auch: halb erhabene Arbeit, eine erhabene Anhöhe, ein erhabener Thurm u. s. w. Im uneigentlichen Verstande nennen wir Tugenden und Gesinnungen erhaben, in so fern sie die gewöhnliche Denk- und Handlungsart der Menschen so weit übertreffen, daß sie unsere Bewunderung erregen, und einen Monarchen, in so fern er durch seine Würde sein Ansehen und seine übrigen Eigenschaften ein Gegenstand unserer Ehrfurcht und Bewunderung wird.

§. 405. Das Erhabene ist also von dem Großen verschieden. Groß im physischen Verstande ist nämlich alles das, was das Gewöhnliche an Ausdehnung übertrifft, im moralischen aber, was mehr innere Stärke, Würde und Wichtigkeit hat. Beides kann zugleich erhaben seyn, ist es aber nicht immer. Soll das Große für uns Erhabenheit erhalten, so müssen wir erst gewisse Nebenideen damit verbinden, welche die stärkeren Gefühle der Ehrfurcht, Bewunderung und des Erstaunens in uns hervorbringen. So ist z. B. ein Berg, oder ein Baum, etwa eine Eiche, an sich betrachtet, ohne weitere Reflexion, bloß ein Gegenstand der Größe, allein dieser Gegenstand erhebt sich dann zu einem erhabenen, wenn wir mit der Eiche die Idee von Alter, von Widerstand gegen die Zerstöhrung der Elemente, von dem Rauschen in ihren Wipfeln, als dem Merkmale einer inwohnenden Gottheit verbinden, und so diejenigen Vorstellungen in uns hervorbringen, die uns mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen. Jener Gegen-and, der uns bloß als groß erscheint, treibt, wie ome sehr richtig bemerkt, die Brust auf, und macht, ß wir als Zuschauer unsre Gestalt zu erweitern su-

chen; erscheint er uns aber als erhaben, so treibt er den Zuschauer, sich in die Höhe zu richten, und auf den Zehen zu stehen. Das Erhabene geht also über das Große hinaus; es übertrifft solches dem Grade nach, indem es nothwendig, wenn auch nicht die physische, doch die moralische Größe in sich schließt.

§. 406. Da aber das Erhabene wie das Große ein relativer Begriff ist, so lassen sich auch die Gränzen desselben eben so wenig genau bestimmen. Denn theils ist das Gewöhnliche, über welches das Erhabene hinausragt, nicht für Alle gewöhnlich, theils aber sind auch die Fähigkeiten und Erfahrungen desjenigen, dem ein Gegenstand als erhaben erscheint, kein allgemeiner Maßstab. So z. B. kann einem Märker der Schloßberg bei Freienwalde erhaben seyn, den ein an die hohen Alpen gewöhnter Schweitzer sehr unbedeutend finden würde; und so kann das Rollen des Donners in der Seele des Wilden Erstaunen und Ehrfurcht erwecken, wenn der gebildete Europäer ganz kalt und gleichgültig dabei bleibt.

§. 407. Indessen finden wir doch, wenn von dem Erhabenen in den schönen Künsten und Wissenschaften die Rede ist, unter Menschen von gleichen Fähigkeiten und gleich gestimmter Empfindung einen Maßstab des Erhabenen in dem, was unter ihnen gewöhnlich ist. Wir sagen also, alles dasjenige ist nur erhaben, was sich über das gewöhnliche Denk- und Empfindungsvermögen der höheren gebildeteren Klassen so weit erhebt, daß es die Empfindungen der Ehrfurcht, Bewunderung und des Erstaunens in uns rege machen kann.

§. 408. Soll aber ein Gegenstand diese drei Wirkungen hervorbringen, oder doch wenigstens zwei derselben erzeugen, so muß er nothwendig alle schon bei dem

Großen angegebenen Eigenschaften in einem noch höheren Grade haben. Dahin gehört besonders:

1) Eine gewisse Grösse, aber nur eine solche, die mit einem Blicke umfaßt werden kann. Diese braucht nicht allemal physisch zu seyn, denn auch ein physisch kleiner Gegenstand, z. B. ein Insekt, kann Erhabenheit haben; allein die moralische Größe, als Stärke, Würde, Wichtigkeit, darf ihm nicht abgehen, sondern er muß darin das nach unsern Erfahrungen und Vorstellungen Gewöhnliche so weit übertreffen, daß es uns zur Ehrfurcht und Bewunderung hinzieht.

2) Der Gegenstand muß von uns als möglich gedacht, aber doch nicht deutlich begriffen werden können. Gerade die dunkeln Vorstellungen, welche wir bei dem Gegenstande haben, erwecken Bewunderung und Ehrfurcht.

3) Er muß einen hohen Grad von Würde haben, weil sonst die Wirkung der Ehrfurcht nicht möglich wäre.

§. 409. Hat ein Gegenstand diese Eigenschaften, so entsteht in uns eine lebhafte Empfindung des Großen, oder die Bewunderung, welche, wenn sie das moralisch Große und Erhabene zum Gegenstand hat, Ehrfurcht heißt, und wenn sie den höchsten Grad erreicht, in Erstaunen übergeht. Das Erhabene hat also wie das Große seine Grade.

§. 410. Die Gegenstände aber, welche diese erhabenen Leidenschaften erwecken, sind von zweifacher Art. 1) Entweder sie sind erhaben an und für sich oder schlechterdings, in so fern ihre Erhabenheit Jedem einleuchtet, und sie durch ihre Grösse jeden Maßstab der Sinne übertreffen, also von uns nicht gemessen, sondern nur im Ganzen gedacht werden können, (mathematisch erhaben); oder 2) sie sind erhaben der Vorstellung

nach, in so fern sie nur durch ihre Macht in Beziehung auf uns als erhaben erscheinen, und ihre Erhabenheit erst von uns hervorgezogen und entwickelt werden muß (dynamisch erhaben.)

§. 411. Das mathematisch Erhabene theilt sich wieder in das Physische und Moralische. Zu jenem gehören alle Gegenstände oder Erscheinungen in der Natur, die durch ihre physische oder moralische Größe, Bewunderung, Ehrfurcht und Erstaunen erregen, als: ein ungemeiner Grad von Ausdehnung, Raum, Höhe, Tiefe, Dauer, Schall, Kraft, Geschwindigkeit, so wie tiefes Schweigen, Finsterniß, ungewöhnliche Naturkräfte, Erdbeben, feuerspeiende Berge, u. s. w. Zu dem moralisch Erhabenen, welches das Intellectuelle mit begreift, rechnen wir alle Erscheinungen, Handlungen und Wirkungen, die von ganz außerordentlicher Weisheit und Geisteskraft zeigen, als die Weltregierung; und ein seltenes Maß sittlicher Vortrefflichkeit in Charakteren, Gesinnungen und Handlungen, als: die höheren Grade des Muths, der Standhaftigkeit, Uneigennützigkeit, der Vaterlandsliebe u. s. w.; so wie heftige Leidenschaften, in so fern sie weiten Umfang, große Wirkungen und Folgen haben, als: Rache, Wuth, u. s. w.

§. 412. Das dynamisch Erhabene besteht in unsrer Vorstellung von den Gegenständen. Es fällt nicht gleich in die Augen, und kann erst durch Vergleichung mit unsrer Kraft, durch Zergliederung und Entwickelung sichtbar gemacht werden. So hat z. B. ein Wurm, eine Pflanze, keine in die Augen fallende Erhabenheit; allein beide erscheinen uns doch in unsrer Vorstellung wirklich erhaben, in so fern wir den wunderbaren Bau derselben zergliedern, das Verhältniß aller ihrer Theile betrachten, und nun auf die große Kraft

schließen, welche zur Hervorbringung dieser Gegenstände gehört, und gegen welche bei einer Vergleichung unsre eigene Kraft so gering ist.

§. 413. Nun erst, nachdem wir den Begriff des Erhabenen bestimmt und es nach seinen Eigenschaften betrachtet haben, können wir zum erhabenen Style selbst übergehen. So wenig auch ein erhabener Gegenstand allemal einen erhabenen Styl nothwendig macht, da es ganz von der Absicht des Schriftstellers abhängt, von welcher Seite er ihn zeigen, und welche Empfindungen er durch ihn erregen will, so ist es doch auf der andern Seite durchaus nöthig, daß der erhabenen Schreibart ein erhabener Gegenstand zum Grunde liegen müsse, sey es nun, daß er für sich, oder nur unserer Vorstellung nach erhaben ist. Die Auffassung oder Darstellung der erhabenen Seiten eines Gegenstandes in der Absicht, Ehrfurcht und Bewunderung zu erwecken, giebt den erhabenen Styl.

§. 414. Da der erhabene Styl zu dem höheren gehört, indem der Schriftsteller die Erregung der Gemüthsbewegungen durch ihn beabsichtiget, so hat er auch alle die Eigenheiten, welche wir bei der höheren Schreibart kennen gelernt haben. Wir erinnern daher hier nur noch, daß die höchste Würde, Angemessenheit, Einheit und ein gewisser feierlicher Wohlklang ihm besonders nöthig sind, da ohne diese Eigenschaften die Erweckung großer Empfindungen nicht möglich ist.

§. 415. Was die Lebhaftigkeit betrifft, so bedient sich die erhabene Schreibart der stärksten Figuren für die Einbildungskraft, als der Schilderungen, der Personendichtung, der Allegorie, u. s. w. Ist aber der Gegenstand schon an und für sich so erhaben, daß seine Erhabenheit bei dem ersten Anblicke sogleich in die

Augen fällt, so erfordert er nur eine ganz einfache Einkleidung.

Beisp. Der Gedanke: Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht, ist sehr erhaben, aber der Ausdruck nicht. Hätte er weniger edle Einfalt, und zeigte er sich uns im Schmucke, so würde sein Eindruck nur schwach seyn.

Dagegen lese man die starke Schilderung:

„Gott neigte die Himmel, und fuhr hinab,
Dunkel unter seinen Füßen,
Er saß auf dem Cherub, und flog daher,
Er flog daher auf den Flügeln des Sturmes.

Jetzt hüllet er Nacht um sich,
Wolkendunkel auf Wolkendunkel schlossen ihn ein;
Vom Glanz vor ihm entwich die Wolke,
Glühende Kohlen und Hagel fiel, u. s. w.

Ps. 18. nach Herd. Uebers.

Oder folgende Vergleichung:

So stehet ein Berg Gottes
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Canaan.

Ramler.

§. 416. Als Ausdruck der eigenen, erhabenen Leidenschaften des Redenden oder Schreibenden findet der erhabene Styl da überall statt, wo Ehrfurcht und Bewunderung die herrschende Empfindung des Schriftstellers und ihre Erregung seine vornehmste Absicht ist. Besonders herrscht er in der Ode, im Trauerspiele, im Heldengedicht und in der feierlichen Rede. Auch nimmt er nach der Beschaffenheit des Gegenstandes und den Graden der herrschenden Empfindung den Charakter des rührenden † und pathetischen Styles an.

Beisp. † Dahin gehört das vorige Beispiel von Ramler, dessen folgende Strophen ein Muster von ruhiger Grösse sind:

„Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Klüften heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern,
Der Weise sieht ihn heiter an."

§. 417. Die Hauptfehler in der erhabenen Schreibart sind: 1) gesuchter Schmuck, 2) Schwulst, 3) Uebertreibung, 4) Bathos. Wir müssen hierbei noch einige Augenblicke verweilen, da es nichts seltenes ist, daß auch berühmte Schriftsteller in diese Fehler verfallen.

§. 418. Was den gesuchten Schmuck betrifft, so besteht dieser darin, daß der Schriftsteller nach prachtvollen Redensarten, gehäuften Beywörtern, Tropen und Figuren hascht, oder wohl gar das Erhabene in Dunkelheit und Galimathias sucht. Mit solchen mühsamen Bestrebungen der Kunst aber hat das Erhabene nichts zu schaffen; es muß sich uns vielmehr ungesucht und freiwillig darbieten; es muß die natürliche Schöpfung einer starken Einbildungskraft seyn:

In uns wohnet ein Gott, nur seine Flamme begeistert.

§. 419. Nahe verwandt damit ist der Schwulst, (Phöbus, Bombast), der dann entsteht, wenn man die erhabene Schreibart an dem Mittelmäßigen und Kleinen, und überhaupt an solchen Gegenständen verschwendet, welche keine proportionirte Grösse haben. Ist der Gegenstand oder der Gedanke, welchen man darstellen will, selbst nicht erhaben, so kann es auch die Schreibart nicht seyn; und alle prächtigen Worte und Verschönerungen können nicht aufhelfen.

Beisp. Wenn Klopstock den alltäglichen Gedanken: „Wäre ich nicht gesund geworden, so wäre ich gestorben," so ausdruckt:

„Hätt ich deinen (der Genesung) sanften Gang
nicht vernommen,
Nicht deiner Lispel Stimme gehört,
So hätt auf des Liegenden kalten Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod;

so weiß man nicht, wie ein so ärmlicher Gedanke zu solchem Aufwande und zu einer so erhabenen Sprache kommt.

§. 420. Wenn der Schriftsteller mit dem Schwulst auch noch das Erhabene übertreibt und die Wahrscheinlichkeit verletzt, so wird es abentheuerlich, welches oft ins Lächerliche fällt, und alsdann im komischen Style von Wirkung seyn kann, aber für die höhere Schreibart durchaus unbrauchbar ist.

Beisp. „Mein Zimmer faßt mich nicht; Luft ist mein Fußboden, und bei jedem Schritte fühle ich, wie mein erhöhetes Haupt einen Stern nach dem andern am Himmel ausschlägt.“ — Wenn Cäsar dem Steuermann, der aus Furcht vor dem Sturme nicht mit ihm zur See gehen will, zuruft: „was fürchtest du? du fährst den Cäsar und sein Glück,“ so werden wir zwar in einem hohen Grade von dem kühnen Muthe und dem Selbstvertrauen des Mannes gerührt, der seiner Sache so gewiß ist; aber wie sehr verliert sowohl die edle Einfalt, als die Wahrscheinlichkeit, wenn Lukan diesen Gedanken so ausdruckt:

— — — Was kümmert dein glückliches
Fahrzeug
All dies Toben des Meeres — Cäsar bestieg es,
und sichert's
Gegen jede Gefahr. Selbst Wellen freun sich
des Schutzes.
Aber, fragst du vielleicht, wozu der tobende Aufruhr?

Wohl denn, so wisse, das Glück erschüttert Himmel und Erde,
Mir sich gefällig zu zeigen.

§. 421. Entgegengesetzt dem Schwulste ist das Matte, Gemeine, Niedrige und Kriechende, welches mit dem Griechischen Kunstworte das Bathos bezeichnet wird. Dies entsteht am gewöhnlichsten dann, wenn der Schriftsteller sich nicht in der zum Erhabenen nothwendigen Begeisterung, also auch nicht in seinem erhabenen Tone erhalten kann, und statt sich zu heben, zu alltäglichen, niedrigen und gemeinen Bildern herabsinkt.

Beisp. Von der Art ist die Schilderung, welche ein Englischer Dichter vom Aetna giebt, den er in einem Anfalle von Kolik darstellt:

„Aetna und alle feuerspeiende Berge finden ihren brennbaren Vorrath von inwohnenden Sturmwinden zur Wuth aufgeblasen, und klagen mit lautem Brüllen, als ob sie von innerm Kneipen und Leibesschmerzen zerrissen würden; unter heftigem Würgen streuen sie ihren furchtbaren Auswurf weit umher, und erfüllen das Land mit ihren geschmolzenen Eingeweiden.

---

# Drittes Kapitel.

## Von dem Rede-Style.

§. 422. Zu den verschiedenen Absichten des Schreibenden oder Redenden gehört auch die Absicht zu überreden, aus welcher der Styl der feierlichen Rede oder der Rede-Styl entsteht. Ueberreden heißt durch wahrscheinliche und sinnliche Beweisgründe zum Beifall und zu einer Handlung bewegen. Es unterscheidet sich also von über-

zeugen, welches durch unumstößliche Gründe der Vernunft bewirkt wird, und also nicht wie überreden auf Gründen der Wahrscheinlichkeit, sondern der Wahrheit selbst, beruht. Die Fertigkeit, Andere auf eine wirksame Art zu überreden, ist die Beredsamkeit in engerer Bedeutung. Derjenige, welcher diese Fertigkeit besitzt, heißt ein Redner, und der Vortrag, wodurch Andere überredet werden, ist eine Rede im engsten Verstande.

§. 423. Die Ueberredung schließt die Ueberzeugung nicht aus, sondern beide können und müssen oft mit einander verbunden werden, besonders wenn der Gegenstand, über welchen sich der Redner verbreitet, nicht bekannt genug ist, oder wenn die Ueberzeugung von der vorgetragenen Wahrheit nicht allgemein vorausgesetzt werden kann. Die Ueberredung bleibt aber immer der wesentlichste Theil der Rede, da die untern Seelenkräfte dadurch in Bewegung gesetzt werden, und durch ihre Herrschaft über die Vernunft zu raschern Entschlüssen und Handlungen hinführen.

§. 424. In so fern also die Rede auf die obern und untern Kräfte zugleich wirken soll, können auch die vorzüglichsten Arten des Styles in ihr sich vereinigen. Will der Redner überzeugen, so bedient er sich der historischen und didaktischen Schreibart; will er auf die unteren Kräfte wirken, so steht ihm der bildliche, rührende, pathetische und erhabene Styl mit allen Figuren und Hülfsmitteln zu Gebote. Selbst die Schreibart des Witzes ist nicht ganz davon ausgeschlossen, da es auch Reden giebt, deren Endzweck scherzhafte Belustigung ist. Daraus folgt also, daß der Rede-Styl nicht als eine besondere Gattung der Schreibart betrachtet werden kann, sondern daß er ein Inbegriff aller übrigen in ihrer höchsten Vollkommenheit ist.

§. 425. Ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit muß doch eine gewisse Einheit in der Rede herrschen, welche nicht erlaubt, daß die äußersten Gränzen in einem und eben demselben Produkte zusammentreffen, und daß man sich z. B. aus dem kalten didaktischen Tone nicht zu rasch zur Sprache der Leidenschaft erhebe, oder überhaupt unvorbereitete und zu plötzliche Uebergänge wage.

§. 426. Ein so wichtiges Produkt, als die feierliche Rede ist, erfordert auch die allgemeinen Vollkommenheiten der schönen Schreibart im höchsten Grade. Besonders aber liebt sie den Wohlklang, weil sie zum öffentlichen mündlichen Vortrage bestimmt ist, daher mit ihr nicht nur jede Härte in der Sprache, sondern auch ein schlechter Periodenbau ganz unverträglich ist. Hier kann der Redner seine ganze Geschicklichkeit zeigen, da abgemessene, künstlich gebaute Perioden mit allen ihren Abänderungen hier ganz am rechten Orte stehen.

(Mehr davon weiter unten bei der Rede.)

§. 427. Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß man nur in Freistaaten wahre Beredsamkeit suchen dürfe, weil in despotischen Staaten die untern und obern Kräfte keine andere Leitung kennen, als den unumschränkten Willen des Beherrschers, und die Unterthanen von allen öffentlichen politischen Geschäften, wo die menschlichen Leidenschaften das freieste Spiel haben, ausgeschlossen sind. Die Erfahrung hat dies bestätigt. Die ältern und neuern Asiatischen Staaten sind immer ein unfruchtbarer Boden für die Beredsamkeit gewesen; erst mit der Entstehung der Griechischen Freistaaten erscheint sie als Kunst. Hier erhielt sie aber auch einen Grad von Ausbildung, der sie zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung für alle Zeiten gemacht hat. Besonders war Athen der Sitz des Geschmacks und der feinen Sitten;

es war der Schauplatz, wo unter der Herrschaft eines unruhigen, nach Neuerungen begierigen, üppigen Volkes, die Beredsamkeit sich mit allen ihren Vorzügen und Nachtheilen in ihrer ganzen Grösse zeigte, und von dem Marathonischen Treffen bis auf Alexander den Großen (anderthalb Jahrhunderte) alle die großen Redner hervorbrachte, die wir noch jetzt bewundern. Allein Griechenland verlor seine Freiheit, und mit ihrem Sturz gerieth auch die Beredsamkeit in Verfall, so daß sie nach dem Demosthenes, dem größten Redner, in die Hände der Sophisten fiel, die nur durch Künstelei und falschen Schimmer zu gefallen suchten.

§. 428. Von den Griechen wandte sich die Beredsamkeit zu den Römern. Auch der Römische Staat war republikanisch, und alle öffentlichen Geschäffte wurden durch Reden an das Volk verhandelt. Indessen hat die Beredsamkeit hier nicht den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, auf dem wir sie in Griechenland erblicken. Bald nach den Zeiten des Cicero nahm sie immer mehr und mehr ab; und sank in eben dem Grade, in welchem die Römische Freiheit der willkürlichen Gewalt der Despoten weichen mußte.

§. 429. Was den Zustand der Beredsamkeit in neuern Zeiten betrifft, so sind öffentliche Vorträge bei den Europäischen Nationen nie als eine so wichtige Sache angesehen oder mit so vielem Eifer betrieben worden, als ehemals in Rom und Griechenland. Die Beredsamkeit hat sich daher weder gleichen Ruhm erwerben, noch gleiche beträchtliche Wirkungen hervorbringen können. Auch hat man von den höhern Arten derselben nicht einmal Gebrauch gemacht, da (was im Ganzen sehr gut ist) die politischen Reden aus den Gerichtshöfen durch eine andere Staatsverfassung in den mei-

sten Ländern verdrängt sind. Dafür bekam die Beredsamkeit mit der Einführung des Christenthums ein neues Feld, nämlich die Lehrstühle der Religion. Allein auch hier hat sie bis auf die Zeit, wo der gute Geschmack an Ausbreitung und Vollkommenheit gewann, wenig Glück gemacht. Am früheßten bildete sie sich in Frankreich, wo sich Bossuet, Massillon und Flechier auszeichneten, späterhin in England und am spätsten in Deutschland, wo wir erst seit neuern Zeiten einige gute Kanzelredner aufzuweisen haben. Diese eingeschränkte Beschaffenheit der Beredsamkeit möchte aber wohl nicht als ein Nachtheil, sondern vielmehr als ein Vorzug der neuern Zeit betrachtet werden müssen, da sie in vielen Fällen von grösserer Kultur des Verstandes unserer Zeitgenossen zeigt, die nicht durch erregte Leidenschaften, sondern durch kaltblütige Erwägung der Absichten und Mittel regiert seyn wollen, und die Aufklärung des Verstandes höher schätzen, als die verschönerte Sinnlichkeit der Griechen und Römer.

---

## Sechste Abtheilung.

### Von dem komischen Style.

---

### Einleitung.

§. 430. Der komische Styl hat die Absicht zu belustigen, oder diejenige Art angenehmer Empfindungen zu erregen, deren hoher Grad sich durch Lachen äußert. Wie jede Stylart zunächst und unmittelbar auf eine der verschiedenen Seelenkräfte hinwirkt, sey es nun auf den Verstand, auf die Phantasie oder auf die Gemüthsbewegungen, so hat auch der komische Styl es

mit

mit gewissen Kräften der Seele besonders zu thun. Diese sind der Witz und der Scharfsinn (§. 282) welche, wenn man mit glücklichem Erfolge belustigen will, mit einander vereint seyn müssen, so daß man die zur Belustigung nöthige Fähigkeit den scharfsinnigen Witz nennen könnte.

§. 431. Wenn sich zu diesen Fähigkeiten noch dasjenige gesellt, was wir **Laune** (Engl. Humour) nennen, so wird der Zweck der Belustigung um so sicherer erreicht. Wir verstehen unter Laune in der weitesten Bedeutung jeden Gemüthszustand; und im engern Verstande jeden sonderbaren, oder von dem gewöhnlichen abweichenden Gemüthszustand, nebst der darauf gegründeten eigenen Art zu denken und zu handeln. In der engsten Bedeutung aber ist Laune die Fertigkeit, etwas Belustigendes mit anscheinender Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit zu sagen. Und in diesem Verstande genommen, kann die Laune das Belustigende befördern, indem durch die Verbindung des Lächerlichen mit einem scheinbaren Ernst ein Contrast entsteht, der die Empfindung des Lächerlichen erhöht.

§. 432. Diese natürliche Fähigkeit aber, ohne welche Niemand den Versuch zu belustigen wagen sollte, erfordert noch einen eigenen Geschmack des Komischen, der das ächte und wahre Komische von dem falschen und scheinbaren unterscheidet. Wo dieser fehlt, da verunglücken oft die besten Scherze bei aller Naturgabe des Schriftstellers, und er läuft Gefahr, in das After-Komische zu fallen, wodurch bei keinem Gebildeten die Empfindung des Lächerlichen erweckt werden kann.

§. 433. Das Komische hat seine verschiedenen Grade, indem sich die Belustigung von der sanften, angenehmen Empfindung an, oder vom Lächeln bis zum

lauten Gelächter auf mancherlei Art äußert. Da nun auch der Ausdruck sich darnach richten muß, so entsteht daraus eine merkliche Verschiedenheit des Styles, daher wir diesen 1) in den **muntern** und **aufgeweckten**, und 2) in den **komischen** eintheilen, der dann wieder in den edlen und in den niedrig komischen Styl zerfällt.

## I. Muntere und aufgeweckte Schreibart.

§. 434. Da die muntere Schreibart mit dem vertraulichen Style zusammenfließt, und wir von diesem schon gesprochen haben, so bemerken wir hier bloß, daß sie eine nur sanfte und leichte Belustigung des Witzes zur Absicht hat, und also auch alles ausschließt, was Mühe und Kunst verräth. Sie empfiehlt sich vielmehr durch eine fließende, höchst natürliche, zuweilen mit einer anscheinenden Nachlässigkeit verbundene Einkleidung der Gedanken und Empfindungen, hält sich aber zugleich von dem Kindischen und Spielenden entfernt, wodurch der Styl läppisch und tändelnd wird.

Beisp. Ein Beispiel aus Lessings Schauspiel: der junge Gelehrte, mag zeigen, wie sich die muntere Schreibart von andern Arten unterscheidet.

„Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Gesellschafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige, und das ist auch Mamsell Julianens Geschmack. Zwar dann und wann lesen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Banise, und so etwas Gutes, aber länger als eine Stunde halten wir es hinter einander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den ersten dreien wären wir todt. Und vollends nicht ein Wort dabei zu reden, wie Sie, das wäre unsre Hölle, u. s. w.

Dagegen sehe man, wie läppisch es ist, wenn ein Schriftsteller die Vorrede seines Buches so anfängt:

„Hab ein Büchel geschrieben. Schreibt ja ein jeder; — und da habe ich so mancherlei drin gesagt. Sollte nicht was Belehrendes seyn: denn die Herren Menschen wissen schon lange alles, was drinnen steht; aber sollte nur ohnmaßgebliche Erinnerung seyn, da es mir vorkommt, als hätten so manche hier und da etwas davon vergessen, wie es denn wohl zu geschehen pflegt; und da wollte ich sie doch bitten, nicht alles, was drinnen steht, im Büchel, so zu allen Zeiten zu vergessen. Sie könnten Schaden davon haben, und das sollte mir Leid thun, u. s. w.

## II. Komische Schreibart.

§. 435. Ehe wir zu dem komischen Style selbst übergehen, müssen wir uns noch etwas bei der Natur des Lachens und der lächerlichen Gegenstände verweilen, weil die Lehre vom komischen Style sich darauf gründet. Lächerlich ist überhaupt alles das, was belustiget, oder was diejenige angenehme Empfindung hervorbringt, die sich, wenn sie zu einer gewissen Stärke anwächst, durch Lachen äußert. Die Empfindung bricht also nicht immer in wirkliches Lachen aus; sie kann bei einem und demselben Gegenstande stark und schwach seyn, je nachdem dieser Gegenstand durch die äußern Sinne wahrgenommen, oder bloß gedacht wird. Wenn z. B. ein großer Mensch fällt, so wird die Empfindung der meisten Zuschauer sich durch Lachen äußern; nicht diese Folge aber wird es bei dem haben, der es sich bloß denkt, oder es lieset.

§. 436. Fragen wir, wie das beschaffen seyn müsse, was in uns diese Empfindung des Lächerlichen hervorbringen soll, so ist diese Frage fast von allen Kunstrichtern, vom Aristoteles an bis auf unsre Zeit, sehr verschieden beantwortet worden. Indessen kommen doch

die Meisten darin überein, daß das Lächerliche in gewissen unschädlichen Ungereimtheiten, in der Verbindung solcher Dinge, die nicht proportionirt sind, in einem Contrast zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit bestehe. Die Folge wird zeigen, daß in diesen Erklärungen allerdings etwas Wahres liegt, daß es ihnen aber doch an Vollständigkeit und Bestimmtheit fehlt, daher wir folgenden Begriff davon festsetzen: das Lächerliche ist eine unerwartete und unschädliche Abweichung von einer herrschenden oder bekannten Analogie vernünftiger oder doch ihnen ähnlicher Wesen.

§. 437. Wir haben gesagt, es sey eine Abweichung von einer herrschenden Analogie. Die Analogie ist eine ähnliche Erscheinung in ähnlichen Fällen. Es findet sich also bei dem Lächerlichen ein Widerspruch zwischen dem, was geschieht, und dem, was einer bekannten Analogie zufolge geschehen sollte. Bleiben wir bei dem vorigen Beispiele stehen, so ist es Analogie, wenn ein Kind fällt; es ist eine oft gemachte Erfahrung in ähnlichen Fällen, und Niemand lacht darüber. Aber wenn wir dieselbe Erscheinung an einem erwachsenen ungeschickten Menschen wahrnehmen, so finden wir darin eine Abweichung von der Analogie, und wir lachen.

§. 438. Wir sehen aber auch hieraus zugleich, daß die Empfindung des Lächerlichen nothwendig verschieden seyn muß, weil die Analogien nicht bei allen Völkern, selbst nicht einmal unter einem Volke, dieselben sind. Gellerts Fremder erregte im Lande der Hinkenden durch sein gerades Gehen Lachen; und wir würden uns eben so wenig des Lachens enthalten können, wenn wir eine ganze Nation sähen, die ihre Beinkleider unter dem

Arme trüge, obgleich ein Asiatisches Volk dies mit aller Ernsthaftigkeit thut. So ist es mit allen Sitten, Gebräuchen und Moden. Sie sind, in so fern sie von der Analogie abweichen, lächerlich, aber das Lächerliche verliert sich, wenn die Abweichung aufhört, und zur Analogie wird. So hat das Tragen des Hutes unter dem Arme, theoretisch betrachtet, etwas Lächerliches, denn es ist ein Contrast zwischen Mittel und Endzweck, aber wir lachen nicht mehr darüber, weil es schon zur Analogie geworden ist; und so trug die Deutsche Jugend ehedem mit vielem Ernste einen Haarbeutel, dagegen wir jetzt über diesen Anblick allgemein lachen würden.

§. 439. Die Abweichung ist aber nur dann lächerlich, wenn sie von vernünftigen und ihnen ähnlichen Wesen herrührt. Wenn es im Winter donnert, oder wenn ein Thier mit zwei Köpfen geboren wird, so sind dies zwar Abweichungen von den herrschenden Analogien in der Natur, aber sie haben nichts Lächerliches, weil sie nicht vernünftige Wesen betreffen. Das Lächerliche kann nur bei den freien Handlungen des Menschen statt finden, der einer deutlichen Erkenntniß von Absicht und Mittel fähig ist, und bei denjenigen Thieren, die durch manche Handlungen eine Art von Bewußtseyn verrathen, oder sonst einige Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigen. Daher können dann auch menschliche Gebrechen, die nicht in unserm freien Willen stehen, für den Gebildeten kein Gegenstand des Lachens seyn. Sie sind es nur dann, wenn derjenige, an dem wir diese Gebrechen wahrnehmen, zwischen sich und seinen freien Handlungen einen Contrast hervorbringt. So z. B. würde ein Stotternder Lachen erregen, wenn er eine Rede halten wollte,

und ein kleiner verwachsener Mensch, wenn er es versuchte, gegen einen Riesen zu streiten.

§. 440. Eine andere nothwendige Bestimmung ist: die Abweichung von der herrschenden Analogie muß auch unschädlich seyn, d. h. sie muß weder dem Urheber noch andern nachtheilig werden. Wäre die Abweichung wirklich nachtheilig, so würde sie entweder Unwillen oder Mitleiden erzeigen, und folglich aufhören, ein Gegenstand des Lachens zu seyn. Wenn wir daher auch bei dem unschädlichen Falle eines erwachsenen Menschen auf ebnem Boden lachen, so werden wir es doch gewiß dann nicht, wenn er sich auf einer steilen Höhe befindet, wo sein Sturz uns das größte Unglück erwarten läßt, oder wenn er durch seinen Fall auf einem Steinwege ein Bein bricht.

§. 441. Endlich muß die Abweichung auch unerwartet seyn. Dazu gehört: 1) daß sie an und für sich selbst neu, und 2) daß sie für den gegenwärtigen Fall unerwartet sey. Ersteres ist zur Erregung des Lachens durchaus nothwendig, da der Contrast zwischen der Analogie und Abweichung aufhört, Contrast zu seyn, sobald letztere öfter erfolgt, und man der Sache durch wiederholte Erfahrung zu gewohnt wird. Wenn ein ungeschickter Mensch alle Tage fällt, so möchten wir uns vielleicht eher über seine Ungeschicklichkeit ärgern, als über ihn lachen. Es folgt daraus zugleich, daß dem Unerfahrnen Vieles lächerlich seyn kann, was auf einen andern Gebildetern gar keinen Eindruck macht. Der gemeine Mann lacht schon über das Gesichterschneiden eines Possenreissers, was dem, der in seinem Leben dergleichen schon oft gesehen hat, gar nicht mehr auffällt. Verbindet sich nun mit dieser Neuheit noch das Unerwartete, so wird das Lächerliche um so mehr er-

höht. Wenn Sancho Panza erzählt, er sey so hoch in der Luft gewesen, daß ihm die Erde so klein wie ein Pfefferkorn, und die Menschen darauf wie — Haselnüsse vorgekommen wären, so ist das gewiß höchst unerwartet, da wir alle glaubten, daß ihm die Menschen noch viel kleiner als Pfefferkörner vorgekommen seyn müßten.

§. 442. Außer diesen Eigenschaften muß derjenige Gegenstand, welcher Lachen erregen soll, auch noch Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Interesse, Klarheit und Leichtigkeit haben. Wir haben schon darüber bei den Figuren des Witzes gesprochen, daher wir hier nur noch etwas von jeder dieser Eigenschaften bemerken. Die Wahrheit besteht darin, daß das Lächerliche, welches man an einem Dinge zeigen will, wirklich daran befindlich seyn muß; die Wahrscheinlichkeit aber, daß die Abweichung unter den angeführten Umständen geschehen kann. Zu dem Interesse gehört die Anschaulichkeit, die Größe und die Wichtigkeit. Die erste Eigenschaft erfordert, daß die zusammengestellten Begriffe sinnlich sind; die zweite, daß die Abweichung von der Analogie beträchtlich groß ist, so daß zwischen beiden ein merklicher Contrast entsteht; und die dritte, daß die Abweichung nicht auf zufälligen, sondern wichtigen und wesentlichen Umständen beruht. Was die Klarheit und Leichtigkeit betrifft, so erfordern diese, daß die Verbindung der zusammengestellten Begriffe allgemeine Verständlichkeit haben, und der Contrast bei dem ersten Anblicke einleuchtend seyn muß, weil das, was Lachen erregen soll, nicht Anstrengung und Nachdenken kosten darf.

§. 443. In Ansehung der Grade des Lächerlichen ist der Unterschied entweder subjektivisch oder objektivisch. Subjektivisch ist er, in so fern man auf das

Maß der Einsichten und der größern oder geringern Erfahrung derjenigen Menschen sieht, welche das Lächerliche empfinden; denn Einige lachen aus Einfalt, Unwissenheit und Mangel an Erfahrung, Andere wegen einer vorzüglichen Stärke des Witzes, vermöge welcher sie auch die verborgenen Analogien und Abweichungen entdecken. Objektivisch ist der Unterschied, indem das Lächerliche immer um so stärker empfunden wird, je allgemeiner und herrschender die Analogie, und je größer, anschaulicher und unerwarteter die Abweichung von derselben ist.

§. 444. Das Lächerliche zerfällt in zwei Hauptklassen. Es besteht 1) entweder in der Materie, d. h. in Charakteren, Empfindungen und Handlungen der Menschen, wohin abweichende Mienen, Gebehrden, Moden, Manieren u. s. w. gehören; dies nennen wir das moralische Lächerliche. Oder es besteht 2) im Ausdrucke, in der Zusammenstellung fremdartiger und verschiedener Begriffe als gleichartig und ähnlich, und dies nennen wir das ästhetische Lächerliche.

§. 445. Ein Satz, der die Empfindung des Lachens erweckt, oder der ästhetisch lächerlich ist, heißt ein Scherz. Die wesentliche Eigenschaft eines guten Scherzes ist das, was man das Salz desselben zu nennen pflegt, der feine Witz, der sich nicht sowohl beschreiben, als empfinden läßt. Je weniger in die Augen fallend, je subtiler die Mittel sind, wodurch das Lustige in einer Sache sich äußert; je verborgener es Menschen von wenigerm Scharfsinn, und von gröberem Gefühle ist, desto mehr Salz hat der Scherz. Werden aber die angegebenen Eigenschaften des Komischen dabei vernachläßigt, und sind die Begriffe und Bilder grob, oder beruht der Scherz auf Subtilitäten und bloß erkünstelten Aehn-

lichkeiten, so wird er unglücklich, unanständig, gezwungen, abgeschmackt und frostig.

§. 446. Das ästhetisch Lächerliche (denn nur dieses gehört in das Gebiet des Styles) ist so vielfach, als Arten von contrastirenden Begriffen mit einander verbunden werden können. Wir wollen hier einige der vorzüglichsten Arten nennen und sie mit Beispielen belegen.

1) Verbundene Zusammenstellung fremdartiger und widersprechender Dinge, als wären sie gleichartig.

Beisp. So läßt Blumauer den Aeneas sagen:

„Wir fuhren über Hennegau
Durch Lissabon nach Ofen,
Passirten drauf bei Trier die Sau,
Nicht weit von Pfaffenhofen,
Sah'n rechts die sieben Mündungen
Der Weichsel unweit Göttingen,
Und landeten in Troppau.

2) Zusammenstellung fremdartiger Ideen ohne Verbindung. Daraus entsteht das sogenannte Quodlibet.

Beisp. Herodes war ein braver Mann,
Aß auch nicht gerne Grütze;
Wer keinen Tabak rauchen kann,
Ist in der Welt nichts nütze u. s. w.

3) Verbindung fremdartiger Dinge, als wenn sie sich wie Mittel und Endzweck, Ursache und Wirkung zu einander verhielten.

Beisp. In einer Romanze auf die Belagerung von Gibraltar heißt es von den Wirkungen des furchtbaren Bombardements, welches die Erde erschütterte:

„Die Pendeluhr'n zu Malaga
Die wollten nicht mehr gehen,
Und in ganz Andalusia
Wollt keine Mausfall stehen.

4) Verbindung des Großen, Wichtigen oder Erhabenen mit dem Kleinen, Unbedeutenden oder Niedrigen, welches auch das Burleske heißt.

Beisp. Quaas sagt bei Weiße: „Wenn ich König wäre, so säß ich dafür hinterm Ofen, und rauchte meine Pfeife Tobak, oder ließ mir ein Stück Schweinebraten geben."

5) Fremdartige Verbindung der Absicht und Mittel.

Beisp. Diogens sagte zu einer kleinen Stadt, die sehr große Thore hatte: „ihr Leute schließt doch die Thore zu, damit die Stadt nicht hinaus laufe."

6) Seltsame und widersinnige Schlüsse.

Beisp. „Wer wenig ißt, ist ein Weiser; ein Weiser ist ein König;
Wenn du also gar nicht fräßest, so könntest du ein Kaiser werden.
Weiße im Erntekranz.

7) Verletzung des Ueblichen, und Uebertragung desselben auf ganz fremdartige Gegenstände.

Beisp. Wenn der Großvezier beim Wieland in der Kaiserschürze Fische kocht, und der Sultan spricht:
Ich sag es immer, ein großer Mann,
Ist, halt, ein Mann, der alles kann.

8) Unerwartetes Selbstlob in Verbindung mit Einfalt.

Beisp. Ein Redner blieb in seinem Vortrage stecken. „Ich beklage Sie, meine Herren, sagte er im Fortgehen, Sie kommen um eine schöne Rede."

9) Uebertragung der von einem ernsthaften und wichtigen Gegenstande gebrauchten Gedanken und Ausdrücke auf einen fremdartigen niedrigen. Dies ist die [illegible]ische Parodie. † Verwandelt man edle und er-

habene Vorstellungen in niedrige, so entsteht das Travestiren. † †

Beisp. † Lessing läßt seine Dorinde also beten:

„Sie bat mit brünstigen Gebehrden:
Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden
werden."

† † Blumauer singt vom Aeneas:

„Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen sollten sich
Mit Menschen gar nicht scheren;
Doch Göttinn her und Göttinn hin!
Genug, die Himmelsköniginn
Trugs faustdick hintern Ohren.

10) Uebertreibung und schiefer Gebrauch aller Figuren, vornehmlich der Tropen und Personificationen.

Beisp. „Ein Berg, der mit dem ganzen Luftrevier,
Lautdonnernd disputirt."

Und: „Die Schorstein sahen rund herum
Sich schon nach Menschenköpfen um
Um sich darauf zu stürzen.

Blumauer.

11) Ueberhaupt Vergrösserung † unbedeutender, und eben so Verkleinerung † † wichtiger Gegenstände. Zu jener gehört das komische Heldengedicht.

Beisp. † Blumauer sagt von der Hölle:

„Auch war so heiß ihr Athemzug,
Daß drob die Lüfte glühten,
Und sich bloß im Vorüberflug
Die Vögel alle brieten.

† † Und vom Pabste:

„Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — schenkt diesem hier
Und jenem da die Hälfte.

12) Naive Einfalt oder das Komisch-Naive.

Beisp. Ein Reichssoldat rief von dem Posten in einer belagerten Festung dem Feinde zu:

„Schießt doch nicht, ihr seht ja, daß hier Leute stehen."

Und als Ludewig XIV den Brueys fragte, wie es mit seinen Augen stehe? so antwortete dieser: „Sire, mein Neffe sagt, ich sähe jetzt ein wenig besser."

13) Das Wortspiel, welches eins der fruchtbarsten Mittel des Komischen ist.

Beisp. Nachdem Dido sich aus Liebe zum Aeneas erhängt hat, fährt Blumauer fort:

„Und seit dem jämmerlichen Brauch,
Aus Liebe sich zu morden,
Ist unter unsern Damen auch
Das Hängen Mode worden:
Sie hegen gleichen Appetit,
Und hängen sich, wenn einer flieht,
Sogleich — an einen andern.

§. 447. Diese Verbindungsarten fremdartiger Begriffe könnten wir Figuren des Komischen nennen. Es giebt ihrer so viele, als mögliche Zusammenstellungen oder Verbindungen mishelliger Dinge gedacht werden können. Indessen halten wir uns dabei nicht länger auf, und betrachten nun das Komische in Ansehung der Würde. Nach dieser theilt es sich 1) in das edle, (hohe) und 2) in das niedrige.

1) Das edle Komische.

§. 448. Das edle Komische entfernt sich nie weit von der Vorstellungs- und Sprechart der gebildeten Volksklassen, und duldet nichts, was das Gepräge der Denk- und Empfindungsart, so wie des Ausdrucks der

niedrigsten Stände an sich trägt. Es zerfällt in das Heroisch-Komische und in das mittlere Komische.

§. 449. Das Heroisch-Komische, als die höchste Gattung des edlen, entsteht, wenn man kleine, unwichtige oder niedrige Gegenstände als erhabene und wichtige behandelt. Das Lächerliche liegt also hier in dem Contrast zwischen der Kleinheit des Gegenstandes und der Erhabenheit der Vorstellungen und des Ausdrucks, indem die Analogie der ernsthaften Schreibart erfordert, daß jeder Gegenstand auf eine ihm angemessene Art behandelt werde. Das eigentliche Gebiet des Heroisch-Komischen ist das komische Heldengedicht.

§. 450. Das mittlere Komische, welches zwischen dem heroischen und niedrigen in der Mitte steht, kann zwar von den strengern Analogien des ernsthaften Tones in Ansehung der Vorstellungsarten, Begriffe und Sprache abweichen, aber nur so weit, als der vertrauliche edle Styl es erlaubt. Es hält sich also ebenfalls in den Gränzen des edlen Ausdruckes, und vermeidet alle niedrigen Vorstellungen und Ausdrücke, so wie alles Sprachwidrige.

Beisp. Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf Griechisch hießen. Er erfand viele Universal-Medicinen und Lebenstinkturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bei Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Rabener.

§. 451. Da das edle Komische sich nicht, weder in der Vorstellungs- noch in der Sprechart, von den Gränzen des Edlen und Anständigen entfernen darf, so bleibt ihm nichts übrig, als durch feinen Witz zu

belustigen. Dieser hat seine Grade, je nachdem die Abweichung von der Analogie der ernsthaften Vorstellungen grösser oder geringer ist, daher das edle Komische sich von dem bloß Munteren und Aufgeweckten bis zum Drolligen hin erstrecken kann. Enthält der Witz feine Anspielungen, so entsteht das Lose, Schalkhafte, Muthwillige u. s. w.

2) Das niedrige Komische.

§. 452. Das niedrige Komische weicht von den Analogien der Sitten, der Denkungsart und der Sprache der gebildeten Volksklassen am weitesten ab. Es nimmt seine Vorstellungen und Ausdrücke aus dem niedrigen Leben, und hat daher auch einen stärkern Grad des Lächerlichen, als das edle Komische. Dieses bewirkt nur Lächeln, jenes Lachen, und, wenn es durch Geberdensprache unterstützt wird, wohl gar lautes Gelächter.

§. 453. Das niedrige Komische kann in Gebehrden, Sitten, Handlungen, Vorstellungsarten und Ausdrücken liegen. Wir bleiben hier nur bei den beiden letztern Arten stehen, und bemerken in Ansehung der Vorstellungen, daß das niedrige Komische theils in dem hohen Grade der Abweichung von der Analogie der edlern Klassen, theils in der Natur der als ähnlich zusammengestellten Begriffe besteht. So ist es wider die Analogie der edlern Schreibart, Dinge als ähnlich zu verbinden, die nicht in wesentlichen Umständen ähnlich sind. Und eben so ist es wider die Analogie, die als ähnlich zusammengestellten Begriffe bald aus dem Bezirke des gegenwärtigen Lebens, bald aus längst verjährten Zeiten und aus fremden Ländern zu entlehnen, und dadurch mehrere fremdartige Dinge mit einander zu vereinigen. Wenn der Schriftsteller nun diese Abweichungen von der Analogie nachahmt, so entsteht das niedrige Komische in den Vorstellungen.

§. 454. In Ansehung der Vorstellungsart giebt es nun wieder verschiedene Arten des niedrigen Komischen. Das Allgemeine desselben heißt das Ungereimte. Ist dieses von der Art, daß es belustigen kann, so nennen wir es possierlich; ist das Possierliche sehr niedrig, so entsteht eine Posse, und wenn es unnatürlich ist, eine Fratze. Werden erhabene und wichtige Begriffe und Gegenstände mit niedrigen und unbedeutenden verbunden, so entsteht das Burleske, so wie durch Uebertreibung das Abentheuerliche, Groteske oder die Carricatur.

§. 455. Sehen wir auf Sprache und Ausdruck, so ist keine einzige Regel der Grammatik und des Styles, die das niedrige Komische nicht übertreten dürfte, weil dergleichen Verletzungen dem niedrigen Leben ganz eigen sind. Dahin gehören besonders

1) Sprachfehler aller Art, als: falsche Aussprache, Verdrehung und Verwechselung der Wörter.

Beisp. Mumplischu st. Monbijou; Artollerie st. Artillerie; Gregorius st. Chirurgus; Socinität st. Sozietät; niederträchtig st. großmüthig.

2) Veraltete Wörter und Formen, besonders, wenn sie häufig angebracht werden, und die ganze Sprache den Charakter der Vorzeit trägt.

Z. B. Fürbaß, frommen, Leumund, Fehde, gehaben.

3) Provinzielle und ausländische Wörter und Formen.

Beisp. Beehrentituliren, begenien, Kratzfuß, Schabernack. Bürger sagt in seiner Epistel an Gökingk:

„Man bringt bald chrestomathica
Uns winzigklein in nuce,

Bald commentirt, cum indice
In folio ad lucem.

4) Verletzung des üblichen Sprachgebrauches.

Beisp. Der Beichtvater sagt zur Dido: „da Hochdieselben noch jung zu seyn geruhen.“

5) Verletzung der Würde.

Beisp. Aufgabeln; ein alter Degenknopf. Blumauer beschreibt die Anlandung des Aeneas also:

„Die Anker bissen in den Sand,
Die Flötte drehte sich und stand
Und wies der Stadt den Hintern.

6) Niedrig-Komische Figuren. Dahin gehören z. B. gewisse Kraftwörter, deren Nachdruck in niedrigen Nebenbegriffen liegt; komische Beiwörter, lächerliche Umschreibungen und Gleichnisse, so wie niedrige Tropen.

Beisp. „Eine alte Hausehre zu Tode futtern.“ Puff sagt in Sophiens Reisen: „ich will mein Herz nicht wieder wasserstriemig machen“. „Die Thränen laufen ihm über die Backen wie die Bomben.“

Hr. S — behauptete immer, der Schulmeister sey dem Edelmanne das, was das Gericht dem Bratenwender ist.

§. 456. Auch das niedrige Komische aber hat einen ihm eigenen Grad der Würde, so gut als jede andere Schreibart. Der Schriftsteller darf nur die edelsten und anständigsten Züge wählen, und nie bis zum Schmutze, zu Grobheiten und Zoten herabsinken. Er würde dadurch nicht nur den Geschmack des Lesers beleidigen, sondern auch die Empfindung des Lachens verhindern, also seinen Zweck verfehlen, da das, was Ekel und Unwillen erregt, nicht zugleich Lachen hervorbringen kann.

§. 457. Eben so darf man nicht glauben, daß jede Abweichung von den herrschenden Analogien der edlen Vorstellungs- und Sprechart, oder jede Ungereimtheit lächerlich sey. Es gehört dazu mehr als bloße übertriebene Tropen, veraltete, niedrige Wörter, u. s. w. Diese sind zwar, wie wir gesehen haben, für das Komische sehr brauchbar, aber sie allein machen es nicht aus, ja sie verlieren das Lächerliche, wenn der Schriftsteller sie nicht geschickt anzuwenden versteht, und wenn es ihm an dem wahren komischen Talente, an Witz und Laune gebricht. Wer daher invita Minerva als Komiker auftritt, wird unfehlbar läppisch, matt und abgeschmackt.

# Siebente Abtheilung.

## Von dem poetischen Style.

§. 458. Die verschiedenen Arten des Styles, welche wir aus den besonderen Absichten des Redenden oder Schreibenden entwickelt haben, lassen sich wieder in zwey große Klassen theilen, in die Prose und Poesie. Von der Prose und dem prosaischen Style haben wir bereits gesprochen, daher wir nun zu der Poesie und dem poetischen (dichterischen) Style übergehen.

§. 459. Zuerst fragen wir: was ist Poesie, und wie unterscheidet sie sich von der Prose? Die Beantwortung dieser Frage ist von je an sehr verschieden ausgefallen. So haben Einige das Wesen der Poesie im Sylbenmaße und Reim, oder in der Harmonie, Andere wieder in der Erdichtung zu finden geglaubt. Zu der erstern Meinung wurde man durch die eigene Art von Wohlklang verleitet, welche mit dem poetischen Ausdrucke verbunden ist, und welche eben daher auch veran-

laßte, die Poesie die gebundene, und die Prose im Gegensatz die ungebundene Rede zu nennen. Die andere Meinung entstand aus dem Vorbegriffe, der in dem Griechischen Worte Poësie liegt, indem dieses das in sich begreift, was wir Dichtung oder Erdichtung nennen.

§. 460. Weder das Eine noch das Andere kann das wahre Wesen der Poesie ausmachen. Sollte jede Rede, welche Sylbenmaß und Reim hat, den Namen der Dichtung oder der Poesie verdienen, so würden alle Hochzeitsgedichte und Neujahrwünsche dazu gehören, und jener Schuster, der die schwache Erleuchtung seiner Stube mit den Worten entschuldigte; „ich bin ein armer Schuster, drum brennt meine Lampe so duster,“ würde auf diese Art ein Poet oder ein Dichter genannt werden müssen. Man nenne solche Rede Reime oder Verse, aber nur nicht Poesie.

§. 461. Weit eher könnte die Erdichtung das Wesen der Poesie ausmachen, (wie denn schon Aristoteles und Plato es darin setzten), da dieser Begriff sich wirklich auf die meisten und vornehmsten Fälle anwenden läßt. Aber auch nur auf die meisten. Der Dichter hat es nicht immer mit Erdichtungen zu thun; er kann auch wirklich vorhandene Gegenstände beschreiben, wahre Begebenheiten erzählen, und wahre Empfindungen schildern, und sein Produkt wird immer Poesie und Dichtung seyn können. So klagt z. B. Haller bei dem Tode seiner Mariane; er erzählt in der ganzen Ode seine gehabten Empfindungen, ohne irgend etwas zu dichten, und doch haben geschmackvolle Kenner diese Ode immer als ein sehr vorzügliches Gedicht anerkannt.

§. 462. Einen sicherern Weg gehen wir, wenn wir erst auf die verschiedene Absicht merken, welche den prosaischen und poetischen Schriftsteller von einander

scheidet. Jenem ist es um richtige Vorstellung der Dinge und ihrer Verhältnisse, um Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes von allgemeinen und besondern Wahrheiten, und um Lenkung und Ueberredung des Willens zu thun. Er setzt also zwar wohl die verschiedenen Kräfte des Geistes und Herzens in eine vermischte Thätigkeit, allein seine Hauptabsicht geht doch zunächst auf Beschäftigung der oberen Kräfte, und die Erregung der unteren bleibt ihm bloß Mittel, die höhere Absicht desto sicherer zu erreichen. Dagegen ist bei dem poetischen Schriftsteller die Beschäftigung der oberen Kräfte nur Nebenzweck und Mittel. Seine Hauptabsicht geht zunächst und unmittelbar auf Phantasie, Witz, Empfindung u. s. w., also auf die Unterhaltung der unteren Kräfte.

§. 463. Durch diese verschiedene Absicht wird nun der Grad der Lebhaftigkeit bestimmt, welche dem prosaischen und dem poetischen Schriftwerke zukommt. Soll der Ausdruck zunächst die oberen Kräfte in Bewegung setzen, so verstattet er nur wenig Lebhaftigkeit, soll er auf die unteren wirken, so erfordert er den höchsten Grad derselben. Und nach diesen verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit können wir nun die Gränzen der Prose und Poesie so genau als möglich bestimmen. So oft nämlich in einem Werke die Lebhaftigkeit der Vorstellungen der hervorstechende höhere Zweck ist, dem die andern untergeordnet werden, so ist das Werk mehr zur Poesie gehörig; sobald sie nur Mittel oder untergeordneter Zweck ist, so ist es mehr zur Prose gehörig.

§. 464. Allein, wenn gleich das Wesen der Poesie nicht in Reim und Sylbenmaß, auch nicht in der Erdichtung bestehen kann, so gehören doch beide nur für den Dichter, und sind ihm Hülfsmittel, die Lebhaftigkeit der

Vorstellungen zu erhöhen. Denn, sehen wir auf die Harmonie, so finden wir, daß sie dem Ohre schmeichelt, der Einbildungskraft die Ideen mehr vergegenwärtigt, und die Absicht, Empfindungen zu erregen, leichter befördert. Betrachten wir die Erdichtung, so ist diese zwar da unnöthig, wo der Gegenstand schon an und für sich Lebhaftigkeit genug hat, und der Dichter kann ihn daher so vortragen, wie er ist. Aber leistet ihm die bloße Wahrheit zu seinem Zwecke kein Genüge, weil sie für ihn entweder zu kalt, zu verwickelt oder zu leer ist, so versteckt er sie in Erdichtung, trägt kalte, sinnliche Vorstellungen noch sinnlicher vor, macht abstrakte Ideen anschaulich, hüllt alltägliche Begriffe in ein neues Gewand, oder erdichtet wohl gar ganze Geschichten, und ersetzt durch diese Dichtung das, was der trockenen Wahrheit an Lebhaftigket abgeht. Da nun dies der gewöhnlichste Fall bei dem Dichter ist, so hat man daher auch die Benennung des Ganzen genommen.

§. 465. Harmonie und Dichtung arbeiten also mit auf den letzten Zweck des Dichters hin, und lassen sich auf den allgemeinen Begriff der Lebhaftigkeit zurückbringen, die wir als das Wesen der Poesie betrachtet haben. Fassen wir demnach das Gesagte zusammen, so ist die Poesie nichts anders, als die möglichste lebhafte oder sinnliche Darstellung eben so lebhafter Vorstellungen, oder, wie schon Baumgarten sagte: das Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede.

§. 466. Die Lebhaftigkeit, als der unterscheidende Charakter der Poesie, umfaßt also sowohl die Form, als die Materie. Sie zerfällt daher in die innere und in die äußere. Jene besteht in der sinnlichen Kraft und Anschaulichkeit des Inhaltes und der Vorstellungen, diese begreift den Wohlklang und die Harmonie der Wörter

und Redesätze in sich. Findet sich in einem Werke sinnliche Kraft und Anschaulichkeit des Inhaltes in einem überwiegenden Grade, so hat es innere Poesie, oder Poesie des Inhaltes; sind die Regeln der äußern Lebhaftigkeit so genau beobachtet, daß die Hauptabsicht des Schriftstellers, die unteren Kräfte zu unterhalten, sichtbar daraus hervorgeht, so hat es äußere Poesie, oder Poesie der Form. Sind beide Arten mit einander verbunden, so entsteht die wahre oder vollkommene Poesie. Wo bloß die äußere Lebhaftigkeit fehlt, da ist poetische Prose; wo es an der inneren mangelt, da ist prosaische Poesie oder metrische Prose.

Beisp. Wir wollen das Gesagte durch einige Beispiele erläutern, und die Richtigkeit der von der Poesie gegebenen Erklärung daran beweisen. — Wenn ein Geschichtschreiber erzählt: „der König nahm so weise Maßregeln, und griff die Oestreicher so vortheilhaft an, daß er einen vollkommenen Sieg erhielt," so fühlt Jedermann, daß dieß Prosa ist. Es ist die kalte Sprache des Verstandes, die bloß belehren und unterrichten will. Wenn aber der Lobredner des Königs sagt: „da stand der bewunderte Held, denkend und Plane schaffend zur kühnen Schlacht, den Nacken des stolzen Feindes zu beugen, und mit starkem Schwertschlag den Lorbeer zu erringen. Im Vertrauen auf den Muth seiner Krieger führt er sie, als Weiser und als Held, gegen die feindlichen Schaaren, stürzt ihre dicht gedrängten Reihen in Staub, und stolz im Gefühl seiner überlegenen Kraft, steht er, als Sieger, auf dem blutigen Kampfplatz," — so begreift man leicht, daß der Redner nicht mehr bloß unterrichten, sondern Bewunderung für seinen Helden erwecken wollte; daher hat sein Ausdruck einen hohen Grad der Lebhaf-

tigkeit, aber es fehlt die äußere, und es ist daher nur unvollkommene Poesie, oder poetische Prose. Es wird aber vollkommene Poesie, wenn Gleim über diesen Gegenstand sagt:

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog, bei Sternenklang,
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schaale stieg,

weil hier äußere Lebhaftigkeit mit der innern aufs genaueste verbunden ist.

Dagegen kann es nicht Poesie genannt werden, wenn Hagedorn singt:

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Es ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn.
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden,
Ein Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten,
Die freien Handlungen auf einen Zweck zu richten.

Hier ist Sylbenmaß und Reim, also äußere Lebhaftigkeit; dennoch ist die Stelle nicht Poesie, ihr Inhalt ist matt und prosaisch, es fehlt ihr an innerer Lebhaftigkeit, sie ist also prosaische Poesie oder metrische Prose.

Wir wollen noch eine Stelle aus den Geßnerischen Idyllen und Ramlers metrischer Uebersetzung derselben anführen, um daran zu zeigen, wie viel die innere Lebhaftigkeit durch die äußere gewinne. — Chloe glaubt ihren Daphnis ertrunken: „Ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und das Echo wieder-

holte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt: Ach Daphnis, Daphnis! O ihr treulosen Wellen! Ihr Nymphen! O ich Elende! ich zaudere, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß."

— — — von erstickenden Seufzern
Schwoll ihr Busen empor; sie schluchzte, winselte, schrie dann
Laut gen Himmel: ein lautes Geschrei begonnen die Hügel,
Banges Winseln durchwallte den Hain, und Winseln das Ufer. —
Und nun riß sie die Locken vom Haupt, nun schlug sie mit beiden
Händen sich Stirn und Brust — Ach Daphnis! Daphnis! — O Nymphen! —
O treulose Wellen! — Ich zaudre noch? säume noch länger,
Ich Elende, den Tod in den Wellen zu suchen, die meines
Lebens Freude mir raubten? — Sie sprachs, und stürzte vom Ufer.

§. 467. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Poesie älter sey, als die Prose. Denn da jene eine vollkommen sinnliche Rede ist, und die sinnliche und anschauliche Erkenntniß nach den unwandelbaren Gesetzen der Natur der Abstraction immer vorangeht, so muß auch die erste Sprache eines jeden Volkes ganz oder größtentheils aus sehr sinnlichen Vorstellungen bestehen, also einen hohen Grad der Lebhaftigkeit haben, und folglich poetisch seyn. Und wenn es auch nie ei-

nen Zeitpunkt gab, in welchem die Menschen mit einander in Versen sprachen, so ist doch gewiß, daß die meisten Wörter einer noch unkultivirten Spache Nachahmungen natürlicher Laute sind, die sich auch auf den Ton und Klang erstrecken, und der Sprache also auch etwas Gesangartiges, oder einen gewissen Grad der äußern Lebhaftigkeit geben. Diese Behauptung wird sowohl durch die frühesten Nachrichten, welche uns die Geschichte fast in Ansehung aller Nationen ertheilt, als auch durch die neuern Reisebeschreiber bestätigt. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß die Poesie nur gesitteten Nationen zukomme, und ein Zeichen einer höhern Ausbildung sey. Sie gründet sich vielmehr auf die menschliche Natur, und ist der Antheil aller Völker und aller Zeiten, äußert sich aber da am stärksten, wo Phantasie und Leidenschaften noch in ihrer wilden Regellosigkeit über die Menschen herrschen, und also auch ihren Einfluß auf Ausdruck und Sprache am sichtbarsten zeigen.

§. 468. Alles, was wir im Vorhergehenden von den allgemeinen Eigenschaften einer jeden guten Schreibart gesagt haben, gehört auch für den poetischen Styl. Es ist ein in den schönen Künsten ausgemachter Satz, daß nichts schön seyn kann, was nicht zugleich rein, richtig, verständlich, zweckmäßig und wohlklingend ist. Da nun der Poesie die höchste Lebhaftigkeit, also auch die höchste Schönheit zukommt, so sind ihr diese Eigenschaften um so nothwendiger, und der Mangel derselben würde hier eben so sehr auffallen, als ein Muttermahl in einem schönen Gesichte. Daher darf man Sprachunrichtigkeiten und Härten nicht damit entschuldigen, daß man sie für erlaubte poetische Freiheiten ausgiebt, welches, einem alten Vorurtheile zufolge, zwar ...t, aber gewiß nicht mit Grunde, geschehen ist.

Anmerk. Quintilian und Horaz sprechen über diese poetische Freiheit in mehreren Stellen. Allein der erstere rechtfertigt sie wohl eigentlich nicht, sondern er sagt nur, (B. 1 Kap. 5) daß man um solcher Flecken willen, Dichter nicht ganz verwerfen, sondern sie dulden müsse; und letzterer spricht (de arte Poetica V. 346) nur von solchen Fehlern, die eine Folge der menschlichen Schwäche sind, und mehr in der Darstellung als in der Sprache liegen. Von den Fehlern der Nachlässigkeit aber sagt er ausdrücklich, daß er ihrer mit Verachtung spotte.

§. 469. Wenn wir demnach die allgemeinen Eigenschaften der schönen Schreibart auch für den poetischen Styl als ein wesentliches Erforderniß schon voraussetzen, so sehen wir nur noch auf das, was dieser Stylart besonders und eigenthümlich zugehört. Wir haben gezeigt, daß sie den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erfordere, und daß diese in die innere und äußere zerfalle, so daß sie nicht bloß die anschaulichen Vorstellungen und Begriffe, sondern auch die Harmonie in sich begreife. Dieser Eintheilung zufolge betrachten wir also 1) die innere, und 2) die äußere Lebhaftigkeit.

## 1) Innere Lebhaftigkeit.

§. 470. Die innere Lebhaftigkeit erfordert, daß der Dichter die Sprache der untern Kräfte rede, oder im möglichsten Grade anschaulich sey. Dies geschieht nicht nur, wenn die ganze Reihe von Vorstellungen den untern Kräften angemessen ist, sondern auch wenn jede Idee von Wichtigkeit, die sinnlich und anschaulich ausgedruckt werden kann, wirklich in einer sinnlichen und anschaulichen Gestalt dargestellt wird. Ich sage kann; nicht jeder Ausdruck also braucht sinnlich zu seyn. Es giebt mehrere Vorstellungen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, und

nicht anschaulich gemacht werden können, oft aber doch unentbehrlich sind. Von diesen ist hier nicht die Rede, sondern nur von denen, welche einer lebhaften Darstellung ihrer Natur nach fähig sind, oder welche, wenn sie eine solche sinnliche Einkleidung nicht verstatten, gar nicht hätten gebraucht werden sollen. Fehlt der Dichter dagegen, so wird sein Ausdruck matt und prosaisch.

§. 471. Das Matte liegt sowohl in einzelnen Wörtern als in ganzen Gedankenreihen und Sätzen, und ist entweder absolut oder relativ matt. Zu den absolut matten gehören alle die Wörter und Ausdrücke, welche die Hauptbegriffe auf eine so kalte und unanschauliche Art ausdrucken, daß der Dichter sie gar nicht gebrauchen darf, daß sie also schlechterdings unpoetisch sind. Relativ matt sind alle Wörter, welche zwar an und für sich Anschaulichkeit haben, aber in der Verbindung, darin der Dichter sie brachte, durch schon zu häufigen Gebrauch keinen Eindruck mehr auf den Leser machen. Von der letztern Art haben wir bereits schon §. 243. gesprochen, daher wir hier nur bei den absolut matten Ausdrücken stehen bleiben.

§. 472. Absolut matt sind

1) Alle Wörter, welche keine anschauliche Vorstellung enthalten, und nur als Flick- oder Füllwörter um des Sylbenmaßes oder Reimes willen gebraucht werden. Als überflüssige Wörter sind sie zugleich ein Fehler gegen die Präcision.

Z. B. Die Jahr und Zeit der ersten Jugendblüthe,
Die wir verlebt in Freud und fröhlichem Gemüthe.

Eben so:

Seitdem du voller Eil den Körper abgelegt,
Worin der innre Geist sich unbehülflich regt.

Bodmer.

2) Wörter, welche zwar keine Füllwörter sind, aber doch keine Anschaulichkeit haben, und den Hauptbegriff auf eine sehr kalte und unpoetische Art darstellen.

Z. B. Unendlich ist ihr Ruhm, ersprießlich ihre Kraft.
Hagedorn.

Der Vorwitz, der mich treibt, ist ohne Schuld und rein,
Und deines Vaters Ruh kommt damit überein!
Bodmer.

Zu den unpoetischen gehören auch: so ziemlich, gleichsam, nachtheilig; ferner viele lange Zusammensetzungen: Staatsverwaltung, kunstverständig; und Verba, welche durch zwei Ableitungssylben gebildet werden, weil die abstracten Vorsylben den Hauptbegriff schwächen, als: veruntreuen, beeinträchtigen, beurkunden.

3) Häufige und besonders vielsylbige Verbindungswörter, weil sie sehr abstracte Begriffe bezeichnen.

Z. B. Von mir, o Freund, ist nie der Schlaf gewichen,
Als wenn du hast nach Mitternacht
Voll Patrioten-Ernst den größten Held verglichen
Mit Herkuls Kämpfer-Macht.
Karsch.

4) Die meisten ausländischen und Kunstwörter. Hat aber ein ausländisches Wort mehr Anschaulichkeit als das sinnverwandte einheimische, so ist sein Gebrauch in der Poesie untadelhaft.

5) Wörter von vielumfassender Bedeutung. Je allgemeiner ein Ausdruck, je weniger anschaulich ist er, und je weniger also auch für die Poesie brauchbar.

Z. B. Dahin gehören: gut, schön, Freude, Heil, Pein, u. s. w. Indessen sind sie nur da nicht brauchbar, wo der jedesmalige Zusammenhang eine schärfere Bestimmung erfordert.

§. 473. So wie nun schon einzelne Ausdrücke, wenn sie nichts Anschauliches haben, für die Poesie zu matt sind, so sind es auch, und noch weit mehr, die Sätze und Gedankenreihen, in welchen jene abstracte Ausdrücke vorkommen, weil sie die untern Kräfte ganz unbeschäfftigt lassen.

Beisp. — — So komm dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete Seele.

Klopst.

Feierlich übergebe ich dir, Todesengel, das Opfer,
Nimm ihn, er opfert sich selbst, und führ ihn zum ewigen Tode!
Wie es geschehn soll, davon weißt du des Richters Befehl auch.

Klopst.

§. 474. Um das Matte in einzelnen Fällen zu vermeiden, bediene man sich 1) solcher Figuren, welche das Abstracte unter einem sinnlichen Bilde darstellen, das Allgemeine individualisiren, und das Unbestimmte näher bestimmen. 2) Gebrauche man solche Formen und Ausdrücke, welche aus der kalten Sprache des Verstandes entfernt, und für den lebhaften Ausdruck aufgespart sind. Dies sind Wörter, welche man veraltete nennt, aber mit Unrecht, da sie nicht wirklich veraltet, sondern nur für die kaltblütige Sprache nicht gebräuchlich sind.

§. 475. Nicht alles, was für eine bestimmte Dichtungsart zu wenig Lebhaftigkeit hat, ist darum überhaupt matt. Es kann gar wohl seyn, daß eben der Ausdruck, welcher in der Verbindung, worin er steht, matt ist, in einer andern hinlängliche Kraft und Lebhaftigkeit hat. Der jedesmalige Grad der Lebhaftigkeit wird durch den Stoff, die Absicht, und Gemüthsstimmung des Dichters be-

stimmt, und darnach wird denn auch die poetische Schreibart in die vertrauliche, mittlere und höhere abgetheilt. Ein lyrisches Gedicht wird also einen ganz andern und höheren Grad von Lebhaftigkeit erfordern, als ein Lehrgedicht, aber beide werden deshalb nie zur kalten Prose herabsinken dürfen. Empfindet der Dichter jedesmal dasjenige, was der Leser empfinden soll, selbst recht lebhaft, oder befindet er sich in demjenigen Zustande, welchen wir die Begeisterung nennen, so wird er nie gegen die Lebhaftigkeit des dichterischen Styles verstoßen.

Beisp. Man sehe diesen Unterschied in der Lebhaftigkeit an folgenden Stellen, von denen die erste zum didaktischen, die andere aber zum lyrischen Gedichte gehört.

„Wohlangebrachte Müh! Gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet ihr, sonst alles wißt ihr eh.
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerey,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und jeder sey,
Das überlegt ihr nicht; ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.

Haller.

Dagegen lese man nun die Stelle von Uz.

„Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf. Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang!
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen

## II. Aeußere Lebhaftigkeit oder Harmonie des poetischen Styles.

§. 476. Wir haben gesehen, daß selbst der prosaische Styl eine gewisse Harmonie, welche Rhythmus oder Numerus genannt wird, erfordere (§. 170. u. s. w.) und daß dazu auch die geschickte Abwechselung langer und kurzer Sylben gehöre. Wie vielmehr muß der äußere Wohlklag dem poetischen Style zukommen, da das Wesen der Poesie in dem höchst möglichsten Grade der Lebhaftigkeit besteht. Diese, welche wir die äußere genannt haben, liegt 1) im Sylbenmaße, und 2) im Reime, die beide in der Kunstsprache Metrum genannt werden.

§. 477. Ehe wir uns aber in weitere Betrachtungen über die äußere Lebhaftigkeit des poetischen Styles einlassen, müssen wir bemerken, daß alle Schönheit, die aus dem Wohlklange der einzelnen Wörter oder ihrer Zusammenstellung, ohne Hinsicht auf ihre Bedeutung und den darunter verstandenen Gedanken entspringt, gar nicht zum Wesen der Dichtkunst gehört, obwohl es gewiß ist, daß die Harmonie die Einbildungskraft stärker fesselt, und ihr das Zusammenfassen der Theile erleichtert. Denn in so fern man hierdurch bloß für das Wohlgefallen des Ohres sorgt, und ein Mensch, der die Sprache gar nicht versteht, doch durch diesen Wohlklang ergötzt werden kann, dienen die Worte bloß als unartikulirte Töne, als Schalle, und ihre Zusammenstellung schlägt in das Fach der Tonkunst. Indessen dürfen wir hier das zu unserm Zwecke Nöthige nicht ganz übergehen, daher wir uns etwas dabei verweilen.

§. 478. Da Worte und Wortreihen Folgen der Empfindungen und gewisser Reihen von Empfindungen sind,

diese aber vorzüglich durch langsame oder geschwinde, oder abwechselnde Aufeinanderfolge sich auszeichnen, so werden auch die Sylben und Worte denselben Gang nehmen, und bald langsam, bald geschwinde, bald in der Geschwindigkeit abwechselnd, auf einander folgen, so daß sie einen gewissen abgemessenen, immer nach einiger Länge wiederkehrenden Schritt bilden. Man nennt diese abgemessene Folge der Sylben und Wörter das Sylbenmaß, weil der Dichter, ehe er einen Vers bilden kann, die Sylben zählen, und ihre Länge oder Kürze durch das Gehör messen muß.

§. 479. Eine Sylbe, welche eine geschwinde Bewegung ausdruckt, heißt kurz; druckt sie aber eine langsame Bewegung aus, so nennt man sie lang. Das Zeichen für eine kurze Sylbe ist ᴗ und das Zeichen für eine lange —. Hat die Sylbe einen halben Ton (wie manche Ableitungssylben) so ist sie lang und kurz.

§. 480. Aus der Zusammensetzung zweier oder mehrerer kurzer und langer, oder kurzer und kurzer, oder langer und langer Sylben entsteht ein Fuß. Da nun die Sylben auf vielerlei Art mit einander verbunden werden können, so giebt es auch viele Füße, von denen wir hier nur einige bemerken wollen: der Jambus (ᴗ —), der Trochäus (— ᴗ), der Spondäus (— —), der Dactylus (— ᴗ ᴗ), der Amphibrachis (ᴗ — ᴗ), der Anapäst (ᴗ ᴗ —), der Pyrrhychius (ᴗ ᴗ), der Choriambus (— ᴗ ᴗ —), der Molossus (— — —), der Bachius (ᴗ — —).

§. 481. Eine bestimmte Folge von Füßen giebt die Versarten, welche den Namen derjenigen Füße annehmen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, wenn sie nämlich aus lauter gleichartigen Füßen, oder dem größten Theile nach aus solchen bestehen; z. B. die Jambische Vers-

art, wenn lauter Jamben zusammengesetzt sind, die Trochäische, wenn lauter Trochäen da sind. Und hier macht die Anzahl der Füße dann den weitern Unterschied aus. Es giebt nämlich eine drei-, vier-, fünf- und sechsfüßige Jambische, Trochäische Versart. Werden aber nicht gleichartige Füße zusammengesetzt, so entstehen verschiedene andere Versarten, z. B. die hexametrische, pentametrische u. s. w. Die Lehre von den Versarten macht eine eigene Wissenschaft aus, die man Prosodie nennt.

§. 482. Ein Vers, auf Latein versus, das Umwenden mit der Pflugschar, von verto umkehren, auf Griechisch στιχός, Ordnung, ist nichts anders, als ein Theil von dem Ganzen, das in ähnlicher Ordnung immer aufs neue zurückkehrt. Mehrere solcher Verse bilden die Strophe, von dem Griechischen Worte στρεφειν, wenden, drehen, weil die Alten ihre Gesänge mit Tanz begleiteten, und die Tänzer während der Strophe auf die eine, und während der Antistrophe auf die andere Seite sich wendeten. Die Abmessung der Verse nach ihren Füßen wird Scansion genannt.

§. 483. Zwischen einigen von diesen Füßen ist oft, vornemlich in längern Versen, ein Ruhepunkt, und zwar in Hexametern (derjenigen Versart, wo sechs Füße, und zwar Spondäen mit Dactylen abwechseln) zwischen dem dritten und vierten; in Alexandrinern (sechsfüßigen Jamben) in der Mitte, in fünffüßigen Jamben nach dem zweiten oder dritten Fuße. Dieser Ruhepunkt, der dem Verse vielen Wohlklang giebt, heißt Einschnitt oder Cäsur.

Una sa | lus vi | ctis, nul | lam spe | rare sa | lutem.

Virg.

Dagegen

Dagegen hat folgender Vers keine Cäsur.

Nuper | quidam | doctus | coepit | scribere | versus.

§. 484. Sowohl die ältern als die neuern Nationen sind bei der Prosodie von verschiedenen Grundsätzen ausgegangen. Einige Völker, deren Sprache und Aussprache von musikalischer Art war, gründeten ihr Sylbenmaß auf die Länge oder Kürze der Sylben (Quantität); diejenigen aber, bei welchen die Beschaffenheit der Sylben in der Aussprache nicht so deutlich bemerkt wurde, auf die Anzahl der Sylben, und auf die gehörige Vertheilung der Accente und Pausen. Das erstere war der Fall bei den Griechen und Römern, das andere ist der Fall bei den meisten neuern Nationen.

§. 485. Der Deutsche bedient sich zur Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben eines sehr einfachen Zeichens, nämlich des Accentes. Accent heißt ein gewisser Stoß der Stimme auf einen besondern Buchstaben einer Sylbe, wodurch nicht nur dieser Buchstabe von seinen Nachbaren, sondern auch die Sylbe, zu welcher er gehört, von den übrigen Sylben des Wortes unterschieden wird. So unterscheidet der Accent in dem Worte Hundert nicht bloß das u von den übrigen Buchstaben, sondern auch die erste Sylbe von der letzten.

Anmerk. Man muß den Wortaccent, von welchem wir hier sprechen, nicht mit dem Redeaccente verwechseln. Jener hebt in einem Worte die wichtigste Sylbe, dieser in einem Satze das wichtigste Wort heraus.

§. 486. Jedes mehrsylbige Wort unserer Sprache hat eine auf diese Art ausgezeichnete Sylbe. Diese ist in den meisten Wörtern fest und unwandelbar durch die Bedeutung bestimmt, indem man diejenige Sylbe heraushebt, welche die Wurzel des Worts ausmacht. So z. B. ist in Vergebung die Sylbe geb betont, weil

diese die Würzelsylbe ist und den Hauptbegriff des Gebens in sich schließt, der durch die Sylben ver und ung nur seine besondere Modification erhält. Die einsylbigen Wörter haben keinen bestimmten Accent, aber einen accentuirten Buchstaben; eben so wenig sind die Biegungssylben betont; die Ableitungssylben aber haben zuweilen einen halben Ton. Von diesem Gesetze hängt nun die Länge und Kürze der Sylben ab. Jede Sylbe, welche den vollen Ton hat, ist lang, jede welche den halben Ton hat, ist gleichgültig, und jede, welche gar keinen Ton hat, ist kurz.

§. 487. Die Länge und Kürze der Sylben ist also keine Sache der Willkühr, sondern beruht auf dem einfachen und leichten Gesetze, nach welchem in jedem Worte die Wurzelsylbe den Ton hat, daher auch kein Deutscher die darauf gegründeten Verhältnisse verfehlen kann. Bei den Römern und Griechen dagegen wurde der Sitz des Tones nach sehr verwickelten Regeln bestimmt, indem das Meiste auf die Anzahl und Beschaffenheit der auf einen Vocal folgenden Buchstaben ankam.

§. 488. Ein anderes Hülfsmittel der äußern Lebhaftigkeit ist der Reim, oder der Gleichklang der Endsylben in den Zeilen, als in erheben und vergeben. Dieses Hülfsmittel, welches die äußere Aehnlichkeit der Theile eines Gedichts noch erhöht, setzt mehr als das Sylbenmaß den Gehörsinn in eine harmonische Thätigkeit und ertheilt dem Gedichte etwas Gesangartiges und Musikalisches.

§. 489. Die Römer und Griechen kannten den Reim, gebrauchten ihn aber nicht, weil ihre Sprache durch das Tönende der Worte, durch die freie Stellung und Versetzung derselben, so wie durch die musikalische, gesangartige Aussprache schon Harmonie und

Wohlklang genug hatte. Aber was sie nicht bedurften, ist vielleicht andern Sprachen nothwendig, oder gewährt ihnen doch wenigstens einen Ersatz für ihre mindere Vollkommenheit. Daher finden wir, daß alle neueren Völker in allen Welttheilen, bis zu den rohen Volksstämmen in Canada und Mexico, bei welchen die Beschaffenheit der Sylben in der Aussprache nicht so deutlich bemerkt wird, und bei denen das Musikalische im Tone wegfällt, den Wohllaut ihrer Verse zum Theil mit auf jene Rückkehr gleichlautender Töne gründen, so daß man den Reim nicht als ein Werk des Zufalles oder der Nachahmung, sondern als eine in der menschlichen Natur tief gegründete Erscheinung betrachten muß.

§. 490. Schon diese Allgemeinheit des Reimes widerlegt die oft geäußerte Meinung, daß er, als ein barbarisches Wortgeklingel, bloß Kindern gefallen könne, und seinen Ursprung einzig und allein der Verderbtheit des Geschmackes zu verdanken habe. Viele Gedichte im Deutschen (z. B. Ramlers Oden), die wir als Meisterstücke betrachten, sind in gereimten Versen geschrieben, und andere Nationen, z. B. die Engländer, haben gleiche Produkte (Pope's Lockenraub) aufzuweisen, die jeder als Werke des guten Geschmackes schätzt, und deren Harmonie auch dem feinsten Ohre gefallen muß. Hält man den Reim für barbarisch, so bedenke man, daß ja die ganze Dichtung barbarischen Völkern zugehört, deren Vorstellungsart und Ausdruck immer desto sinnlicher und anschaulicher, folglich auch desto poetischer ist, je weniger aufgeklärt sie sind. Was für Rom und Griechenland barbarisch war, ist es darum nicht auch für uns, da wir in dem Conventionellen unsrer Empfindungsart und Sprache noch immer Gründe für die Beibehaltung des Reimes haben.

§. 491. Indessen ist es allerdings wahr, daß der Reim auch unter den Deutschen vielen sonst guten und ächt dichterischen Produkten geschadet, und den Wohlklang öfters eher gehindert als befördert hat. Mehrere Dichter nehmen sich nämlich die Freiheit, kurze und lange Endsylben mit einander zu reimen, oder sie sind auch wohl mit Wörtern von einer oft nur sehr entfernten Aehnlichkeit im Klange zufrieden, wovon man selbst in Hallers, Kleist's und Bürgers Gedichten Beispiele antrifft. Allein diese Härten begründen nicht sowohl einen Vorwurf gegen den Reim, als vielmehr gegen den Dichter, und beweisen nur, daß dieser in dem Augenblicke, wo er schrieb, zu bequem war, oder daß ihm nicht der ganze Vorrath von Wörtern mit allen Wendungen der Rede zu Gebote stand.

§. 492. Auch ist es gewiß, daß der Reim den Gedanken Fesseln anlegt, und nur zu oft die lebhafte Phantasie des Dichters unterbricht. Allein dies sind keine Schwierigkeiten, welche sich nicht überwältigen lassen sollten. Die vortrefflichsten Dichter aller Nationen haben es bewiesen, daß dichterische Gedanken sehr gut mit dem Reime bestehen können; und wenn es bei einigen sichtbar ist, daß der Reim Schöpfer der Gedanken wurde, so liegt der Grund davon in der Armuth des Dichters, der seiner Sprache nicht mächtig ist. Je mehr er die Hindernisse zu besiegen, und beides, fruchtbare Gedanken und Reim, mit einander zu verbinden weiß, so daß nirgend ein Zwang sichtbar ist, um so grösser ist der Dichter, und um so mehr Anspruch macht sein gereimtes Gedicht auf den Namen eines Kunstprodukts.

§. 493. Dennoch bleibt es gewiß, daß nicht für jede Dichtungsart der Reim gleich vortheilhaft ist. Es giebt sehr viele Gedichte, an denen wir diese Art

von äußerer Lebhaftigkeit nicht haben mögen. Dahin gehört das Erhabene, und alles, was sich durch Würde und Nachdruck auszeichnet, und also einen freiern und männlichern Sylbenschlag erfordert. Ein episches Gedicht z. B., oder ein Trauerspiel verliert offenbar durch die Fesseln des Reimes an seiner Würde, besonders da der so volltönende Schlußfall, der sich dem Ohre am Ende eines jeden Verses so merklich aufdringt, und die ernste Empfindung unterbricht, nicht immer zu vermeiden ist. Am Besten schickt sich der Reim zu solchen Gedichten, in welchen ein gemäßigter Ton herrscht, und worin weder besonderes Feuer der Gedanken, noch ungewöhnliche Erhabenheit im Ausdrucke erfordert wird, wie in Elegien, Episteln, Fabeln, und Satyren. Auch hier aber, wie in der ganzen Poesie, bedenke man, daß die äußere Lebhaftigkeit nicht auf Kosten der innern erlangt werden darf.

§. 494. Man theilt die Reime in männliche und weibliche. **Männlich** heißt der Reim, wenn nur eine, und zwar die letzte Sylbe mit einer andern gleichklingend ist, als: **Muth** und **gut**; **Pracht** und **Macht**; **Wahrheit** und **Mäßigkeit**. **Weiblich** aber ist der Reim, wenn die Endungen in den zwei letzten Sylben gleichklingend sind, als: **leben** und **geben**; **brüderlich** und **schwesterlich**; **Freuden**, **Leiden**.

§. 495. Alle Gedichte zerfallen in zwei Hauptklassen. Entweder stellt der Dichter den Gegenstand selbst dar, und druckt zugleich seine eigenen Gefühle und Leidenschaften mit aus, oder er stellt bloß den Gegenstand in ästhetischer, an sich gefälliger Form, dar, ohne Ausdruck seiner Leidenschaften und Gefühle. Was die erste Klasse betrifft, so kann der Ausdruck des Gefühls oder der Leidenschaften des Dichters herrschende Haupt-

absicht seyn, oder der Gegenstand selbst ist Hauptabsicht, und die Leidenschaft nur untergeordnet. Jenes giebt die Ode, das Lied und die Elegie; dieses das beschreibende Gedicht, das Lehrgedicht, Heldengedicht (Epopöe), Rittergedicht (Romanze), Schäfergedicht (Idylle), Spottgedicht (Satyre). Zur zweiten Klasse gehören die Fabel, der Roman, das Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel. Dazu kommen noch in Verbindung mit musikalisch mahlerischer Darstellung die Cantate und die Oper. Andere Gedichte, wie die Hymne, das Sonnet, sind nur Unterarten. Die poetische Epistel, Heroide und das Epigramm sind keine eigentlichen Gedichte, und werden nur ihrer malerischen Form wegen in der Dichtkunst abgehandelt.

Anmerk. Ich habe hier Manches berührt, was, strenge genommen, nicht in die Lehre vom Style gehört, und deshalb auch von Herrn Adelung theils ganz übergangen, theils nur flüchtig angeführt worden ist. Allein ich glaubte, daß es dennoch zweckmäßig sey, bei dieser Gelegenheit denjenigen, welche einen kurzen Ueberblick dieser Materie wünschen möchten, das Allgemeinste davon mitzutheilen, und dem Lehrer Veranlassung zu geben, vielleicht etwas Vollständigeres darüber zu sagen. Das Ausführlichere gehört in die Poetik.

# Zweiter Abschnitt.

Besondere Arten des Styles nach der äußern Form.

§. 496. Obgleich das Innere des Styles, dessen Verschiedenheit durch die relative Würde und die Absicht des Schriftstellers bestimmt wird, die Hauptsache bei einem jeden Schriftwerke ist, so darf doch die äußere Form nicht ganz übersehen werden, weil auch sie ihre eigene Behandlungsart erfordert, und, wenn auch nicht das Wesen des Styles ändert, doch einigen Einfluß auf die Schreibart behauptet. Sie ist eine Sache des Zufalles, indem sie durch äußere Veranlassungen und Umstände, so wie durch die eigene Wahl und Willkühr des Schriftstellers bestimmt wird. Die vorzüglichsten Formen sind 1) Gespräche. 2) Briefe, und 3) feierliche Reden.

## Erstes Kapitel.

Von dem Gespräche.

§. 497. Das Gespräch oder der Dialog ist eine wörtliche Unterredung zweier oder mehrerer Personen, und theilt sich in das mündliche und schriftliche oder nachgeahmte.

### I. Das mündliche Gespräch.

§. 498. Das mündliche Gespräch macht zwar auf einige Nachsicht gegründeten Anspruch, da der Redende zur genauen Ueberlegung und Wahl seines Ausdruckes nicht viel Zeit hat. Dennoch sollte jeder Mann von

Geschmack sich auch hier von der anständigsten Seite zeigen, nicht nur, weil man oft den Menschen nach seinem mündlichen Vortrage beurtheilt, sondern auch, weil es Pflicht des Sprechenden ist, sich Andern so angenehm als möglich mitzutheilen.

§. 499. Ein gutes mündliches Gespräch erfordert:

1) Richtige Aussprache aller einzelnen Sylben und Buchstaben. Dahin gehört besonders der Unterschied zwischen den verwandten Buchstaben, (b und p, d und t) zwischen den Vocalen und Doppellauten (i und ü), so wie zwischen den Hauch- und Gaumenlauten (g, ch, j und k.)

2) Vermeidung aller Unrichtigkeiten. Deren giebt es nun, wie man weiß, unzählige. Wir sprechen hier indessen nicht von den groben Fehlern, deren sich nur der ganz Ungebildete zu Schulden kommen läßt, sondern von gewissen kleinern Nachlässigkeiten, die dem großen Haufen nicht auffallen, wohl aber dem Gebildeten anstößig sind. Dahin rechne ich z. B. den unnützen Gebrauch des Possessivi nach Genitiven (meines Vaters sein Haus); die Verbeissung der Biegungssylben (ein groß Haus) und die fehlerhafte Trennung zusammengesetzter relativer Partikeln (ich will Sie hinführen, wo Sie hin wollen, st. wohin Sie wollen.)

3) Vermeidung aller niedrigen und provinziellen, so wie aller unnützen ausländischen Wörter. Letzteres besonders ist im gemeinen Leben der Fall, und der Deutsche hört noch immer nicht auf, sich hierin vor allen andern Nationen durch Nachlässigkeit und Pedanterie auszuzeichnen.

4) Vermeidung aller Dunkelheit und Weitschweifigkeit. Erstere entsteht besonders dann, wenn man über Gegenstände spricht, denen man nicht gewachsen ist, oder

überhaupt, wenn man sich von der Sache, die man vorträgt, nicht klare Begriffe verschafft hat. Daher die häufigen widrigen Fragen der Zuhörer oder Mitsprechenden, die um Erklärung und deutlichere Auseinandersetzung bitten. Weitschweifigkeit aber entsteht dann, wenn der Redende nicht bei der Materie bleibt, sondern viele zur Absicht nicht gehörige Umstände mit einflickt, so daß man die eigentliche Hauptsache darüber fast vergißt.

§. 500. Allein man hüte sich auf der andern Seite auch vor dem studierten, ängstlich abgemessenen und gesuchten Ausdrucke, der bei denen gewöhnlich ist, die alles gern recht schön sagen möchten, ohne hinlängliche Sprach- und Sachkenntniß zu haben. Der mündliche Ausdruck muß bei aller Richtigkeit, Reinheit und Schönheit, doch auch Natürlichkeit haben; man muß es ihm ansehen, daß er auf der Stelle entstanden, oder die Sache des gegenwärtigen Augenblicks sey.

§. 501. Die Würde des mündlichen Ausdrucks wird durch die jedesmalige Person, zu der man spricht, und durch äußere Umstände bestimmt. Der gewöhnliche Gesprächston nimmt seinen Ausdruck aus der vertraulichen Schreibart. Allein ist der Gegenstand des Gesprächs wichtig und ernst, groß und erhaben, oder hat die Person für den Sprechenden Wichtigkeit und einen höheren Grad der Würde, so kann der Redende von dem ernsthaften mittlern Style bis zum erhabenen hinaufsteigen.

## II. Das schriftliche oder nachgeahmte Gespräch.

§. 502. Das schriftliche Gespräch ist Nachahmung des mündlichen, und hat also die oben angegebenen Eigenschaften mit ihm gemein. Nur erfordert es als schriftstellerisches Produkt einen höhern Grad der Reinigkeit und Richtigkeit, da hier die Kürze der Zeit,

welche dem mündlichen Gespräche zur Entschuldigung dient, nicht statt findet. Eben so muß es auch von aller Kunst und allem gesuchten Schmucke frei seyn, da es die mündliche Unterredung vertritt.

§. 503. Dagegen nimmt das schriftliche Gespräch, nach Beschaffenheit der Umstände, die kleinen Nachlässigkeiten des mündlichen zuweilen absichtlich an, und verträgt sich auch wohl mit einer gewissen Umständlichkeit: nur muß der Sprechende nicht zu schmutzigen Vorstellungsarten herabsinken, da auch der niedrige Gesprächston seinen ihm eigenthümlichen Grad der Würde hat, und das schriftliche Gespräch nicht die Natur selbst, sondern ein nachgeahmtes Kunstwerk ist, und die schöne Kunst nur immer das Schöne und Edle jeder Art ausheben darf.

§. 504. Die nachgeahmten Gespräche sind entweder **wirkliche**, in welchen die Personen als wirklich redend, oder in mündlichen Gesprächen begriffen, auftreten; oder es sind **erzählte**, wo der Schriftsteller bloß als Geschichtsschreiber auftritt, und das Gespräch erzählungsweise vorträgt. Letztere stehen den erstern an Lebhaftigkeit sehr nach.

§. 505. Das **wirkliche** Gespräch ist wieder von doppelter Art. Entweder ist es mit einer Handlung verbunden, wie in Schauspielen, und dann heißt es **dramatisch**; oder es enthält bloß die Urtheile und Empfindungen der sich unterredenden Personen, welche gemeinschaftlich über einen Gegenstand Betrachtungen oder Untersuchungen anstellen; in diesem Falle nennen wir es **belehrend, unterhaltend, philosophisch**. Beide sind in so fern **schildernd**, als sie Genie und Charakter der redenden Personen durch Aeußerung ihres Ideenganges, ihrer Empfindungen und Leidenschaften

genau und anschaulich entwickeln. Die Haupteigenschaft dieses schildernden Dialogs ist, daß der Schriftsteller die Personen ihrem Charakter genau anpassend sprechen lasse, also auf ihre Denkart, ihren Stand, ihr Alter, ihr Vaterland, u. s. w. beständige Rücksicht nehme.

---

# Zweites Kapitel.

---

## Von den Briefen.

§. 506. Ein Brief ist ein schriftlicher Vortrag, der an eine abwesende Person gerichtet ist, um die Stelle der mündlichen Rede zu ersetzen. Hieraus erhellet zugleich, daß derjenige Ausdruck, welcher nach den jedesmaligen Umständen für eine mündliche Unterredung sich am Besten schicken würde, auch der ächte und passendste für einen Brief ist.

§. 507. Der Briefstyl fordert also einen leichten, faßlichen und kunstlosen Zusammenhang der Gedanken, und einen höchst natürlichen, fliessenden Ausdruck, der auf der einen Seite eine unangenehme Trockenheit, und auf der andern allen weit hergeholten Schmuck vermeidet. Da aber der Brief nicht der mündliche Ausdruck selbst ist, und mehr Muße und Vorbereitung voraussetzt, so erfordert er auch mehr Wahl, Ueberlegung, und Behutsamkeit, daher man ihm auch nicht die Nachlässigkeiten des mündlichen Vortrages zu Gute halten kann.

§. 508. Der Ton des Briefes wird durch die Sache und die Person bestimmt, an die er gerichtet ist. Er kann scherzhaft oder rührend und pathetisch, spielend oder feierlich, erzählend oder didaktisch seyn; kurz es lassen sich alle Gegenstände, worüber man schreiben, und alle Empfindungen, die man ausdrucken kann, in

die Briefform bringen. Unterredet man sich mit einem Freunde über gleichgültige Gegenstände, so herrscht der vertrauliche Ton; ist aber die Person, an welche der Schreibende seinen Brief richtet, durch äußere Würde über ihn erhaben, so erfordert der Styl auch mehr Ernst und Würde. Die beste Regel für den Schreibenden ist: er stelle sich die Person, an die er schreiben will, als gegenwärtig vor, und richte dann die Schreibart seines Briefes nach dem Tone ein, in welchem er sie mündlich anreden würde.

§. 509. Sehen wir auf die Veranlassung der Briefe, so theilen sie sich in Zuschriften und Antworten. Die letztern werden in Rücksicht auf ihren Inhalt und ihre Einkleidung durch die vorhergehenden bestimmt; daher sich hier bloß die Regel geben läßt, daß man, mit Beobachtung aller Deutlichkeit und Bestimmtheit, keinen Punkt, der sich beantworten läßt, unberührt lasse, und daß man diese Punkte, so viel als möglich, in der Ordnung beantworte, in der sie in der Zuschrift aufgeführt worden sind.

§. 510. Sehen wir aber auf den Inhalt, so sind die Briefe von sehr vielfacher Art. Wir könnten sie unter vier Rubriken bringen: 1) Geschäfftsbriefe mit ihren Unterarten, als Bittschreiben, Befehlsschreiben, Berichtschreiben, Erkundigungs- und Entschuldigungs-Schreiben; 2) Wohlstandsschreiben, wohin alle Condolenz- und Gratulationsbriefe, so wie die Danksagungsschreiben gehören; 3) Empfindsame und rührende Briefe, wozu wir die Trostschreiben und einige zur vorigen Art gehörige rechnen, in so fern nicht bloß der Wohlstand, sondern wahre innere Empfindung Theil daran hat; 4) Vertrauliche Briefe; 5) Wissenschaftliche und unterrichtende Briefe.

§. 511. Daß nach dieser Verschiedenheit des Inhalts der Ton und Ausdruck des Briefes sich richten müsse, versteht sich schon von selbst. Wir machen daher hier nur noch einige Bemerkungen in Ansehung der genannten Briefarten. Die Geschäfftsbriefe erfordern, ihrer Natur nach, einen gewissen Ernst, und machen unter allen Arten am meisten auf Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze Anspruch. Es herrscht in ihnen der Geschäfftsstyl, der aber doch durch die Briefform mehr Freiheit und Geschmeidigkeit erhält. Die Briefe des **Wohlstandes** sind wegen ihres ärmlichen Stoffes die schwierigsten, und eben deshalb auch gewöhnlich die schlechtesten. Wer nicht durch gesellschaftlichen Umgang ausgebildet ist, und wer nicht zugleich die Geschicklichkeit besitzt, sich in die Empfindungen und Ideen eines Andern hineinzudenken, oder den Mangel des Interesse durch neue Wendungen in der Einkleidung zu ersetzen, der wird nie einen erträglichen Brief dieser Art schreiben können. Bei den empfindsamen und rührenden dagegen darf man nur die Sprache des Herzens reden, und demjenigen, der wirkliche Theilnahme fühlt, wird es auch an dem Ausdrucke der Rührung nicht fehlen. Indessen muß man auch darauf sehen, was diejenige Person, an welche das Trostschreiben gerichtet ist, nach ihrer Lage, ihren Verhältnissen, ihrer Art zu denken, am meisten trösten kann, und in Gratulationsschreiben, welcher Umstand von der Person besonders als glücklich für sie angesehen wird. Die vertraulichen Briefe enthalten entweder Aeußerungen der Freundschaft und des Wohlwollens, oder sie betreffen zugleich Geschäffte, oder sie sind bloß dem Vergnügen gewidmet. In den letztern haben Witz, Laune und Scherz ein offenes Feld, und alle Hülfsmittel der Lebhaftigkeit dienen zu ihrer Ver-

schönerung. Sie erfordern daher auch eine blühende Einbildungskraft und einen feinen Geschmack. Die wissenschaftlichen und unterrichtenden dienen besonders dazu, einem an sich trocknen Gegenstande mehr Lebhaftigkeit zu geben, ihn faßlicher und einleuchtender darzustellen, und ihn von dem steifen und schulgerechten Wesen des didaktischen Vortrages zu entkleiden. Sie erhalten auch dadurch, daß sie an eine bestimmte Person gerichtet sind, so wie durch manche aus dem gegenseitigen Verhältnisse der correspondirenden Personen hergenommene Züge, mehr Anziehendes und Unterhaltendes.

Anm. Wir haben wenig gute Briefmuster aus der neuesten Zeit aufzuweisen, daher Gellerts und Rabeners Briefe noch immer den Vorzug haben, und jedem Anfänger als Muster der Lebhaftigkeit, Natürlichkeit, und des muntern leichten und gefälligen Tones, empfohlen werden können.

§. 512. Außer dem Inhalte und Vortrage des Briefes kommt bei dem Deutschen noch das Brief-Cerimoniell in Betrachtung, welches andere Nationen entweder ganz oder doch zum Theil als überflüssig angesehen haben. In der That sollte man auch, wenn ein Brief in jedem Falle die Stelle der mündlichen Unterredung vertritt, alle die steifen und geschmacklosen Höflichkeits-Bezeigungen aus ihm zu entfernen suchen, die man bei der mündlichen Unterhaltung nicht findet. Indessen, ein so guter Anfang auch schon darin unter den Gebildetern gemacht ist, so betrachtet man das Brief-Cerimoniell doch noch unter höheren Personen als ein wesentliches, oder durch Herkommen und Gewohnheit nothwendig gewordenes Stück der Hochachtung, und in so fern dürfen wir wenigstens mit diesen solennen Formeln nicht ganz unbekannt seyn. Wir rech-

ken dazu 1) die Anrede oder Titulatur, 2) die Benennung in dem Briefe selbst, 3) den Beschluß, und 4) die Aufschrift.

§. 513. 1) Die Anrede oder Titulatur ist zwar in freundschaftlichen und vertraulichen Briefen nicht mehr gewöhnlich, und pflegt in den meisten Fällen durch einen krummen Strich (ℰ) der sich bis zum Anfange des Briefes herunterzieht, ersetzt zu werden. Allein in Briefen an Unbekannte und Höhere muß man sich diesem Zwange noch oft unterwerfen. In diesem Falle bedient man sich des durch den Gebrauch bestimmten, dem Stande der jedesmaligen Person anpassenden Titels. Da nun aber die Stände und äußern Verhältnisse so verschieden sind, so hat man auch eine große Menge von solchen Formeln erfunden, und die pedantische Sorgfalt, das jedesmalige Verhältniß des Schreibenden genau auszudrucken, macht daher große Schwierigkeiten. Indessen sind manche dieser Formen doch schon durch den bessern Geschmack abgekürzt und sprachrichtiger gemacht worden, so daß z. B. der Ausdruck Hochgelahrt ganz aus der Anrede entfernt, oder da, wo er noch gebraucht wird, doch in Hochgelehrt, wie Hochzuehrend in Hochgeehrt umgewandelt worden ist, daher man wenigstens dieses Bessere für sich annehmen muß.

Anm. Wir wollen einige der bei uns gewöhnlichsten Formeln nach den verschiedenen Ständen und äußern Verhältnissen hier nur flüchtig berühren, denn etwas Vollständiges darüber muß man nicht hier, sondern in einem Briefsteller suchen. Man unterscheidet bei der Titulatur zwischen Adlichen und Bürgerlichen. Jene bekommen, sie mögen in Bedienungen stehen oder nicht, den Titel: Hochwohlgebohren, der nach dem höhern oder geringern Ansehen, und nach den Ver-

hältnissen des Schreibenden, noch den Zusatz: gnädiger Herr, erhält. Ist der Adliche ein Graf oder Baron, so wird dieses dem Titel beigefügt, und der erstere wird alsdann Hochgebohren angeredet. Steht er in einem Amte, als Minister, Rath rc. rc., so wird sein Charakter dabei mit angeführt. Ein König wird in Briefen Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster genannt. Die Bürgerlichen der höheren Stände sind entweder weltliche oder geistliche Geschäfftsmänner, oder Gelehrte und Privatisirende. Stehen die weltlichen Geschäfftsmänner vermöge ihres Amtes in gleichem Range mit dem Adel, wie die wirklichen Geheimräthe, so erhalten sie ebenfalls Hochwohlgebohren; ist dies nicht, so heißen sie, mit Ausschluß derjenigen Subalternen, die nicht den Rathstitel haben, Wohlgebohren. Die geistlichen Geschäfftsmänner werden wieder nach den höheren oder geringern Graden ihres Amtes verschieden titulirt. Räthe werden Hochwürdige, Inspektoren Hochehrwürdige, und Prediger Hochwohlehrwürdige angeredet. — Gelehrte und Privatisirende, wenn sie keinen Raths-, Professor- oder andern Titel haben, heißen Hochedelgebohren, obwohl auch hier auf persönliche Umstände öfters Rücksicht genommen, und diese Anrede mit Wohlgebohren vertauscht wird. Ueberhaupt nennt man alle diejenigen Hochedelgebohren, welche in geringern Bedienungen stehen, so wie auch Kaufleute, Künstler, Handwerker und ihnen verwandte Stände. Nach der Verschiedenheit der Länder und Regierungen leiden alle diese Titulaturen manche Abänderungen, um die wir uns hier weiter nicht bekümmern können.

§. 514. 2) **Die Benennung in dem Briefe selbst.** Hier sind bisher noch immer die veralteten Formen Ew. oder Euer, Dero und Ihro in Gebrauch gewesen, denen alsdann der jedesmalige Titel beigesetzt wird. Allein

lein diese Steifheit hat sich in neuern Zeiten schon so ziemlich verloren, und man bedient sich daher in den meisten Fällen nur das Sie und Ihnen, und giebt dem Ausdrucke solche Wendung, daß die altmodische Höflichkeitssprache eben nicht vermißt wird.

§. 515. 3) Der Beschluß wiederholt die Titulatur der Anrede, auf welche alsdann noch gewöhnlich ein Ausdruck der Achtung oder gar der Abhängigkeit folgt, je nachdem das Verhältniß des Schreibenden, oder der Stand und die äußere Wichtigkeit des Angeredeten, das Eine oder das Andere erfordert. Man steigt im Deutschen von dem bereitwilligsten Diener bis zum unterthänigsten, durch ergebenen, gehorsamen und unterthänigen, nebst allen Superlativen, hinauf. Unter Freunden und Bekannten aber ist es mit dem Ausdruck: der Ihrige, völlig abgemacht. Hinter der Höflichkeitsformel steht der Name.

§. 516. 4) Die Aufschrift enthält den Titel und Charakter, welcher der Person zukommt. Wir bemerken hier nur, (was sich freilich schon von selbst versteht,) daß es albern ist, sie in Französischer Sprache abzufassen, da wir jetzt nicht mehr Franzosen zu Post-Beamten haben, wie bei der ersten Anlegung der Posten, wo die Unkunde mit der Deutschen Sprache solche Aufschriften nothwendig machte, und da es überhaupt doch wohl angemessener ist, einem Deutschen Briefe auch eine Deutsche Kleidung zu geben. Löblich ist es, daß in neuern Zeiten auch die Aufschriften kürzer und einfacher eingerichtet worden sind, indem schon häufig die Titulaturen weggelassen, und bloß der Charakter und Name, als nothwendige Bestimmungen, ausgedruckt werden.

---

# Drittes Kapitel.

## Von der feierlichen Rede.

§. 517. Die Rede im engsten Verstande, oder die feierliche Rede, als ein eigenes Produkt der Wohlredenheit, ist ein nach den Regeln der Kunst ausgearbeiteter, nach einer gewissen Form eingerichteter, und zum mündlichen Vortrage bestimmter Aufsatz, durch welchen man Andere von einer Wahrheit überreden, oder durch wahrscheinliche Gründe zum Beifall bewegen will. Derjenige, welcher eine solche Rede verfertigen und vortragen kann, heißt ein Redner, und die Geschicklichkeit oder Fertigkeit hierin ist die Beredsamkeit.

§. 518. Dadurch, daß der Redner den Zweck der Ueberredung hat, die auf bloß wahrscheinlichen und sinnlichen Beweisgründen beruht (§. 422.) wirkt er vornehmlich auf die untern Kräfte, und wenn die Gründe zunächst von den Gemüthsbewegungen hergenommen sind, so sucht er zu rühren. Da aber der Verstand dabei nicht unwirksam seyn darf, sondern im Gegentheil den Gegenstand der Rede erst nach seiner Wahrheit, Wichtigkeit und Nützlichkeit erkannt haben muß, so können auch Unterricht und Ueberzeugung von der Ueberredung oder Rührung nicht getrennt werden. (§. 423.)

§. 519. Die Alten theilten alle Reden in drei Arten, in die beweisende (oratio demonstrativa) berathschlagende (deliberativa) und gerichtliche (judicialis) Rede. Der Zweck der beweisenden Rede war Lob und Tadel; der rathschlagenden — Empfehlung oder Abrathung gewisser Maßregeln; der Zweck der gerichtlichen — Anklage oder Vertheidigung.

Die gewöhnlichsten Gegenstände der erstern Art waren Lobreden, Spottreden, Glückwünschungsreden und Leichenreden. Die berathschlagenden beschäfftigten sich mit öffentlichen Angelegenheiten, welche in dem Senate, oder vor der Versammlung des Volks erörtert wurden. Die gerichtlichen setzten einen streitigen Rechtsfall vor Richtern aus einander, welche die Macht hatten loszusprechen oder zu verdammen.

§. 520. Diese Eintheilung ist aber unserer heutigen Beredsamkeit nicht mehr recht angemessen, theils, weil die gerichtlichen Reden bei uns wegfallen, theils, weil unsre geistlichen Reden nicht mit darunter begriffen sind. Ueberdies aber ist es auch nicht zu leugnen, daß die drei angegebenen Arten, obgleich sie in allen rhetorischen Abhandlungen der Alten gefunden werden, zu sehr in einander laufen, daher wir einen andern Eintheilungsgrund aufsuchen.

§. 521. Sehen wir auf den Inhalt, so sind die Reden entweder geistlich oder weltlich; giebt aber die Absicht des Redners den Eintheilungsgrund ab, so will er entweder bloß gefallen, wohin die Lobreden gehören, oder er will zugleich unterrichten, belehren und überzeugen, oder er sucht, nebst diesen letztern Absichten auch noch zu rühren. Streng genommen, verdienen nur die Vorträge der letztern Art den Namen der Reden, weil nur sie dem Begriffe dieses Worts entsprechen.

§. 522. Indessen scheint auch diese Eintheilung nicht bestimmt genug, indem Inhalt und Absicht sich nicht gut von einander trennen lassen. Wir sehen daher lieber auf unsre gegenwärtige Einrichtung, nach welcher das Thema, oder die Hauptwahrheit, wovon wir Jemanden überreden wollen, hauptsächlich dreierlei Gegenstände betrifft, nämlich wissenschaftliche, politische

und religiöse Gegenstände. Wir nehmen daher auch dreierlei Arten von Reden an: wissenschaftliche, politische und religiöse. Zu der erstern Art rechnen wir besonders Schul- und akademische Reden, wohin auch Lobreden gehören; zu der zweiten gehören solche, die zunächst den Staat, die Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum betreffen, oder überhaupt bei feierlichen, weltlichen Veranlassungen gehalten werden, z. B. Huldigungsreden, Gesandtschaftsreden, Landtags- und Wahlreden; zur dritten Art gehören die, worin Wahrheiten und Pflichten der Religion vorgetragen werden, und unter diesen sind die Kanzelreden, oder so genannten Predigten die gewöhnlichsten.

§. 523. Unsere heutige Beredsamkeit ist größtentheils auf die letztere Art, nämlich auf die Kanzelreden, eingeschränkt; diese gehören allerdings zu dem Gebiete der eigentlichen Beredsamkeit, und mehr als alle übrigen Gattungen des öffentlichen Vortrags, da sie für das Volk bestimmt sind, welches die Gegenstände, von denen der geistliche Redner handelt, als wichtig und mit seiner Glückseligkeit sehr nahe verwandt ansieht. Man hat zwar oft daran gezweifelt, daß die gottesdienstlichen Versammlungen ein schickliches Feld für die eigentliche Beredsamkeit wären; allein, wenn die Beredsamkeit in der Kunst besteht, eine Wahrheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, so, daß sie auf den Willen wirkt, so müssen die Wahrheiten der Religion der brauchbarste Stoff dazu seyn, da sie schon an und für sich so beschaffen sind, daß sie den Einfluß auf den Willen, vermittelst der untern Kräfte, bewirken können und müssen, und keine anderen Wahrheiten mehr Würde, Wichtigkeit und allgemeineres Interesse haben, als die der Religion.

§. 524. Ohne uns indessen hier auf diese oder eine

andere Art von Reden besonders einzulassen, welches für die Rhetorik, als eine eigene Wissenschaft, gehört, bleiben wir bloß bei den allgemeinen Regeln für alle Arten von Reden stehen. — Der Redner hat die Absicht zu überreden, oder, wenn man diesen Begriff in seine Theile auflöset, zu unterrichten, zu überzeugen, und zu rühren. Er hat es also sowohl mit den obern als untern Kräften zu thun, obgleich sein nächster Zweck auf die letztern gerichtet ist. Um nun diese Absicht ganz zu erreichen, wähle er einen Gegenstand oder ein Thema welches wichtig und anziehend, so wie des strengsten Beweises und der möglichst sinnlichen Verschönerung fähig ist. Zugleich aber prüfe er auch, ob das Thema der Geistesbildung der Zuhörer oder den äußern Umständen, unter denen man spricht, der Zeit, dem Ort, dem Redner selbst, angemessen sey.

§. 525. Es ist noch ein anderer Grund da, ein wichtiges und anziehendes Thema zu wählen. Der Redner muß nämlich die Empfindung und Ueberzeugung, welche er Andern mittheilen will, selbst haben, weil es sonst seinem Vortrag an Kraft und Lebhaftigkeit fehlen würde. Daraus folgt aber, daß er einen Gegenstand wählen müsse, der auf ihn selbst einen starken Eindruck macht und für ihn innere Wichtigkeit hat.

§. 526. Hat der Redner sich einen Gegenstand gewählt, so suche er nun auch die Materialien aufzufinden, welche zur Erreichung seines Zwecks dienlich sind, d. h. er denke über seinen Gegenstand gründlich nach, betrachte ihn von allen Seiten, und sammele alle die einzelnen Ideen, welche sich ihm aus dem Thema darbieten. Diese können oft sehr reichlich seyn, aber es ist nicht allemal nöthig, den Gegenstand zu erschöpfen, auch nicht immer thunlich, da der Redner von Zeit und Umständen abhängt.

§. 527. Wenn nun der Redner seine Materialien aufgefunden hat, so ist es leicht, ihnen Eintheilung und Stellung zu geben, oder mit andern Worten: eine Disposition zu machen. Er darf nämlich nur die einzelnen Ideen unter gewisse Klassen bringen, indem er sie mit einander vergleicht, um Aehnlichkeiten unter ihnen zu entdecken. Hat er diese gefunden, so bezeichne er sie mit Worten, die alsdann den nächsten Gemeinbegriff (speciem) enthalten. Sind dieser Gemeinbegriffe noch zu viele da, so kann er sie nochmals vergleichen, und die, welche sich mit einander vereinigen lassen, unter gemeinschaftliche Rubriken bringen. Diese Rubriken werden endlich unter einen Hauptbegriff (genus) zusammengefaßt. Auf diese Art erhält er Proposition, Haupttheile und Unterabtheilungen; die Stellung der letztern bestimmen eine gesunde Beurtheilungskraft, und die Umstände, unter denen man spricht.

Beisp. Damit das Gesagte deutlicher werde, wollen wir hier eine solche Disposition entwerfen. Gesetzt, wir wollten über den Patriotismus sprechen, so würden sich uns bei einigem Nachdenken folgende Ideen aufdringen: 1) Der wahre Patriot liebt nicht bloß das, was ihm am nächsten liegt. 2) Er hängt nicht an bösen Gewohnheiten und Nationalstolz. 3) Er ist nicht gleichgültig gegen die Fehler seines Vaterlandes. 4) Der wahre Patriotismus ist ein Ausfluß der reinsten Menschenliebe. 5) Der Patriot umfaßt mit seiner Liebe alles, was schön, gut, groß und nützlich ist. 6) Er ist unpartheiisch und streng gegen sich selbst in der Ausübung seiner Pflichten. 7) Er ist eben so streng und unpartheiisch gegen Andere, deren Wohl er zu befördern sucht. 8) Er verbindet mit Gerechtigkeit auch Güte und Großmuth. 9) Freilich erfordert der Patriotismus oft Aufopferungen äußerer Vortheile.

10) Der Patriot findet Menschen, die dem Guten, das er üben will, sich widersetzen. 11) Er wird öfters verkannt und mit Undank gelohnt. 12) Dennoch bleibt ihm die Freude, das Gute gewollt und zum Wohl seines Vaterlandes gewirkt zu haben, die süßeste. 13) Er hat den Beifall seines Herzens und die Achtung guter Menschen. 14) Er erfreut sich der Folgen seiner Bemühungen, die oft Jahrhunderte fortdauern. 15) Er wirkt durch sein Beispiel auf seine Kinder, auf Alle, die ihn handeln sehen. 16) Er gewinnt dadurch selbst an intensiver Kraft und moralischer Ausbildung. 17) Er stellt sich das alles oft vor, und schätzt den Patriotismus immer höher. 18) Er übt ihn, so oft sich Gelegenheit dazu darbietet. 19) Er wählt sich zu seinem Umgange Vaterlandsfreunde, die seinen Patriotismus beleben. 20) Er studiert die Geschichte der verschiedenen Völker, und findet darin den Patriotismus zur höchsten Tugend des Bürgers erhoben. — Hier sind 20 Ideen als Individuen, welche wir, der obigen Regel gemäß, mit einander zu vergleichen haben. Bei dieser Vergleichung entdecken wir sehr leicht in 1. 2. 3. gewisse Aehnlichkeiten, indem wir hier finden, wie der Patriotismus sich nicht äußern soll; dies könnten wir: Aeußerung des falschen Patriotismus nennen. In 4. 5. 6. 7. 8. sind wieder Aehnlichkeiten. Sie enthalten das Gegentheil von dem Vorhergehenden, und wir könnten sie Aeußerung des wahren Patriotismus nennen. In 9. 10. 11. sind die Schwierigkeiten bei der Ausübung des Patriotismus, und in 12. 13. 14. 15. 16. die Antriebe, so wie in 17. 18. 19. 20. die Mittel, ein Vaterlandsfreund zu werden, angegeben. Wir hätten also folgende species: a) Aeußerung des falschen, b) Aeußerung des wahren Patriotismus. c) Schwierigkeiten. d) Antriebe. e) Mittel, oder: besondere Regeln. Diese species sind nun einer nochmaligen Vergleichung fähig. Wir finden

nämlich, daß a und b, und eben so c d und e sich sehr gut unter zwei gemeinschaftliche Rubriken bringen lassen. Die erste Rubrik (a und b) enthält den Charakter eines wahren Patrioten; die zweite (c. d. e) die Anweisung, wie man ein Patriot werden könne, oder: den Weg zum Patriotismus. Aus diesen beiden Rubriken ergiebt sich nun sehr leicht der Hauptbegriff: Belehrungen über den Patriotismus. Die Rubriken bei der zweiten Operation sind nun die Theile, und die species bei Vergleichung der Individuen sind die Unterabtheilungen. Wir hätten demnach folgende Disposition:

I. Charakter eines Patrioten, oder: was heißt ein Patriot?
   1) Falscher Patriotismus. 1. 2. 3.
   2) Wahrer Patriotismus. 4. 5. 6. 7. 8.

II. Weg zum Patriotismus, oder: wie muß man es anfangen, ein Patriot zu werden?
   1) Schwierigkeiten. 9. 10. 11.
   2) Reitze, oder Antriebe. 12. 13. 14. 15. 16.
   3) Mittel, oder besondere Regeln. 17. 18. 19. 20.

§. 528. Außer dieser Disposition haben nun noch unsre Reden eine gewisse Form, welche aus den drei Absichten des Redners, zu unterrichten, zu überzeugen und zu rühren, hervorgeht, und deren Beobachtung daher sehr nützlich ist. Jeder Vortrag bekommt nämlich eine Einleitung, um die Zuhörer auf den eigentlichen Inhalt vorzubereiten. Alsdann trägt man den Hauptsatz vor, klärt die etwa darin noch liegenden dunkeln Begriffe auf, entwickelt die damit verbundenen Umstände, unterstützt seine Behauptung mit Gründen, und räumt die möglichen Einwürfe aus dem Wege. Ist auf diese Art der Verstand gewonnen, so greift man

den Willen, vermittelst der untern Seelenkräfte an, und schließt endlich auf eine geschickte Art. Dies sind die gewöhnlichen Theile einer Rede, wie sie nach der Ordnung auf einander folgen. Man nennt solche Reden förmliche oder größere, im Gegensatz der freiern oder kleinern, wo diese bestimmte und hergebrachte Form und Ordnung nicht durchaus nöthig ist, sondern, wo einige Theile fehlen, oder auch anders gestellt werden können. Die Haupttheile einer solchen förmlichen Rede wären demnach 1) der Eingang, 2) der Vortrag des Gegenstandes und dessen Eintheilung, 3) die Erklärung, 4) der Beweis, 5) der rührende oder pathetische Theil und 6) der Beschluß.

§. 529. 1) **Der Eingang.** Cicero sagt: exordium est, ut auditorem habeas benevolum, attentum et docilem. Aus diesem wahren Zwecke des Einganges folgt, daß man solche Gedanken zum Eingange wähle, welche dem Zuhörer das Thema wichtig machen, oder ihm Begierde einflößen, recht aufmerksam zuzuhören. Dies geschieht theils, wenn der Redner die Zuhörer für sich einzunehmen sucht, durch Bescheidenheit und Darlegung seiner guten Absicht, theils wenn er einige Gründe von der Wichtigkeit des Gegenstandes vorlegt, welchen er abzuhandeln verspricht, theils, wenn er einige Vorurtheile dagegen wegräumt, und die Zweifel anführt, welche er zu lösen sich anheischig macht.

§. 530. Soll aber dieser Zweck erreicht und der Zuhörer wirklich geneigt und zu guten Eindrücken gestimmt werden, so ist es nöthig, daß der Redner folgende Regeln genau beobachte:

a) Der Eingang sey leicht und natürlich, und gehe aus dem Gegenstande selbst hervor. Für den Anfänger möchte es daher rathsam seyn, den Eingang zuletzt aus-

zuarbeiten, damit er nicht auf eine allgemeine Wahrheit gerathe, die mit der Rede in keiner Verbindung steht.

b) Der Ausdruck sey hier besonders schön und richtig; denn Nachlässigkeiten werden im Eingange, wo der Zuhörer noch kalt und gegen den Redner gleichgültig ist, am ersten bemerkt, und verursachen einen üblen Eindruck, der die gute Wirkung des Nachfolgenden hindert.

c) Der Eingang sey bescheiden in Ansehung des Ausdruckes, des Tones und der Gebehrdensprache, damit die Eigenliebe der Zuhörer nicht beleidiget werde.

d) Man nehme keinen wesentlichen Theil der Rede im Eingange vorweg, damit die folgenden Theile den Reitz der Neuheit behalten.

e) Die Länge des Einganges sey der Rede selbst angemessen.

f) Und endlich sey der Ton ruhig, und nur zu dem nachfolgenden Affekte vorbereitend. Nur selten ist es erlaubt, die Rede in vollem Feuer anzufangen.

§. 531. 2) Der Hauptsatz und die Eintheilung. Beide müssen kurz und so deutlich als möglich seyn, da das Verständniß der ganzen Rede darauf beruht. Die Eintheilung braucht nicht immer förmlich entwickelt zu werden; dies ist nur in Kanzelreden, der Faßlichkeit wegen, nöthig. Dennoch müssen die Theile, worin man den Hauptsatz zerlegt, wirklich von einander unterschieden seyn, und keiner muß den andern in sich schließen. So wäre es z. B. abgeschmackt, wenn Jemand handeln wollte a) von den Vortheilen der Tugend, und b) von den Vortheilen der Mäßigkeit, Bescheidenheit, rc. rc., weil diese zweite Abtheilung schon in der ersten liegt, und also nur eine Unterart ist. Endlich muß auch der Hauptsatz, nach der jedesmaligen Absicht des Redners,

durch die verschiedenen Theile erschöpft seyn, weil sonst der Gegenstand nur zerstückelt erscheint, und der Zuhörer nicht im Stande ist, das Ganze zu übersehen. Bisweilen folgt noch auf die Eintheilung eine Bitte um geneigte Aufmerksamkeit, die aber kurz, bescheiden und ohne Kriecherei seyn muß.

§. 532. 3) **Die Erklärung.** Diese hat zur Absicht, dem Zuhörer eine deutliche, hinreichende und dem Zwecke der Rede angemessene Vorstellung von der Sache, wozu man ihn überreden will, zu geben. Ist das, worauf es ankommt, eine Begebenheit oder eine Geschichte, so liefert der Redner eine vollständige Erzählung derselben. Man bedenke daher:

a) Was an und für sich zur Sache, die man erklären will, gehört.

b) Was sich der Zuhörer, nach dem Maße seiner Kenntnisse, ungefähr für Vorstellungen davon mache; man widerlege die vorauszusetzenden irrigen Begriffe, berichtige die halb wahren, und stelle die wahren von neuen Seiten dar.

§. 533. 4) **Der Beweis.** Die Beweisführung ist ein sehr wichtiger und der längste Theil der Rede, indem der Redner dadurch die Zuhörer von der Wahrheit des Erklärten überzeugen will. Der Beweise, welche man brauchen kann, giebt es sehr viele; ihre Anwendung wird bestimmt durch Ort, Zeit, Personen und äußere Umstände. Die vorzüglichsten bestehen in Vernunftschlüssen, Erfahrungsbeweisen, Zeugnissen, Beispielen rc. rc. Man muß aber auch nicht zu viel beweisen wollen, weil man sonst nur Zerstreuung bewirkt. Die natürlichste Stellung oder Anordnung der Beweise ist die, daß der stärkere den schwächeren unterstützt, und die stärksten bis zum Schlusse aufgespart werden. In-

dessen giebt es auch Fälle, z. B. wenn der Satz sehr zweifelhaft, und das Vertrauen des Zuhörers zum Redner ungewiß ist, wo gleich der stärkste Beweis vorangestellt wird.

§. 534. 5) Pathetischer Theil. Wenn nun der Verstand überzeugt ist, so entfernt sich der Redner bald mehr bald weniger von dem mittlern lehrenden Style, der bis dahin nöthig war, weil es hier bloß auf Ueberzeugung ankam, und sucht nun durch Beschäfftigung der Einbildungskraft und der Empfindung zu rühren. Dieser Theil ist das vorzüglichste Feld der Beredsamkeit. Doch muß man nicht glauben, daß gerade nur in diesem Theile Rührung herrschen könne. Sie muß sich vielmehr oft in die ganze Rede verflechten, und Klugheit, Umstände und sonstige Bedürfnisse müssen hier den Redner leiten. Sie erlangt aber nach geschehener Belehrung den höchsten Grad ihrer Stärke, und steht da am schicklichsten, wo es besonders darauf ankommt, den letzten Zweck — die Lenkung des Willens — zu erreichen.

§. 535. Um zu rühren, suche der Redner seinem Gegenstande durch individuelle Bestimmungen und belebende Züge eine dem Zwecke angemessene Anschaulichkeit zu ertheilen. Er bediene sich zu dem Ende, außer andern Hülfsmitteln zur Unterhaltung der Phantasie, deren ganzer Vorrath von Bildern ihm zu seinem Gebrauche offen steht, vorzüglich der Erweiterung, der Schilderung, der gehäuften und ausführlichen Beispiele, der Vereinzelung des Allgemeinen u. s. w., damit die Seele nicht nur lange bei dem Objekte verweile, sondern dasselbe auch in einer so klaren und sinnlichen Gestalt anschaue, daß sie einen tiefen und lebhaften Eindruck davon erhalten könne. Außerdem erfordert der wahre Ausdruck der

Empfindung eigene Rührung, weil der Redner sonst in leere Deklamationen verfällt, so wie man denn auch darauf zu sehen hat, daß eine starke Empfindung nicht weit ausgesponnen werde, weil der Zuhörer sonst ermüdet und abgespannt wird.

§. 536. 6) Der Beschluß richtet sich nach der Beschaffenheit der Rede. Ist sie bloß beweisend, so wiederholt man kürzlich die Hauptsätze der Rede, um dem Verstande noch einmal eine leichte und deutliche Uebersicht des Ganzen zu geben. Ist sie aber pathetisch, so dringt der Redner mit den vereinigten Kräften der Wahrheit auf das Herz ein, und schließt mit dem Pathos. Ueberhaupt aber concentrire man die höchste Kraft am Ende, und schließe mit einem starken Gedanken, damit ein starker Eindruck zurückbleibe, und der Zuhörer in voller Rührung abtrete.

Beisp. Man bemerke, wie Engel seine meisterhafte Lobrede auf Friedrich II. schließt:

„Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger, edler Gedanke: dem Könige nachahmen! denn was heißt es im Grunde mehr, als, so wie er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir's überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Un-

terschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet."

Eben so nachdrücklich ist der Schluß in Seybolds Rede von der Bildung der Jugend:

„Ich bin kein Feind der Freude. Genießen Sie also immer des Flors ihrer gegenwärtigen Jahre. Aber freuen Sie sich Ihrer Jugend so, daß die Tugend nicht darüber weine. Sie wissen wohl, daß nur der Tugendhafte wahre Freude fühlt, daß Tugend und Freude ewig verwandt sind, und beide ein himmlisches Band verknüpft. Und so entlassen wir Sie aus unserer nähern Aufsicht, aber nicht ganz aus unsern Augen, und gar nicht aus unserm Herzen. Denken Sie sich uns immer als geheime Zuschauer Ihrer Handlungen, noch mehr aber als uns — Gott.

§. 537. Was nun endlich noch die Schreibart des Redners betrifft, so wähle er den Redestyl (§. 424.) der aus dem rührenden, pathetischen und erhabenen, wie aus dem Lehr- und Geschichts-Style zusammengesetzt ist. Damit er aber bei diesen verschiedenen Stylarten nicht die Einheit verletze, so sehe er darauf, daß er nur nach und nach aus der einen Art in die andere übergehe.

§. 538. Eine der wichtigsten Eigenschaften des Redestyles, worauf bei der Ausarbeitung vorzüglich gesehen werden muß, ist ein geschickter Periodenbau, d. h. eine angenehme Mischung langer und kurzer Perioden sowohl, als auch eine solche Einrichtung derselben und eine solche Stellung der Worte, daß den Sprachorganen dadurch keine Gewalt angethan wird. Deshalb vermeide er so viel als möglich das Zusammenstoßen solcher

Vokale, die mit einer entgegengesetzten Oeffnung des Mundes gesprochen werden; er brauche ferner nicht viel einsylbige auch nicht eintönige Wörter hinter einander, und störe nicht das Verhältniß zwischen Vorder- und Nachsatz, indem er jenem zu wenig, diesem zu viel Worte giebt.

§. 539. Hier schließt sich nun die äußere oder körperliche Beredsamkeit an, die in so fern mit der innern in Verbindung steht, als diese durch schönen und wohlklingenden Periodenbau die Leichtigkeit der Aussprache und des Vortrages überhaupt nicht wenig befördern kann. Indessen gehört sie nicht in die Lehre vom Styl, sondern macht eine eigene Wissenschaft aus, die bei den Alten ein Theil der Musik war, von uns aber zur Rhetorik geschlagen wird. Wir bemerken daher hier nur im Allgemeinen, daß die äußere Beredsamkeit zwei Stücke in sich begreift, Deklamation und Aktion. Zu jener gehört das Hörbare der Rede — Aussprache und Stimme, zu dieser das Sichtbare, oder die Mienen- und Gebehrdensprache. Beide sind der vollkommenste Ausdruck des in einem Vortrage liegenden Sinnes und Affektes. Ohne ihn würde auch die schönste Rede an Einfluß auf die unteren Kräfte verlieren, und den Zuhörer kalt und ungerührt lassen.

# Dritter Theil.

## Erfordernisse und Hülfsmittel der guten Schreibart.

### Einleitung.

§. 540. Die Fertigkeit, sich deutlich, anmuthig, rein, edel und stark auszudrucken, ist für einen Jeden, der mündlich oder schriftlich auftreten will, eine Sache von Wichtigkeit. Allein ihre Erlangung setzt gewisse Erfordernisse und Hülfsmittel voraus, die theils von der Natur mitgetheilt, theils erworben seyn müssen. Zu jenen gehört das Genie, zu diesen die Sachkenntniß und der Geschmack. Letzteren erlangt man durch Kritik, Gebrauch der klassischen Schriftsteller und fortgesetzte Uebung. Von jedem dieser Stücke müssen wir hier noch das Nöthigste sagen.

## Erstes Kapitel.

### Von dem Genie.

§. 541. Das Wort Genie bedeutet nichts anders als das Lateinische Ingenium, von dem es abstammt, und welches schon im mittleren Latein in genium, noch mehr aber im Französischen in genie verkürzt wurde.

Allein

Allein da auch ingenium in einer so weiten Bedeutung gebraucht wird, so hat man auch viele Schwierigkeiten gefunden, den Begriff des abgeleiteten Wortes Genie zu bestimmen, daher wir eine Menge von verschiedenen Erklärungen darüber aufzuweisen haben.

Anm. Wir wollen hier nur einige der wichtigsten Meinungen einiger Gelehrten in Ansehung des Wortes Genie berühren. Sulzer sagt in seiner Theorie der schönen Künste: „der Mensch hat überhaupt Genie, der in den Geschäfften und Verrichtungen, wozu er eine natürliche Neigung zu haben scheint, eine vorzügliche Geschicklichkeit und mehr Fruchtbarkeit des Geistes zeigt, als andere Menschen. Das Genie scheint nichts anders zu seyn, als eine vorzügliche Größe des Geistes überhaupt, und die Benennungen: ein großer Geist, ein großer Kopf, ein Mann von Genie, können für gleichbedeutend gehalten werden.“ Baumgarten hat das Genie im weiten Verstande so erklärt: „Es ist das bestimmte Verhältniß der Erkenntnißvermögen unter einander in einem Menschen, und im engern Verstande, wenn es den Menschen zu gewissen Verrichtungen in einem ausnehmenden Grade geschickt macht.“ Feder hält das Genie für „ein vorzügliches Vermögen, verborgene und bisher nicht bemerkte Verhältnisse, Aehnlichkeiten oder Zusammenstimmungen zu entdecken.“ Blair sagt in seiner Rhetorik: „Das Genie begreift jederzeit eine gewisse erfindende oder hervorbringende Kraft, welche nicht dabei stehen bleibt, Schönheit allenthalben, wo sie sich zeigt, wahrzunehmen, sondern zugleich im Stande ist, neue Schönheiten hervorzubringen, und auf eine solche Weise darzustellen, in welcher sie den stärksten Eindruck auf die Gemüther machen müssen.“ Herder glaubt, „Genie im Allgemeinen wäre eine Menge in, oder extensiv strebender Seelenkräfte, oder rasch und lebend sich üben-

der Naturkräfte." Professor Schwabe zu Stuttgard hält das Genie für einen hohen Grad von Einbildungskraft, verbunden mit einem hohen Grade von Verstand. — Wichtig ist, was Wieland in seinem Versuch über das Genie sagt: Im 1sten Abschn. spricht er von den Bestandtheilen und dem Wesen des Genies. Er nimmt nicht die Einbildungskraft als die erste Quelle des Genies an, sondern setzt folgende Charaktere des Genies fest: den Erfindungsgeist, wohin er Beobachtungsgeist, Einbildungskraft, Dichtungsvermögen, und die Fertigkeit, Begriffe zu bilden, zu entwikkeln und anzuwenden, rechnet; das anhaltende Bestreben nach dem vorgesetzten Endzweck, und Leichtigkeit und Macht in der Ausführung der vorgesetzten Absichten. Und nun definirt er das Genie, daß es in einer vorzüglichen und der Seele eigenthümlichen Kraft zu wirken bestehe, wo der Charakter der eigenthümlichen Kraft die Kennzeichen der Selbstthätigkeit und der Fähigkeit zu erfinden in sich faßt. — Der 2te Abschnitt bestimmt die Grade und Gattungen des Genies. Hier will er, so wie Helvetius, keine Verschiedenheit in der menschlichen Seele selbst erkennen; und ob er zwar nicht mit ihm den Grund dieser Verschiedenheit bloß in der Erziehung findet, so sucht er ihn doch überhaupt in äußerlichen, besonders in physikalischen Ursachen. Nach einigen Betrachtungen über den ersten Grad des Genies in der Seele des Kindes, den er in der leicht zu erweckenden Aufmerksamkeit desselben findet, die von einer lebhaften Einbildungskraft und gutem Gedächtnisse unterstützt wird, nimmt er folgende drei Gattungen und Grade an: das gefällige Genie, das im Gebiet der Grazien arbeitet, und eine besondere Leichtigkeit in der Ausführung der verfolgten Ideen hat; das philosophische Genie, das die Anlage ist, solche aus richtigen Begriffen gefolgerte Wahrheiten zu entdecken, die eine Beziehung auf die menschliche

Glückseligkeit haben; und das praktische Genie, das in einer ununterbrochenen Thätigkeit bestehet, erkannte Wahrheiten sogleich zu benutzen, und das der Erzeuger der größten und schnellsten Entschlüsse ist 2c.

§. 542. Nach dem Sprachgebrauche bezeichnet Genie im weitesten Verstande den Umfang aller Geistesfähigkeiten eines Menschen, ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Stärke; daher sagt man: ein Mann von vielem oder von wenigem Genie. Bisweilen zeigt es aber auch nur eine vorzügliche Anlage zu einer bestimmten Wissenschaft, Kunst, oder zu einem Geschäffte an. So spricht man z. B. von Genie zur Mathematik, zur Dichtkunst, zur Musik, zur Handlung. In dem engsten Verstande bezeichnet es ein großes Maß der unteren Kräfte, und wenn sich diese bei einem Menschen auf eine vorzügliche Art äußern, so nennt man ihn ein großes Genie.

§. 543. Das Genie ist also in dem Erkenntnißvermögen des Menschen anzutreffen, und begreift Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Witz, Einbildungskraft, Scharfsinn, Verstand, u. s. w. unter sich. Weil nun jeder Mensch gewisse Geistesfähigkeiten besitzt, so hat auch ein Jeder einen gewissen Grad des Genies, oder Genie im weitesten Verstande. Allein, man verbindet mit diesem Begriffe vorzüglich nur einen großen und vorzüglichen Grad dieser Fähigkeiten, einen solchen, der sich über das gewöhnliche Maß derselben erhebt, und dieser Grad ist es eben, welcher zu schönen Produkten aller Art, also auch zu einem schönen Style, erforderlich ist, und Genie schlechtweg genannt wird.

§. 544. Da nun aber der Geistesfähigkeiten so viele sind, so fragt sich: ob jede derselben in einem vor-

züglich hohen Grade vorhanden seyn müsse, wenn ihr ganzer Inbegriff den Namen des Genies verdienen soll?

§. 545. Wenn wir diese Frage bejahten, so würden wir sehr wenige Genies, vielleicht gar keins, aufweisen können. Wollte man indessen ein Ideal eines solchen allgemeinen Genies haben, so würde man ihm eine vorzüglich scharfe Aufmerksamkeit, ein getreues Gedächtniß, eine sehr reitzbare Empfindsamkeit, eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, einen schnellen und treffenden Witz, einen durchdringenden Scharfsinn und eine eigenthümliche Laune beilegen müssen. Der gewöhnlichste Fall ist nur immer der, daß bei einem Menschen die eine oder die andere Fähigkeit im vorzüglichern Grade vorhanden ist. Ein solcher heißt ein besonderes oder bestimmtes Genie.

§. 546. Mag nun aber dieser besondere Vorzug in diesem oder jenem Theile des Erkenntnißvermögens bestehen, so ist doch so viel gewiß, daß in den schönen Künsten die unteren Kräfte die vornehmsten Fähigkeiten sind, und daß hier also Genie nichts anders heißt, als ein vorzügliches Maß derjenigen erzeugenden Geisteskräfte, welche zu den Werken der Wohlredenheit, deren größte Schönheit die Lebhaftigkeit ist, erfordert werden. Unter diesen Geisteskräften steht nun die Einbildungskraft oben an.

§. 547. Fragt man: ob das Genie erworben werden könne, so müssen wir diese Frage allerdings verneinen. Der Grund davon ist physiologisch, indem jede Geisteskraft von dem Verhältnisse der festen und flüssigen Theile des Körpers gegen einander, und besonders von dem Baue des Gehirns abhängt, und dieses Verhältniß schon in der ersten Anlage des Körpers gegründet ist. Kein Mensch kann uns sagen, was wir thun müßten, um ein Genie zu werden. Es ist

eine angebohrne Fähigkeit; es ahmt nicht nach, es erschafft sich selbst das Ganze aus Theilen, die ihm nicht gegeben sind, und stellt dar, was noch Keiner gesehen hat, und doch Alle billigen müssen. Indessen kann es allerdings, wie jedes Vermögen der menschlichen Seele, durch Kunst und Uebung erhöht und gebildet werden, und hängt überhaupt von vielen äußeren Umständen, dem Klima, der Lebensart, der Art der Beschäfftigung u. s. w. ab.

§. 548. Dieses Vermögen ist es nun, welches wir als Erforderniß zu einer schönen Schreibart nothwendig voraussetzen. Es läßt sich allerdings bei den verschiedenen Stylarten nicht bestimmen, welchen Grad von Genie der Schriftsteller zur Darstellung eines schönen Schriftwerkes besitzen müsse. Denn wir haben gesehen, daß die beiden Hauptklassen der Schreibart, der prosaische und poetische Styl, es mit verschiedenen Kräften der Seele zu thun haben, und daß jede der Unterarten, worin beide wieder zerfallen, ihr besonderes Maß der unteren Kräfte erfordert. Indessen sieht man doch leicht, daß zu denjenigen Stylarten, welche die Einbildungskraft, den Witz und die Empfindung beschäfftigen, die nicht erlernt werden können, und sich nicht sowohl an Muster halten, als vielmehr selbst schaffen, mehr Genie gehört, als zu denjenigen, die durch eine geringe und leichte Uebung bei einer gewöhnlichen Anlage zu erwerben sind. Der Geschäffts- und Lehrstyl also machen weit weniger Anspruch auf Genie, als der bildliche, rührende und komische, da der Schriftsteller in dem letztern Falle erfinden und darstellen muß, wenn er in dem erstern bloß nach schon bestimmten, vorher erlernten Regeln arbeiten kann.

# Zweites Kapitel.

## Von der Sachkenntniß.

§. 549. Der schöne Styl hat es nicht mit der Hervorbringung der Gedanken, sondern nur mit der Einkleidung derselben zu thun. Er setzt also den Stoff, welcher eingekleidet werden soll, schon voraus. Hat der Schriftsteller nun ein zu seinem jedesmaligen Zwecke hinreichendes Maß von diesem Stoffe, oder fehlt es ihm nicht an guten und brauchbaren Gedanken, so schreiben wir ihm Sachkenntniß zu.

§. 550. Es ist durchaus nothwendig, daß man eine deutliche und gründliche Kenntniß von denjenigen Gegenständen besitze, über welche man schreiben will. Wo diese fehlt, kann der Styl auch nicht die erforderliche Klarheit und Deutlichkeit haben; besonders aber wird ihm die nöthige Präcision mangeln, da der Schriftsteller, den seine Gedankenarmuth jeden Augenblick in Verlegenheit setzt, sich nun mit Worten, die entweder das schon Gesagte wiederholen, oder nicht zur Sache gehören, behelfen muß, und also in den unerträglichen Fehler der Weitschweifigkeit verfällt. Daher sind Briefe des Wohlstandes, welche oft ohne inneren Beruf geschrieben werden müssen, gewöhnlich so wortreich und schlecht, da es den Verfassern hier an hinreichendem Stoffe fehlte.

§. 551. Zu einem schönen Style ist es aber oft nicht hinreichend, bloß diejenige Sachkenntniß zu haben, welche nothdürftig zum jedesmaligen Zwecke gehört. Je mehr man sich aus den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens überhaupt zu eigen gemacht hat, je mannigfaltiger und ausgebreiteter also unsere Kennt-

niß ist, desto angenehmer, lebhafter, gründlicher und gedankenreicher wird unser Vortrag seyn. Besonders ist dies der Fall, wenn man zum Verstande spricht, und mehr die Absicht hat, zu belehren, als zu vergnügen, obgleich auch hier ein großes Maß von Sachkenntniß wünschenswerth bleibt. Lassen wir z. B. zwei Menschen über einen und denselben Gegenstand schreiben, dem beide gewachsen sind, so wird doch der, welcher mehr gesehen, gehört, gelesen, gedacht und empfunden hat, ihn von ganz neuen und fruchtbarern Seiten, mit größerer Anschaulichkeit und Gründlichkeit darstellen, als der Andere, wenn gleich auch gegen dessen Darstellung sich nichts sagen läßt.

---

# Drittes Kapitel.

## Von dem Geschmacke.

§. 552. Da man sich bei Beurtheilung eines Schriftwerkes auf den Geschmack, als auf den höchsten Richter, zu berufen pflegt, auch das Genie in ihm einen Führer findet, der es in seinen Ausbrüchen leitet, und es das Zweckmäßige von dem Zweckwidrigen, das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden lehrt, so ist es nöthig, hierbei noch einige Zeit zu verweilen, und, so viel davon zu unserm Zwecke gehört, diesen schwierigen Gegenstand zu beleuchten.

§. 553. Die erste Frage, welche wir uns hierbei vorlegen, ist: was heißt Geschmack? — Das Wort ist ein tropischer Ausdruck, der von der Empfindung, welche die Speisen auf die Zunge machen, hergenommen ist.

Verstehen wir daher unter Geschmack die Fähigkeit zur Beurtheilung der angenehmen und unangenehmen Empfindung, so ist die gewöhnliche Meinung, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse, allerdings wahr. Sind keine Gründe vorhanden, so läßt sich über nichts in der Welt streiten, und die Behauptung dessen, der uns sagt, daß Zucker bei ihm ein unangenehmes Gefühl errege, hat für ihn so viel Werth, als die unsrige für uns, die wir ihn süß und angenehm finden.

§. 554. Gehen wir einen Schritt weiter, und betrachten wir den Geschmack als die Fähigkeit, von den Schönheiten der Natur und Kunst angenehm gerührt zu werden, so haben wir auch hier etwas Wahres, das in der Natur des Menschen gegründet ist. Denn Jedermann weiß, daß wir an einer schönen Gegend oder an einem wohlgerathenen Gedichte Vergnügen finden, und durch Gegenstände dieser Art gerührt werden, ohne daß wir immer im Stande sind, die Gründe unsers Wohlgefallens deutlich anzugeben. Die Fähigkeit, durch welche wir jene Schönheiten empfinden, scheint daher wirklich einer Art von sinnlichem Gefühle gleich zu seyn, und eben darum hat sie auch ihren Namen von einem äußern Sinne erhalten.

§. 555. Wir bemerken auch, daß diese Fähigkeit in verschiedenen Graden allen Menschen gemein ist. Ein Jeder hat ein gewisses Gefühl für Schönheit, Ordnung, Ebenmaß und Harmonie. Schon bei Kindern zeigen sich die ersten Aeußerungen des Geschmackes in vielen Fällen, indem sie z. B. gern bei Bildern und Statuen verweilen, und ihr Wohlgefallen an regelmäßigen Körpern äußern. Der Landmann findet an Liedern und Erzählungen eine gewisse Art von Vergnü-

gen, und wird eben so von den Schönheiten der Natur, in den mannigfaltigen Erscheinungen am Himmel, gerührt. Selbst die Wilden haben ihre eigenthümlichen Verzierungen des Anzuges, ihre Kriegeslieder und Todtengesänge. Wir schließen hieraus mit Gewißheit, daß die ursprünglichen Anlagen des Geschmackes tief in der menschlichen Natur gegründet sind, und daß es dem Menschen nicht weniger wesentlich sey, ein gewisses Gefühl für Schönheit zu haben, als es ihm wesentlich ist, der Vernunft und der Sprache fähig zu seyn.

§. 556. So allgemein aber auch diese Fähigkeit ist, so finden wir doch einen großen Unterschied in Ansehung des Maßes, das diesem und jenem zu Theil wurde. Es giebt Menschen, bei denen sich nur ein schwacher Schimmer des Geschmackes zeigt; die Schönheiten, welche ihnen gefallen, sind von der niedrigsten Art, und auch diese machen oft nur einen sehr flüchtigen Eindruck auf sie. Bei andern dagegen erhebt sich der Geschmack zu einem sehr hohen Grade von Feinheit, und zu dem lebhaftesten Genusse der ausgesuchtesten Schönheiten.

§. 557. Diese Ungleichheit des Geschmackes gründet sich nun allerdings zum Theil auf die Verschiedenheit der ursprünglichen Anlagen unserer Natur, auf Klima, auf feinere Sinneswerkzeuge und Geistesfähigkeiten, durch welche sich ein Mensch vor dem andern auszeichnet. Allein ungleich mehr thun Erziehung und Kultur. Die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kann nämlich, wie jede andere, durch Uebung ausgebildet, erhöht und verfeinert werden, eine Wahrheit, welche die gesitteten Nationen aller Zeit bestätigen, und welche sich uns täglich als solche darbietet, wenn wir diejenigen, welche sich mit Erlernung der Künste und Wissenschaften abgeben, mit dem rohern und ungebildetern Theile des

Volkes vergleichen. Durch diese Uebung und Ausbildung bringt der Mensch es dahin, daß der Geschmack nicht mehr bloße Fähigkeit bleibt, das Schöne nur zu empfinden, sondern bei ihm zur Fertigkeit wird, das Schöne von dem Häßlichen auch nach Gründen zu unterscheiden, oder es zu beurtheilen.

§. 558. Das Geschäfft dieser Beurtheilung aber ist eine Sache des Verstandes. Dieser lehrt uns die Ursachen und Gründe des Wohlgefallens, welches wir in jedem einzelnen Falle empfinden. Der Geschmack ist mithin, in seinem vollkommensten Zustande, das gemeinschaftliche Werk der Natur und Kunst. Er setzt voraus, daß unser natürliches Gefühl des Schönen durch öftere Betrachtung schöner Gegenstände geübt, aber auch zugleich durch die Einsichten eines aufgeklärten Verstandes geleitet und erhöhet werde. Lesen wir z. B. ein Gedicht, wie die Aeneide, so entsteht ein großer Theil unsers Vergnügens aus der Art, wie der Stoff oder die Geschichte gefaßt und behandelt worden, aus der natürlichen und schicklichen Verknüpfung, mit welcher alle Theile des Gedichtes in einander verwebt sind, aus der Wahrheit der nach der Natur gezeichneten Charaktere, aus der Angemessenheit und Zusammenstimmung der Gesinnungen mit den Charakteren, und des Ausdruckes mit den Gedanken. Das Vergnügen, welches ein solches Gedicht uns gewährt, wird von dem Geschmacke, als einem inneren Sinne, empfunden und genossen; aber die Verbindung dieser einzelnen Theile zu einem Ganzen, und die Bemerkung dieser kunstmäßigen Vollkommenheit des Gedichtes selbst, ist offenbar Sache des Verstandes; und je mehr dieser uns in Stand setzt, alle Vorzüge dieser Art zu entdecken, um so mehr wird unser Vergnügen zunehmen.

§. 559. So viel Antheil aber auch der Verstand an der Empfindung des Schönen haben mag, so fragt es sich doch immer noch, wie die Gegenstände beschaffen seyn müssen, welche dem Geschmacke als schön erscheinen sollen? Wir wollen diese Frage besonders in Hinsicht auf den Styl beantworten, und uns daher nur auf diejenigen Bemerkungen einschränken, welche ihn unmittelbar betreffen.

§. 560. Das Schöne (§. 31.), das wir hier in der weitesten Bedeutung nehmen, so daß es alles das bezeichnet, was Wohlgefallen erregt, und die Abwesenheit aller Mängel in sich schließt, theilen wir in das allgemeine (absolute), in das besondere (conventionelle) und in das relative.

§. 561. Das allgemeine Schöne ist das, was zu allen Zeiten und unter allen Umständen Wohlgefallen erregt. Dazu gehören nun alle die angegebenen allgemeinen Eigenschaften des schönen Styles. Alle Völker kommen darin überein, sobald sie einen gewissen Grad der Cultur erreicht haben; denn der Grund dieses Schönen liegt in der Natur der Sache, oder in dem Verhältnisse zwischen Absicht und Mittel, indem jeder Sprechende die Absicht hat, verstanden zu werden, also auch die schicklichsten Mittel zur Erreichung dieser Absicht wählen muß.

§. 562. Das besondere oder conventionelle Schöne beruht auf der jeder beisammen lebenden Menge von Menschen eigenthümlichen Art zu empfinden und zu denken. So ist das lange Haar eines Weibes eine absolute Schönheit bei allen Nationen, den Neger etwa ausgenommen, allein bei den verschiedenen Farben des Haares ist der Geschmack nicht derselbe, indem dem Europäer ein schwarzes und dem Morgenländer ein

röthliches gefällt. Ja das conventionelle Schöne leidet sogar unter einer und derselben Nation seine besonderen Modificationen, indem diese wieder aus mancherlei Klassen besteht; nur suchen wir hier das Schöne bloß in der cultivirtesten Klasse, welche am geschicktesten ist, dasselbe zu nähren und zu empfinden. Dadurch wird aber keinesweges den allgemeinen Begriffen des Schönen zu nahe getreten; das Besondere widerspricht ihnen nicht, es bestimmt sie nur näher, und führt das Unbestimmte in denselben auf gewisse feste Punkte zurück. Wenn aber solcher Widerspruch doch eintritt, so artet der besondere Geschmack in einen schlechten aus.

§. 563. Auch das besondere Schöne aber ist in manchen Fällen noch zu schwankend, und muß alsdann wieder durch eigene Gesetze näher bestimmt werden, welche in der jedesmaligen besondern Absicht des Schriftstellers und Künstlers zu suchen sind. So kann z. B. ein bildlicher Gedanke in dem poetischen Style sehr schön und gut angebracht seyn, aber in der historischen Schreibart wird er ein Fehler; und so kann ein witziger Gedanke im Komischen große Wirkung haben, der in der feierlichen oder rührenden Schreibart unanständig und widrig klingt. Diese Bestimmung des Schönen nennen wir das relative Schöne, weil es in Beziehung auf einzelne Umstände gedacht werden muß.

§. 564. Wenn nun der Schriftsteller diese verschiedenen Arten des Schönen in jedem einzelnen Falle nach Grundsätzen gehörig zu empfinden und zu beurtheilen weiß, so ist sein Geschmack gut und richtig. Empfindet er aber nur eine oder die andere Art, so ist er einseitig, und diese Einseitigkeit kann leicht in einen schlechten Geschmack ausarten. Falsch, verdorben und schlecht aber ist der Geschmack dann, wenn er

den Grundsätzen des Schönen widerspricht, oder wirkliche Mängel und Fehler für schön hält.

§. 565. Auch der gute Geschmack aber hat seine Grade. Empfindet Jemand nicht bloß die hervorstechendsten, sondern selbst die kleinsten und verborgensten Schönheiten und Mängel, so hat sein Geschmack die gehörige Feinheit; empfindet er dies alles sehr schnell, leicht und bald, so hat er die nöthige Geschwindigkeit. Ueberhaupt ist der Geschmack um so vollkommener, je richtiger, lebhafterer, sicherer und lebendiger er die Zusammenstimmung oder den Mangel und die Nichtzusammenstimmung mehrerer Theile in mehreren und grösseren Werken wahrnehmen kann; und die Kunstwerke werden desto vollkommener seyn, je mehr Verstand und Gefühl zur Beurtheilung derselben zusammenstimmen, je mehr und je grössere Werke der Geschmack beurtheilen kann. Diesen vollkommensten Geschmack kann man den reifen nennen.

§. 566. Ist nun eine Nation in der Kultur so weit gekommen, daß der größte Theil der höheren Klassen den guten Geschmack in einem hohen Grade besitzt, so legt man der Nation überhaupt einen guten Geschmack bei; und werden dabei die Gesetze des conventionellen und relativen Schönen beobachtet, so hat ihr Geschmack Feinheit. In den Geisteswerken beurtheilt man den Geschmack einer Nation nach der Nationalliteratur.

§. 567. Daß übrigens auch der gute Geschmack der Veränderung unterworfen ist, kann hier kein Einwurf seyn, sobald diese Veränderung nicht das absolute und relative, sondern nur das conventionelle Schöne betrifft. Letzteres beruht auf individuellen Empfindungen, die wieder von mancherlei äußeren Umständen abhangen. Es ist daher natürlich, daß auch das conventio-

nelle Schöne sowohl in Ansehung der Vorstellungsart als des Ausdruckes veränderlich seyn muß, und diese Veränderlichkeit ist sogar nothwendig, wenn das conventionelle Schöne nicht alle Neuheit verlieren soll. Schriften, die vor funfzig Jahren wegen der Art der Darstellung schön waren, haben jetzt den größten Theil ihrer Schönheit verloren, theils, weil viele Wörter veraltet, theils weil andere durch häufigen Gebrauch zu abgenutzt und unwirksam geworden sind. Es läßt sich daher, wenn von einer lebenden Nation die Rede ist, weder die Sprache noch die Vorstellungsart fixiren.

---

# Viertes Kapitel.

---

## Kenntniß der Regeln und Kritik.

568. Wir haben gesehen, daß der Geschmack zwar eine natürliche Fahigkeit sey, daß diese aber, wie jede andere, ausgebildet, verfeinert und gestärkt werden müsse. Dies geschieht nun auf eine doppelte Art, 1) mechanisch und 2) wissenschaftlich. Mechanisch wird der Geschmack gebildet durch lange Uebung und Vertraulichkeit mit schönen Gegenständen; wissenschaftlich aber durch deutliche Erkenntniß aller Regeln des Schönen, in Verbindung mit eigener Uebung und dem Umgange mit schönen Mustern. Jenes giebt den mechanischen, dieses den wissenschaftlichen Geschmack. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß der erstere eine große Richtigkeit und Feinheit erlangen kann, wie wir das an vielen Schriftstellern sehen, welche ohne kunstmäßige Kenntniß doch richtig, rein und schön schreiben, so ist

es doch auf der andern Seite auch wahr, daß solche Kenntniß nur auf Gefühlen und dunklen Begriffen beruhet, also immer schwankend und ungewiß bleibt. Daher ist der wissenschaftliche Geschmack, bei dem deutliche Erkenntniß zum Grunde liegt, vorzuziehen.

§. 569. Ein Mittel, diesen wissenschaflichen Geschmack zu bilden, ist die Kritik. Sie macht den Inbegriff aller Grundsätze und Regeln des Schönen aus, nach welchen der Geschmack, oft ohne sich derselben bewußt zu seyn, in jedem einzelnen Falle urtheilt. Erstreckt sie sich über alle schönen Künste und Wissenschaften, so heißt sie Aesthetik.

§. 570. Die Regeln des Schönen in Ansehung des Styles betreffen den schönen Ausdruck. Zum Schönen aber gehört Reinigkeit und Richtigkeit, daher setzen die Regeln des Schönen Kenntniß der Sprachregeln voraus. Diese Kenntniß muß aber gründlich seyn, weil man sonst Gefahr läuft, unrichtig zu urtheilen, das Gute zu verwerfen, und das Schlechte anzupreisen.

§. 571. Die Regeln nun, nach welchen der Geschmack urtheilt, umfassen alle Arten des Schönen: 1) das absolute Schöne, wo sich das Verhältniß zwischen Absicht und Mittel auf die Natur des kultivirten Menschen überhaupt gründet. So ist z. B. eine wahre Geschichte in Versen eben so sehr ein Widerspruch zwischen Absicht und Mittel, als ein Gedicht in matter Prosa. Dort ist die Absicht, ohne Täuschung zu unterrichten, aber das Mittel geht auf Täuschung aus; hier ist die Absicht zu täuschen, aber das Mittel ist die Sprache des kalten Verstandes; 2) das conventionelle Schöne, wo sich das Verhältniß zwischen Absicht und Mittel auf die Natur des gesitteten Menschen in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft gründet. Der

Schriftsteller will seinen kultivirten Zeitgenossen Wohlgefallen erregen, folglich muß er auch solche Mittel wählen, welche der zeitigen Denk- und Empfindungsart derselben angemessen sind. Die Sprache des vierzehnten Jahrhunderts, oder die Tropen einer fremden Nation, etwa das Ochsenauge des Homer, würden offenbarer Widerspruch zwischen Absicht und Mittel seyn; 3) das relative Schöne, welches das absolute und conventionelle nach den jedesmaligen Umständen näher bestimmt, da es ganz in Beziehung auf einzelne Umstände gedacht werden muß, und wieder auf dem Verhältnisse zwischen Absicht und Mittel beruhet. So würde ein witziger Gedanke in der rührenden Schreibart einen Widerspruch zwischen Absicht und Mittel erzeugen, wenn gleich gegen ihn selbst nichts einzuwenden wäre.

§. 572. Man sieht zugleich hieraus, daß es ganz falsch ist, wenn einige glauben, das Genie würde durch die Regeln unterdrückt. Dies geschieht keinesweges. Sie lassen ihm seinen freien Lauf, und bewahren es nur auf demselben vor den Ausschweifungen, denen es bei seiner lebhaften Thätigkeit ausgesetzt seyn würde, indem sie es leiten, und ihm die einzige wahre Richtung geben, in welcher es nützlich werden kann. Ihr vornehmster Endzweck ist daher nur, das Genie auf die Fehler, welche es begehen könnte, aufmerksam zu machen. Sie sind ihm das, was der Zaum dem Rosse ist. So wenig dieser dessen Kräfte unterdrückt, so wenig thun es auch jene. Man könnte vielmehr im Gegentheile sagen, daß die Regel nur für das Genie sey; denn demjenigen, dem ein gewisser Sinn des Schönen fehlt, werden Vorschriften und Theorien wenig helfen. Kunstregeln überhaupt (wie Engel sehr richtig sagt) werden nicht, wie die moralischen Gesetze, nur den Schlechten, sie werden nur den Guten geschrieben.

§. 573.

§. 573. Allerdings war das Genie eher da, als die Regeln, und so mußte es auch seyn. Denn diese werden nicht durch Folgerungen a priori gebildet, sie entstehen nicht aus Schlüssen, die von Thatsachen und Bemerkungen unabhängig sind, sondern gründen sich vielmehr auf die Erfahrung, auf die Bemerkung solcher Schönheiten, welche dem geläuterten Geschmacke gemäß sind. So hat z. B. Aristoteles Vorschriften über die Einheit der Handlung in dramatischen und epischen Gedichten gesammelt, aber er hat sie nicht durch bloße Vernunftschlüsse gefunden, sondern sie aus der Beobachtung des Homer und des Sophokles abgezogen. Die Einheit gründet sich auf die Bemerkung des grösseren Vergnügens, welches uns die Darstellung einer einfachen, fortgeführten Handlung gewährt, in Vergleichung mit demjenigen, welches uns die Erzählung zerstreuter und unzusammenhängender Begebenheiten macht. Solche Bemerkungen, die sich ursprünglich aus verfeinerter Empfindung, aus Uebung und Stärkung des Kunstsinnes entwickelten, also auf einem mechanischen Geschmacke beruhten, wurden bei genauer Prüfung mit den Grundsätzen des Verstandes und den Anlagen der menschlichen Natur so übereinstimmend gefunden, daß man kein Bedenken trug, sie zu allgemein angenommenen Regeln zu erheben, und sich ihrer als eines Maßstabes bei Beurtheilung eines Schriftwerkes zu bedienen. So entstanden die Regeln, so entstehen sie noch, und Jedermann wird es zugeben, daß dadurch dem Genie seine Laufbahn unendlich erleichtert, daß es dadurch nothwendig vollkommener gemacht wird.

§. 574. Aber man könnte noch einwerfen: daß es doch wirklich mehrere Geistesprodukte giebt, die bei genauer Prüfung mit den Regeln der Kritik in Wider-

ſpruch ſtehen, und dennoch allgemeinen Beifall gefunden haben. Der Fall tritt wirklich bei den Shakespear-ſchen Schauſpielen ein, die, als dramatiſche Gedichte betrachtet, ſehr irregulair ſind, und wider die Regeln des allgemeinen Geſchmackes ſündigen. Allein nicht dieſe Fehler ſind es, welche den Beifall erhielten, ſondern die großen Schönheiten, welche mit überwiegender Kraft das Unregelmäßige gleichſam unterdrückten, und es dem Auge entzogen. Shakespear gefällt nicht, weil er die Ereigniſſe mehrerer Jahre in einem Stücke zuſammenhäuft, nicht durch ſeine Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen in einem und eben demſelben Schauſpiele, nicht durch die geſchraubten Gedanken und erzwungenen Wortſpiele, ſondern durch ſeine ſeelenvolle und meiſterhafte Darſtellung der Charaktere, durch die Lebhaftigkeit ſeiner Schilderungen, durch die Stärke ſeiner Gedanken, und durch ſein bewundernswürdiges Talent, die Sprache der Leidenſchaften zu treffen. Jene Fehler mißbilligt der gute Geſchmack eben ſo ſehr, als er die Schönheiten hochſchätzt. Aber er ſetzt ſie auf Rechnung des Zeitalters, in welchem der Dichter lebte, und überſieht ſie leichter, da das große Genie ſich oft auch in Fehlern offenbart.

§. 575. Wie aber, wenn die Regeln dem Geiſtesprodukte darin nachtheilig wären, daß ſie es ſteif, geſchroben und gedrechſelt, nicht künſtlich, ſondern gekünſtelt machten. Dies hat man wirklich wohl mehrmals als einen Einwurf betrachtet, der durch die Erfahrung beſtätigt würde. Allein wir haben ſchon vorher geſagt, daß durch die Regeln dem Genie keine Feſſeln angelegt werden ſollen. Es ſoll nicht ſklaviſch nachfolgen, nicht ſeine Originalität verleugnen, ſondern nur ſeine Produkte mit den Geſetzen des Schönen in

Harmonie bringen. Freilich wird man bei demjenigen, der ängstlich nach der Vorschrift arbeitet, der nur darauf denkt, wie er jeden Gedanken, jeden Ausdruck regelrecht darstellen will, und darüber oft alle Selbstthätigkeit vergißt, einen gewissen Zwang leicht wahrnehmen; allein er soll ja nicht sein Produkt nach Regeln, wie der Kaufmann seine Waare nach dem Maße, abmessen; diese müssen sich vielmehr bei ihm in Empfindungs-Ideen verwandeln, die er befolgt, ohne sich jedesmal zu fragen, warum? Nur erst nach vollendeter Arbeit wende er die Regeln mit vollem Bewußtseyn an, und mache seine Kenntniß praktisch.

§. 576. Ueberhaupt ist es rathsam, daß der Schriftsteller sich nicht mit dem ersten Entwurfe seiner Ideen begnüge, sondern sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gemüthszuständen wiederholt beurtheile. Dies ist sowohl bei prosaischen als bei poetischen Produkten ein reiner Gewinn, da nicht nur in den Gedanken, sondern auch in der Sprache manches zu ändern, zu berichtigen, zu verbessern seyn wird, was dem Schriftsteller in dem Augenblicke, wo er schrieb, selbst bei dem geläutertsten Geschmacke, entging. Diese Regel ist besonders Anfängern zu empfehlen, die sich oft zu sehr von augenblicklichen Eingebungen leiten lassen, und dadurch in Fehler verfallen, die sie selbst nachher als solche erkennen, wenn sie mit größerer Besonnenheit die Regeln des Schönen sich vergegenwärtigen. Horazens nonum prematur in annum ist daher, wenn man es auch nicht buchstäblich nimmt, immer ein sehr wichtiges und nützliches Hülfsmittel zur Erlangung eines schönen Styles.

# Fünftes Kapitel.

## Von den klassischen Schriftstellern.

§. 577. Ein anderes Hülfsmittel zur Bildung und Befestigung des Geschmackes ist das aufmerksame Lesen solcher Schriftwerke, worin die Regeln aller Arten des Schönen, sowohl in Ansehung der Gedanken, als auch des Ausdruckes auf das genaueste befolgt werden. Solche Muster, welche der ausgebildetste Nationalgeschmack in jedem Zeitalter für die schönsten und besten erklärt, sind dem Schriftsteller das, was die Werke großer Meister für den bildenden Künstler sind. Man nennt sie klassische Werke oder klassische Schriftsteller.

§. 578. Der Ausdruck klassische Schriftsteller gründet sich auf eine Sitte des alten Roms, wo sämmtliche Einwohner in Klassen getheilt wurden, und die der obern Klasse Classici, die der untern aber Proletarii hießen, weil sie dem Staate nicht mit Gelde, sondern nur mit Kindern dienen konnten. Nach dieser Eintheilung unterschied man nun auch den Ausdruck; und die Schriftsteller, welche sich durch eine vorzügliche Richtigkeit der Gedanken und der Sprache auszeichneten, klassisch genannt wurden. Das Wort hat aber eine weitere und engere Bedeutung. In jener heißt jeder Schriftsteller klassisch, der sich um eine Wissenschaft oder Kunst vorzüglich verdient gemacht hat, und gleichsam zur Richtschnur in derselben dienen kann. In engerer Bedeutung heißt nur derjenige Schriftsteller klassisch, der die Regeln aller Arten des Schönen, sowohl in den Gedanken, als im Ausdrucke so genau befolgt, daß Andere seine Schreibart als Muster für sich betrachten können. Bei

den klassischen Schriftstellern der erstern Art kommt es also mehr auf die Materie, bei denen der letzten Art auf die Materie und die Behandlung derselben zugleich an.

§. 579. Ein Schriftsteller wird also dann klassisch heißen, wenn er die Regeln des absoluten, conventionellen und relativen Schönen nicht nur in den Gedanken, sondern auch in dem Ausdrucke so genau als möglich befolgt. Ich sage; so genau als möglich; man muß also von einem Schriftsteller nicht verlangen, daß sein Schriftwerk ganz ohne Flecken, und ein Ideal aller Vollkommenheit seyn soll. Dies erlaubt die eingeschränkte Kraft des Menschen nicht. Doch aber muß er der Vollkommenheit so nahe kommen, als es nach menschlichen Forderungen einem Manne von dem ausgebildetsten Geschmacke möglich ist, und dann kann er auf den Namen eines klassischen Schriftstellers mit Recht Anspruch machen.

§. 580. Bei diesen Forderungen werden wir freilich nur wenige Nationen finden, die wirkliche klassische Schriftsteller aufzuweisen haben. Unter den älteren zeichneten sich die Griechen und Römer durch vorzügliche Feinheit des Geschmackes aus. Jenen verdanken wir den Homer, diesen den Cicero, zwei Schriftsteller, die unter den Klassikern der Alten unstreitig den ersten Rang einnehmen. Allein sie können für uns auch nur in dem absoluten Schönen Muster seyn, nicht in dem conventionellen. Denn ihre Sitten, Gebräuche, Staats- und Religionsverfassung, kurz ihre ganze bürgerliche Einrichtung, war ganz anderer Natur, als die unsrige, und von diesen Umständen hangen die Regeln des conventionellen Schönen ab. Wir können daher auch ihre Eigenheiten und ihre Vorstellungsart nicht nachahmen, und selbst bei der Nachahmung des relativen

Schönen werden wir behutsam seyn müssen, weil sie manches nicht als eine Verletzung des relativen Schönen betrachteten, was wir nach unserer Denk- und Vorstellungsart dafür ansehen.

§. 581. Auch die neueren Nationen haben klassische Schriftsteller aufzuweisen; allein es gilt auch von ihnen in Ansehung der Nachahmung das, was wir schon vorher bei den älteren angemerkt haben. Die verschiedenen neueren Völker haben, wenn auch ihr Conventionelles im Ganzen mehr mit einander überein kommt, als mit den älteren, doch immer viele Eigenthümlichkeiten. Daher darf eine Nation von der andern nur das absolute Schöne entlehnen, nicht aber auch das conventionelle nachahmen, wie der Deutsche ehedem that, daher er erst spät zu einer gewissen Eigenthümlichkeit und Originalität gelangte.

§. 582. Die klassischen Schriftsteller der Neuern können aber nicht für alle Zeiten Muster seyn und bleiben. Das absolute Schöne in ihren Schriftwerken ist allerdings unveränderlich, und unter allen Zonen und in allen Sprachen gleich; aber das conventionelle ist unter lebenden Nationen beständigen Veränderungen unterworfen, indem Vorstellungsarten, Sprache und Sitten sich ändern. Daher muß man bei dem Gebrauche der neueren Klassiker die gehörige Klugheit anwenden, und nur solche zu seiner Bildung wählen, deren Conventionelles noch jetzt üblich ist, und deren Sprache und Vorstellungsart also noch nicht veraltet sind. Außerdem aber sey man überhaupt vorsichtig, daß man nicht Schriftsteller für klassisch halte, die es nicht sind. Einzelne Schönheiten machen noch keinen klassischen Schriftsteller, wenn nicht das Ganze in allen seinen Theilen nach den Regeln des Schönen einge-

richtet ist. Man treffe also eine sorgfältige Auswahl unter der Leitung eines geschmackvollen und sachverständigen Mannes, und lese, wenn der Geschmack noch zu wenig befestigt ist, nicht fehlerhafte Schriften, die ihn verderben, d. h., die es der Seele habituell machen, gegen Fehler gleichgültig zu seyn, und sie außer Stand setzen, Unterschiede des Schönen und Häßlichen zu empfinden. Besonders ist es nicht rathsam, Dichter zu lesen, ehe man nicht eine gewisse Festigkeit im prosaischen Style erlangt hat. Und endlich hüte man sich vor einem sklavischen Nachtreten, worüber alle Originalität verloren geht, und vor einer gewissen Vergötterung solcher Schriftsteller, welche zu den Lieblingen der Nation gehören, aber dessen ungeachtet gegen die Regeln des Schönen nicht selten sündigen.

§. 383. Das letzte Mittel zur Erlangung eines guten Styles endlich ist eigene Uebung und Anwendung dessen, was man durch Kenntniß der Regeln und durch fleißiges Lesen klassischer Werke erlernt hat. Die besten Uebungen für Anfänger bestehen in Auszügen aus guten und mit Aufmerksamkeit gelesenen Stellen, deren Hauptideen man selbst einkleidet, und sie dann mit seinem Muster vergleicht. Aber auch dies muß unter Aufsicht eines Kenners geschehen, wenn es von wirklichem Nutzen seyn soll. Uebersetzungen aus fremden Sprachen sind dem Anfänger nicht zu rathen, weil er Gefahr läuft, auf diesem Wege seinem Style ein ausländisches Gepräge zu geben. Noch weit untauglicher aber sind Collektaneen und Phrases-Bücher, die wir als armselige Hülfsmittel seichten Köpfen überlassen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Anhang.

Als ich dieses Lehrbuch anfing, war ich entschlossen, eine kurze kritische Uebersicht der Deutschen Literatur zu geben, und besonders auf die klassischen Werke der Neuern hinzuweisen. Allein ich sehe jetzt, daß der mir bestimmte Raum bereits gefüllt ist, und so muß ich mich also auf eine bloße Anzeige einiger der vorzüglichsten Schriften über Sprache und Styl, so wie über die wichtigsten Gegenstände dieses Buches, einschränken. Indessen wird auch diese Anzeige dem angehenden Freunde Deutscher Literatur bei der Anschaffung einer kleinen Bibliothek nicht unwillkommen seyn dürfen.

## I. Schriften über Deutsche Sprache und Styl.

Außer den bekannten Werken des Herrn Hofraths Adelung, dessen Magazin, Lehrgebäude u. s. w. in Aller Händen seyn sollte, berühre ich hier noch besonders:

Schwarze'ns Entwurf der Grundsätze des Deutschen Styles. Moskau, 1780. 8.

Versuch über die Geschichte des Styles. Wien, 1781. 8.

Snell's Lehrbuch der Deutschen Schreibart für die oberen Klassen der Gymnasien. Frankf. 1788. 8.

Moritz

Moritz Deutsche Sprachlehre für Damen. Berlin, 1783.
Dessen Vorlesungen über den Styl. Oder: praktische Anweisung zu einer guten Schreibart, in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. Berlin, 1793. 2 Theile. 8.
König's praktisches Handbuch des Deutschen Styles. Nürnberg und Altorf, 1792. 2 Th. 8.
Kosmann's Versuch einer Theorie des Deutschen Styles. Verbunden mit einer praktischen Anweisung zur zweckmäßigen Ausbildung unsers Denk- und Sprachvermögens. Berlin. 3 Th. 1794—5. 8.
Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 8. B. 1ste und 2te Abth. Berlin und Stettin, 1794—5. 8.
Meierotto's Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern, zu einer Anleitung der Wohlredenheit, besonders im gemeinen Leben. Berlin, 1794. 8.
Reinhard's erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des Deutschen Styles. Göttingen, 1796. 8.
Grundlinien der Deutschen Sprachlehre und Rhetorik. Ein Leitfaden für Lehrende und Lernende. Leipzig, 1796. 8.
Anweisung zur Verminderung des fehlerhaften Redens und Schreibens der Deutschen Sprache, von Heinzelmann. Stendal, 1798. 8.
Beispiele von allen Arten des Deutschen prosaischen Styles, aus den besten Schriftstellern gezogen, nach der Adelungischen Eintheilung geordnet, und sowohl mit Einleitungen als mit Anmerkungen versehen. Leipzig, 1799. 8.
Systematische Deutsche Sprachlehre für Schulen, von G. M. Roth. Gießen, 1799. 8.

Außerdem merke man sich noch folgende Wörterbücher:

Adelungs Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. 5 Th. 1774 — 86. 3 Bände in gr. 4. (Die neue Auflage ist noch nicht ganz fertig.)

Versuch eines Hochdeutschen Handwörterbuchs für die Aussprache, Orthographie, Biegung, Ableitung, Bedeutung und Verbindung von T. G. Voigtel, 3 Bände, gr. 8. Halle 1793.

Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe. Herausgegeben von J. G. Meusel. Halle, 1776.

Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi. Tom 2. Lipsiae, 1758.

## II. Schriften über einzelne in diesem Buche abgehandelte Gegenstände.

Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Berlin, 1772. 8.

L. Meister's Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und National-Literatur. 2 Th. London (Bern) 1777. 8.

Welches sind die Veränderungen und Epochen der Deutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen? Und was hat sie in jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? von W. Petersen. (In den Schriften der Churfürstl. Deutschen Gesellschaft zu Manheim, im 3ten B.)

Was ist Hochdeutsch? von J. H. Campe. In den Beiträgen zur weitern Ausbidung der Deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 1r Bd. Braunschweig, 1795. 1stes und 2tes St.

Campe, über die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache. Und eine Schrift über denselben Gegenstand, von Kinderling. Berlin, 1795. 8.

Neuester Zuwachs der Deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, von Rüdiger. 5 St. Halle, 1793. 8.

Vollständige und praktische Anweisung zur Orthographie, zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet, und mit vielen Beispielen zur eigenen Uebung versehen, von R. Kruse, 2te Aufl. 1. 2. Th. Hamb. 1795. 8.

Stosch Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleich bedeutender Wörter der Deutschen Sprache. Frankf. a. d. O. 1770—73. 3 Bde. 8.

Joh. Aug. Eberhardt's Versuch einer allgemeinen Deutschen Synonymik; in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart. Halle, 1795. 8.

Versuch eines möglichst-vollständigen synonymischen Wörterbuchs der Deutschen Sprache, von J. F. Heynatz. Berlin, 1795.

Heynatz Deutscher Antibarbarus. 2 Bd. Berlin, 1796 — 97.

In Hinsicht auf Tropen und Figuren sehe man besonders folgende drei Schriften:

Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste, nach alphabetischer Ordnung; neu herausgegeben vom Hrn. v. Blankenburg, mit literarischen Zusätzen. Leipz. 1786 — 87 und 1794. 8.

Priestley's Vorlesungen über die Redekunst. Leipzig, 1794. 8.

Blair's Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften; übersetzt von Schreiter. Liegnitz und Leipzig, 1785.

Mendelssohn, über das Erhabene und Naive. In dessen philos. Schriften. 2 Th.

Kant's Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Engel's Theorie der Dichtungsarten, aus Deutschen Mustern entwickelt. 1ster Theil. Berlin und Stettin, 1783.

Gerards Versuch über das Genie. 2 Th. 3 Abschn.

Bendavid's Versuch einer Geschmackslehre (s. Schön, Genie, Geschmack u. s. w.) Berlin, 1799.

Homes Grundsätze der Kritik. 2 Th.

Beattie's Versuch über das Lachen und über witzige Schriften; in dessen neuen philos. Versuchen. 2 B. Leipz. 1780. 8.

Flögels Geschichte der komischen Literatur. 1. B. Liegnitz und Leipz. 1784. 8.

Dessen Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau, 1776. 8. (s. vom Genie und von der Sprache.)

Psychologische und physiologische Untersuchung über das Lachen. Aus dem Franz. übersetzt. Nebst einer Abhandlung, in welcher Kant's Erklärung des Lachens erläutert, und Platner's Theorie des Lächerlichen geprüft wird. Wolfenbüttel, 1784. 8.

Bischoff's Lehrbuch des Deutschen Kanzelley-Styles und der Kanzelley-Geschäffte, zur Beförderung akademischer Vorlesungen in denselben. 1. oder theoretischer Th. Von den allgemeinen Eigenschaften des Kanzelley-Styles. Helmstädt, 1793. 8.

Geller'ts Abhandlung vom guten Geschmacke, in Briefen (vor seinen Briefen) Leipz. 1751. 8.

Pütter's Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode Deutscher Aufschriften auf Deutschen Briefen. Göttingen, 1775. 8.

Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und der Briefe insbesondere. Berlin, 1775. 2 Bände. 8.

Berlinischer Briefsteller für das gemeine Leben. Berlin, 1795. 8.

Engel, über Handlung, Gespräch und Erzählung; in der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften. 16 Bd.

Rhetorik für geistliche Redner, von C. F. Bahrdt. Halle, 1784.

Steinbart's Anweisung zur Amtsberedsamkeit christlicher Lehrer unter einem aufgeklärten und gesitteten Volke. Züllichau, 1779.

Ueber die Declamation, oder den mündlichen Vortrag, nach dem Engl. des Herrn Thom. Sheridan, mit einigen Zusätzen, herausgegeben von Löbel. Leipzig, 1793.

Ueber Deklamation, von Franke. Göttingen, 1789 bis 1794. 2 B.

Grundriß der körperlichen Beredsamkeit. Hamburg, 1792. 8.

Unter den ältern Lehrern der Wohlredenheit sind zu empfehlen: die Anweisungen des Aristoteles, Cicero und Quintilian.

Wem es um eine vollständige Kenntniß der ältern und neuern Literatur zu thun ist, der sehe: Koch's Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod. 2 B. Berlin 1795.

# Sachregister.

(Die Zahl bedeutet die Paragraphen.)

## A.

Abgebrochenheit, s. Ellipse. Accent 485. Aktion 539. Allegorie 249. Alliteration 183. Allusion 222. Anagramm 297. Anaphora 185. Angemessenheit des Styles 118. Annomination 184. Anrede 259. Anspielung, s. Allusion. Antanaclasis 290. Antimetabole 290. Antithese, s. Gegensatz. Antitheton, s. Contrast. Antonomosie 239. Anwesenheit eines Verstandes 92. Apostrophe, s. Anrede. Archaismen 51. Asyndeton 274. Aufgeweckte Schreibart, s. muntere Schreibart. Ausländische Wörter 62. Ausruf 268.

## B.

Barbarismen 50. Bathos 421. Begeisterung 375. Begriff 4. Beispiel 223. Beredsamkeit 17. Beschreibung 217. Beschwörung 280. Bestimmtheit 128. Betheurung 279. Bewunderung 409. Bildlicher

Styl 364. Biographie, s. Lebensbeschreibung. Bombast, s. Schwulst. Brief 506. Burlesk 446, 454.

C.

Cäsur, s. Einschnitt. Carricatur 454. Charaktere 354. Congruenz 202. Contrast 288. Commutation 290. Conventionell 12. Courtoisie 340. Cumulation 272. Curial-Styl 338.

D.

Deklamation 559. Didaktischer Styl, s. Lehr-Styl. Denksprüche 296. Deutlichkeit 90. Dialog, s. Gespräch. Diasyrmus 277. Disposition 527. Distribution 229, 272. Dunkelheit 114.

E.

Echo 297. Ehrfurcht 409. Einbildungskraft 192. Einförmigkeit 298. Einheit 102, 314. Einschnitt 483. Eintönigkeit 160. Ellipse 100, 273. Empfindelei 382. Empfindsamkeit 382. Empfindungswörter 5. Emphasis, s. Nachdruck. Epiphora 185. Epitheton, s. verschönerndes Beiwort. Epizeuxis 185. Erheben 404. Erzählung 357. Erstaunen 409. Euphimismus 215. Euphonie 153. Exempel, s. Beispiel. Exergasie [illegible]13.

F.

Figürlicher Styl, s. bildlicher Styl. Figuren 178. Form der Rede 528. Frage 197. Frost 375.

G.

Galimathias 94. Gebrauch des Präsentis statt des Präteriti 256. Gegensatz 289. Gemüthsbewegungen 372. Genie 541. Genius der Sprache 80. Geschäffts-Styl 337. Gerichts-Styl 338. Geschichte

der Beredsamkeit 427. Geschichts-Styl 344. Geschmack 16, 552. Gespräch 497. Gesuchter Schmuck 418. Gleichklang 158. Gleichniß 224. Gradation, s. Steigerung. Groß 384.

K.

Kanzelley-Styl 338. Katachrese 245. Klarheit des Styles 90. Klassische Schriftsteller 577. Klein 384. Komischer Styl 430; das edle Komische 448; das niedrige Komische 452. Kritik 569. Kürze, s. Präcision.

L.

Lächerlich 435. Laune 431. Lebensbeschreibung 353. Lebhaftigkeit des Styles 176. Lehr-Styl 358. Leidenschaften, s. Gemüthsbewegungen. Leichtigkeit des Verstandes 109.

M.

Mannigfaltigkeit des Styles 298. Maximen, s. Denksprüche. Metapher 240. Metonymie 235. Metrum 176. Mimesis 277. Mittlere Schreibart 33[illegible]. Monotonie, s. Eintönigkeit. Muntere Schreibart 434. Mythologie 252.

N.

Nachdruck 205. Naiv 295. Natürlichkeit des Styles 127. Neologismen 70. Neuheit 306. Nonsense, s. Unsinn. Numerus 162, 170.

O.

Onomatopöie 200, 297.

P.

Parabel 223. Paradox 294. Parallele 286.

Parenthyrsus 376. Parodie 297. Paronomasie 290. Pathetischer Styl 396. Periode 166. Personendichtung 262. Phantasie, s. Einbildungskraft. Phöbus, s. Schwulst. Pleonasmus 135. Ploce 291. Poetische Prose 371, 466. Poetischer Styl 458. Polysyndeton 275. Possierlich 454. Prosodie 481. Prosopopöie, s. Personendichtung.

R.

Räthsel 297. Rede-Styl 422. Rede (feierliche) 517. Reim 488. Reinigkeit des Styles 49. Rhythmus, s. Numerus. Richtigkeit des Styles 77. Roman 357.

S.

Sachkenntniß 549. Sarkasmus 277. Satz 163. Sentenzen, s. Denksprüche. Scharfsinn 282. Schicklichkeit des Styles 124. Schilderung 217. Schön 31, 560. Schreibart, s. Styl. Schwulst 419. Schwur 279. Solöcismen 88. Sprache 1. Sprachgebrauch 13, 80. Sprichwörter 297. Steigerung 191. Styl 25. Sylbenmaß 478. Synekdoche 238. Synonimen 1[illegible], 213.

T.

Tautologie 135. Tirade 138. Titulatur 5[illegible]. Trope 229. Travestiren 446.

U.

Uebertreibung 269, 420. Ueblichkeit 119. Umschreibung 214. Unerwartete (das) 293. Unsinn 93.

V.

Vereinzelung 219. Verfluchung 281. Vergleichung 286. Vergrösserung, s. Uebertreibung. Vers 482.

Verschönerndes Beiwort 204. Vertrauliche Schreibart 324. Vision 261. Vollständigkeit des Verstandes 97. Vorstellung 3.

W.

Weitschweifigkeit 137. Wendungen aus dem Stegereife 198. Wiederhohlung 285. Witz 282. Wohlklang 150. Wohlredenheit 16. Wortfolge 187. Wortspiel 291. Würde des Styles 142. Wunsch 278.

Z.

Zweideutigkeit 104.

---

## Verbesserung.

Seite 177. §. 321. Z. 11. v. o. st. a) dem Geschäfts-Style b) dem Kanzelley-Style, l. dem Geschäffts- und Kanzelley-Style.

---

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph,

Über den Deutschen Styl

Berlin 1800

L.germ. 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583316-0
VD18 14784823-001